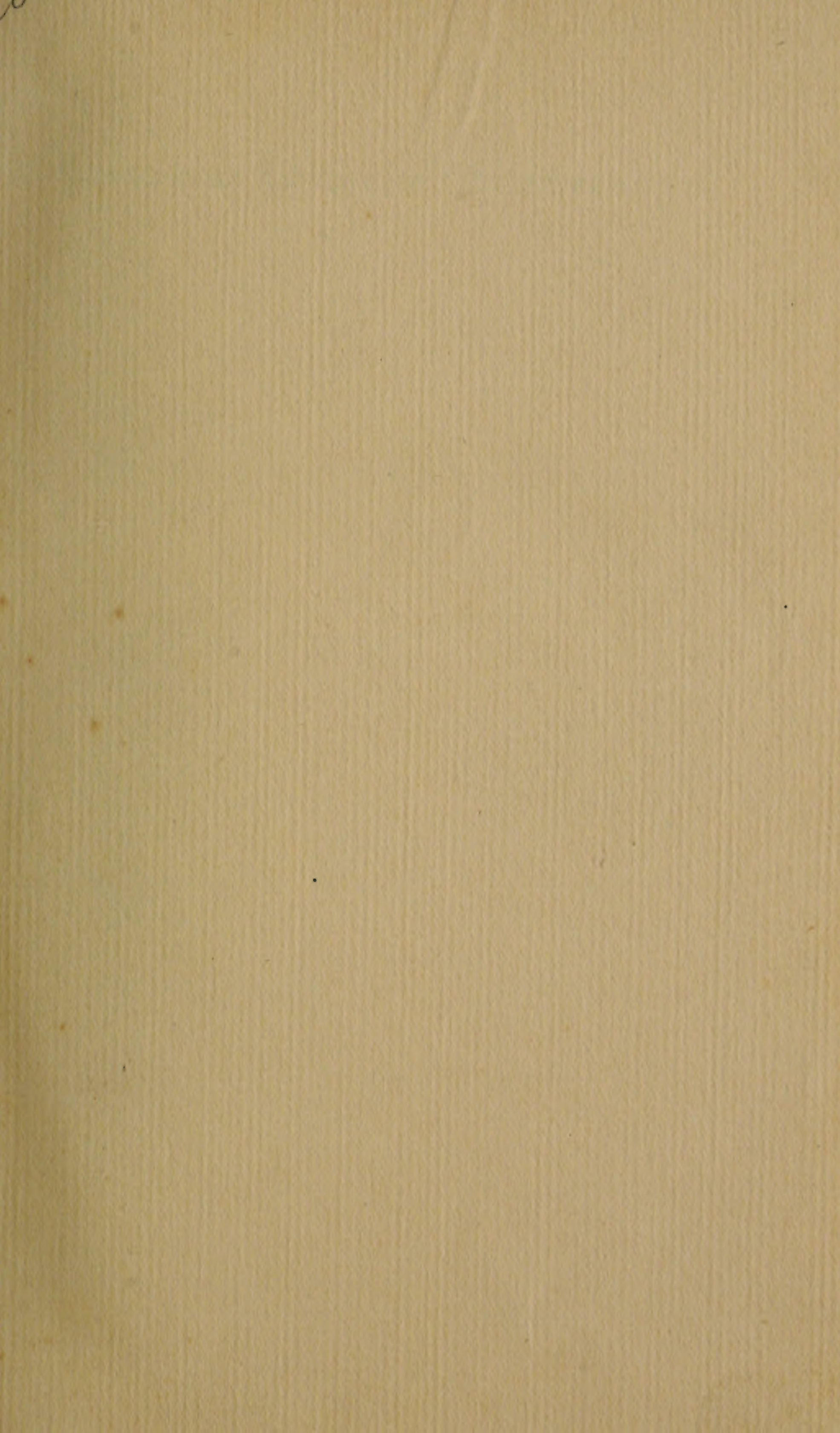
Kronprinz Wilhelm

Erinnerungen



Kronprinz Wilhelm / Erinnerungen



Erinnerungen
des
Kronprinzen Wilhelm

Aus den Aufzeichnungen, Dokumenten,
Tagebüchern und Gesprächen
herausgegeben von

Karl Rosner



J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin 1922



6.—200. Tausend

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Insel Wieringen
am 9. Nov. 1921.

Lieber Herr Rosner!

Wir haben uns oft und eingehend in Gesprächen und in Briefen um die Frage bewegt, ob es wohl richtig sei, daß ich die Rückschau über mein vielfältiges Erleben in den verflossenen Jahren vor dem Kriege, während des ungeheuerlichen Ringens und nachher in der Einsamkeit meiner stillen Insel Wieringen im Zusammenhang eines Buches niederlegen solle. Viel schien dafür zu sprechen – manches dagegen zu reden. Ein Anreiz lag für mich in dem Gedanken, daß solch ein Buch mir die Möglichkeit erschließen würde,

die letzte Wahrheit über manchen
unklar gebliebenen Vorgang der
unruhevollen Vorkriegsjahre Zeit der
Jahrhundertwende, über manches noch
unaufgeklärte Problem unserer Kriegs-
führung und endlich über die bitteren
Umstände unseres Niederbruches
auszusprechen. Denn all dieses
weltgeschichtliche Geschehen ist an mir,
als dem Manne, der dem deutschen
Kaiserthrone am nächsten stand, un-
mittelbar nah vorübergezogen.
Besser als Millionen anderer Deutscher
konnte ich in das Räderwerk der schicksal-
schweren Entwicklung sehen — und war
mit meiner Stimme, meinem
Rate doch ebenso einflußlos
wie irgendeiner. — Kronprinzenschicksal,

einer der hier erstgeborenen Hohenzollern
durchleben mußte.–
So sind – ich möchte sagen: noch ehe
ich mich selbst ganz klar entschlossen
hatte, und zunächst mehr als eine
Art von Rechenschaft für mich allein
– Teilaufzeichnungen entstanden,
zwanglose Blätter, die von meiner
Knabenzeit zum Manne, die von
Erinnerungen an Zusammentreffen mit
hervorragenden Persönlichkeiten sprechen
und die meine Stellung zu den großen
politischen Fragen der Vorkriegszeit
dartun – Aufzeichnungen schließlich
aus dem Kriege und aus den erschütternden
vollen Tagen des November 1918.
Stückwerk, dann hier vielfach noch
ein Letztes fehlt, das als vielleicht

doch schon die Einheit erkennen läßt,
nach der es drängt.

Ich habe heute, am Tage der dritten
Wiederkehr des unseligen 9. November
noch einmal wieder in den Papieren ge-
blättert, manches davon bei Seite ge-
legt, anderes dazu notiert, und bin
dabei am Ende zu dem gesuchten Ent-
schlusse gekommen, der mir jetzt als
die rechte Lösung erscheint, wogegen auch
-dessen bin ich mir bewußt- manche
diesen meinen Schritt für zu un-
zureichend halten, als daß sie ihm Ver-
ständnis entgegenbringen könnten.

Mildner fährt demnächst wieder
in die Heimat, wo allerlei dringende
Geschäfte zu ordnen sind. Er soll Sie

aufsuchen und Ihnen den ganzen
Stoff zum Aufzeichnungen und Briefen
bringen. Sie aber bitte ich, dieses Material,
das Sie zu einem guten Teile in meinem
Hause in Meiningen schon kennen
lernten, zu handhaben und Buch zu
machen. Sie sollen hierbei in Bezug
auf Gestaltung und künstlerische Formung
des Stoffes völlig freie Hand haben.
Wollen Sie also einzelnes fortlassen,
so möge es fallen, wollen Sie anderes
auf Grund unserer Gespräche und eigener
Beobachtungen ergänzen - und diese
Notwendigkeit wird sich für Sie
vielfach ergeben - so haben Sie auch
dazu meine Zustimmung.

Warum ich gerade Ihnen mit

meinen Wünschen kommen. Sie kennen mich und ich kenne Sie seit langen Jahren. Sie wissen um mein ehrliches Streben und um meine Absichten. Sie sind bei aller treuen und freundschaftlichen Gesinnung nie unkritisch und stets offen zu mir gewesen und haben bei Ihrem Besuch hier einen Einblick in mein Inneres getan. So werden Sie auch die rechte Stellung zu meinen Kriegsaufzeichnungen finden. Dazu sind Sie mir durch unsere lang zurückliegenden Gespräche im Kriegsraum von Verdun und an der Aisne, in Charleville, in der Champagne und an der Marne ein Zeuge dafür, daß all das, was ich

über meine Haltung zum Kriege und
zu unserer Politik während des Krieges
hier niedergelegt habe, nicht Erzeugnis
und billige Weisheit eines Mannes
ist, der vom Rathause kommt, sondern
daß ich damals schon so gedacht, so gehandelt
— und daß ich damals schon,
wenn auch vergeblich, gegen die furchtbar
drohende Gefahr mit allen Kräften
zu wirken versucht habe.

Mit bestem Gruß und in der
Hoffnung, daß Sie meinen Wunsch
erfüllen werden

Ihr
getreuer

Wilhelm

Vorwort des Herausgebers

Als ich vor über einem Jahre an meinem Buche „Der König“ schrieb, mit dem ich angesichts einer Flut von Entstellungen den Versuch machte, den Kaiser und sein Wesen so zu zeichnen, wie sie mir erschienen waren, und seine Umwelt so zu skizzieren, wie ich sie gesehen habe, da ist in mir vorübergehend auch der Wunsch lebendig gewesen, gleichzeitig und in gleicher Weise das Bild des Kronprinzen richtigzustellen. Richtigzustellen — denn ich kenne ihn seit langer Zeit, und ich weiß, daß die Züge seiner Art nichts mit den Zerrbildern zu tun haben, die man in weiten Kreisen der deutschen Heimat wie des Auslandes weitergibt. Ich habe den Gedanken damals wieder fallen lassen, er fügte sich nicht in die Kunstform meines Buches, er hätte ihren knappen Rahmen gesprengt. Ich habe mich auf die Umreißung der einen tragischen Figur beschränkt, und der Kronprinz ging nur in einer Szene als ihr Gegenspieler durch meine Arbeit.

Auch die Versuchung, jene andere Tragik, die in dem ersten Werke nicht zu Worte kommen konnte — das Schicksal des in einer neuen, eigenen Gedankenwelt wurzelnden und nun doch vom Zusammenbruche mitgefällten Sohnes und Erben — in einem zweiten selb-

ständigen Buche zu gestalten, ist damals im Zuge prüfender Erwägungen an mich herangetreten. Ich habe ihr nicht nachgegeben: Non bis in idem —

Ein Jahr nach Abschluß jenes ersten Buches traf mich dann der vorstehende Brief aus Wieringen, dem bald darauf die angekündigten Schriftstücke folgten. Der Brief und die den Aufzeichnungen und Dokumenten innewohnende Bedeutung für die geschichtliche Erkenntnis haben den seiner Zeit zurückgedrängten Wunsch wieder lebendig werden lassen. Zugleich hat das reiche Material aus persönlichen Erinnerungen auch die Form gegeben, die allein dem Stoffe gerecht zu werden vermochte.

So bin ich an diese Herausgeberarbeit gerne und dankbar für das mir erwiesene Vertrauen herangetreten. Ich habe sie umso lieber übernommen, als mir die Erlaubnis gegeben war, zu sichten und an einzelnen Stellen, wo mir das notwendig erschien, aus eigenem Miterleben zu ergänzen, was etwa an dem von dem Kronprinzen zum Teile nur aus der Erinnerung und ohne viel Behelfe in der Einsamkeit der Insel festgelegten Materiale fehlen mochte. Eine strenge Trennung des ursprünglichen Manuskriptes und dieser gelegentlichen Zusätze, die etwa durch Anmerkungen möglich gewesen wäre, ist mit Hinblick auf die Flüssigkeit des Ganzen vermieden worden.

Berlin, 15. Januar 1922. Karl Rosner.

März 1919.

Es ist Abend, und ich bin noch einmal die stillen, menschenleeren Wege draußen zwischen den windgefegten, aufgeweichten Weidestücken hingeschritten. Durch Grau und Dunkel.

Kein Mensch — kein Menschenlaut. Allein dieses Wehen von der See herüber, das gegen mich andrängt, mir durch die Kleider greift. Märzwind. Nächstens soll Frühling werden. Vier Monate bin ich nun hier.

Rings über mir in weiter Runde die ewig funkelnden Sterne, die gleichen, die auch über Deutschland stehen. Und tiefer an dem Horizont der einsinkenden Nacht gießen die Leuchtfeuer von Den Oever und von Texel ihre Strahlenbündel über die Zuidersee. —

Unruhig wartend steht mein Kamerad an der kleinen Gattertüre des Gärtchens, da ich wiederkomme. War ich so lange fort?

Jetzt sitze ich in diesem kleinen Zimmer meiner Pastorie, die Petroleumlampe brennt — qualmt rußend, stinkt ein wenig — und im eisernen Ofen glimmt das kümmerliche Feuer.

Kein Laut stört die Stille. Nur dieses ewige Wehen über der großen Einsamkeit der schlafenden Insel.

Vier Monate —

Und immer wieder in dieser unendlich langen Zeit, die ich, wie in einem einzigen auf etwas Warten und nach

etwas Fernem Hinhorchen verbracht habe, hat mich der Gedanke gesucht: Vielleicht, wenn du es dir vom Herzen schreibst?!

Auch heute wieder. Den ganzen Tag schon — und vorhin auf dem stillen Wege.

Ich will's versuchen!

Blätter, die das Vergangene rufen und geordnet halten und die mich selbst aus dieser Aufgerührtheit zu Ruhe und Klarheit führen sollen. Erinnerungen an Versunkenes, Rechenschaft über eigenes Tun, Wollen, Unterlassen und Festlegung der Wahrheit über manches wichtige Geschehen, dessen Bild heute noch, nur entstellt, verfälscht im Umlauf ist.

Ehrlich und ungeschminkt will ich die Vorgänge so aufzeichnen, wie ich sie sehe. Ich will eigenes Irren nicht verschweigen und fremde Fehler nicht verfolgen. Zu Sachlichkeit und zu Gefaßtheit will ich mich zwingen, auch dort, wo heute noch die rote Welle aus Schmerz und Zorn und Bitterkeit mich überfluten und mit sich reißen will, wenn mein Erinnern daran streift.

Bei Fernem, bei der Jugendzeit will ich beginnen.

Wenn ich auf die Tage meiner Kindheit zurückblicke, so ist es mir, als täte sich eine versunkene Welt voll Glanz und Sonne wieder vor mir auf. Unser Elternhaus in Potsdam und Berlin — wir alle haben es nicht weniger geliebt als jedes andere von Liebe und von Fürsorge umhegte Kind das seinige. Und auch die Freuden unserer ersten Kindheit sind sicherlich die gleichen gewesen wie die Freuden jedes fröhlichen und aufgeweckten deutschen Jungen. Denn ob der Kindersäbel des einen aus

Holz und der des anderen aus Blech ist, und ob das Schaukelpferd richtig mit Kalbsfell überzogen oder nur mit bescheidener Ölfarbe getigert ist, das ist im Grunde für Kinderherzen gleich — und die Symbole der kleinen Männlichkeit, der Säbel und das Pferd, geben das stolze Glück. Auch dieselben dummen Streiche haben wir gemacht wie jeder brave deutsche Junge — nur daß wir dabei vielleicht bessere Teppiche und teurere Möbel verdarben als manche anderen. Und das habe ich auch immer wieder gefunden, wann immer und mit wem auch ich in fernen, lang versunkenen Plauderstunden die Heldentaten dieser Kindheitsjahre tauschte: es gibt Entwicklungsstufen unserer Phantasie, in denen jeder Junge, ob er nun Königskind ist, oder ob er aus dem Bauernhofe, aus einem Bürgerhause oder einem Arbeiterquartiere kommt, etwa die gleichen kühnen Abenteuer sucht, die gleichen genialen Erfindungen macht: Vorstöße auf weitläufige geheimnisvolle Bodenräume und in muffige Keller, Erlebnisse mit flott aufgedrehten und dann, wenn sich die Wasserflut ergießt, nicht wieder zugehenden Hydranten, mit heimlichen Schneeballangriffen auf höchst ehrenwerte und peinlich korrekte Staatsbeamte, die dann mit einem Male all ihre abgeklärte Würde lassen und puterrot: „Verfluchter Lausejunge!" schreien.

Der Mittelpunkt für uns Kinder war, seit ich denken kann, unsere geliebte Mutter. Von ihr ist Liebe und ist Wärme ausgegangen und zu uns gekommen. Was auch jemals unsere jungen Herzen an Freude oder Leid bewegen mochte, sie hat Verstehen und ein Mitschwingen und Mitempfinden dafür gehabt. Alles Beste unserer Kindheit, nein mehr: alles Beste an dem, was Eltern-

haus und Familie nur geben können, danken wir ihr. Denn was sie uns in jener frühen Jugend gewesen ist, das ist sie uns geblieben, auch als wir zu Jünglingen und Männern reiften — das ist uns diese gütigste und beste Frau, für die leben nur helfen, spenden und sich zum Wohle anderer hingeben und verschwenden heißt, auch heute noch.

Als ältester Sohn stand ich unserer geliebten Mutter stets besonders nahe. Mit allen meinen kleinen oder großen Anliegen, Wünschen oder Sorgen bin ich zu ihr gekommen, und auch sie hat redlich mit mir geteilt, was sie an Hoffnungen oder Befürchtungen in sich trug, was sie an Erfüllungen oder Enttäuschungen erlebte. Sie hat in manchen Schwierigkeiten, die sich zwischen meinem Vater und mir im Lauf der langen Jahre ergeben hatten, begütigend, glättend und ausgleichend vermittelt, es gab keinen Gedanken von einigem Gewicht in meinem Herzen, den ich nicht zu ihr bringen durfte und den ich ihr nicht brachte. Dieses Verhältnis tiefer Liebe und gläubigen Vertrauens blieb so bis in die schwere Zeit des Krieges hinein und ist auch heute nicht durch all die harten äußeren Umstände durchbrochen, die mich augenblicklich von ihr trennen.

Besonders glücklich und dieser Fügung dankbar aber bin ich, sie in dieser qualvollen Zeit an der Seite meines so schwer geprüften Vaters zu wissen, als seine treueste Gefährtin jetzt im Unglück, wie einst im Glück. Als seinen besten bis zur Aufopferung selbstlosen Freund, ernst und rein, groß in ihrer Güte, vollkommen in ihrer Treue. In tiefem Stolz als ihr Sohn spreche ich es hier aus: Das Vorbild einer deutschen Frau, deren bestes Wesen

in der Erfüllung ihrer schweren Pflichten als Gattin und Mutter nur reiner und klarer noch sich enthüllt — nun, da der Prunk der kaiserlichen Umwelt gefallen ist und sie allein in ihrer schlichten Menschlichkeit erscheint.

Das Verhältnis von uns Kindern zum Vater war anders. Er war stets freundlich und in seiner Art liebevoll gegen uns, aber er hatte schon naturgemäß nicht allzuviel Zeit für uns übrig. So kommt es, daß ich, wenn ich unsere frühe Kindheit überdenke, kaum ein paar Bilder finde, in denen ich ihn in harmloser, ungezwungener Heiterkeit mit uns oder in froher Hingegebenheit an unsere Kinderspiele sehe. Wenn ich es mir jetzt zu erklären suche, so ist es mir, als ob er die Würde und die Überlegenheit des Reifen und Erwachsenen nicht so völlig hätte von sich streifen können, um mit uns kleinen Jungen richtig jung zu sein. So haben wir in seiner Nähe eine gewisse Befangenheit eigentlich nie ganz verloren, und auch seine in Momenten guter Laune bisweilen betonte Derbheit in Ton und Ausdruck, die uns offenbar zutraulich machen sollte, wirkte auf uns eher einschüchternd. Das mag weiter auch daher kommen, weil wir Kinder fühlten, daß er so oft, wenn er noch bei uns zu sein schien, mit seinen Gedanken schon nicht mehr bei uns war. Das ließ ihn dann beinahe unpersönlich, zerstreut und unseren jungen Herzen manchmal fremd erscheinen.

Nur meinem Schwesterchen ist es gelungen, von Kindheit auf sich einen warmen Platz in seinem Herzen zu gewinnen.

Auch allerlei uns sonst ganz ungewohnter Zwang ging für uns Jungen von ihm aus. So mußten wir, wenn

wir sein Schreibzimmer betraten, was er aber nicht gerne sah, die Hände auf dem Rücken halten, damit wir nichts von den Tischen herunterstießen. Zu all dem kam, daß die Ehrerbietung und der soldatische Gehorsam, die uns Kindern dem Vater gegenüber von klein auf anerzogen wurden, mit dazu beitrugen, in uns eine gewisse Unsicherheit und Scheu vor ihm zu erzeugen. Diese Unfreiheit haben auch ich und mein Bruder Fritz empfunden, obwohl gerade wir beide niemals als schüchtern gelten konnten. Ich selbst habe mich erst langsam und mit fortschreitender Entwicklung von diesem Gefühl von Beengung befreit.

Bei der Erinnerung an das Arbeitszimmer meines Vaters fällt mir ein kleines Erlebnis jener Kindertage ein, das darum für mich einprägsam gewesen und unvergeßlich geworden ist, weil es meinen ersten und unfreiwilligen Antrittsbesuch beim Fürsten Bismarck darstellt.

An einem frühen Morgen war das. Ich war im Begriff, mit meinem Bruder Eitel Friedrich zum Unterricht nach Bellevue zu fahren, und trieb mich noch eine Zeitlang revierend und unbekümmert in den unteren Räumen des Schlosses herum. Bei dieser Inspektion geriet ich zufällig in ein kleines Zimmer, in dem der alte Fürst über Skripturen am Schreibtisch saß — und jetzt zu meinem Schreck die Augen nach mir hob. Die Erfahrungen, die ich in ähnlichen Fällen gemacht hatte, ließen mich erwarten, daß ich prompt und ungnädig hinausgeschmissen würde. Ich hatte meinen eiligen Rückzug auch schon eingeleitet, als mich der alte Fürst zu sich heranrief. Er legte die Feder hin, griff mich mit seiner riesigen Hand an der Schulter und sah mir mit

seinen großen, durchdringenden Augen gerade ins Gesicht. Dann nickte er mir zu und sagte: „Kleiner Prinz, Sie gefallen mir, bewahren Sie sich Ihre frische Natürlichkeit — —". Er gab mir einen Kuß, und ich sauste aus der Stube hinaus. Ich war dermaßen stolz über den Vorfall, daß ich meine Brüder durch Tage wie Luft behandelte: Fabelhaft — ich war ohne Erlaubnis in ein Arbeitszimmer hineingestolpert — und weder angepfiffen noch hinausgeworfen worden! Und noch dazu ins Arbeitszimmer des alten Fürsten.

Auch die Art unserer weiteren Erziehung über die ersten Kinderjahre hinaus hat sicher dazu beigetragen, uns von dem Vater mehr und mehr zu distanzieren. Unsere Ausbildung wurde bald vollständig in die Hände von Hauslehrern und Gouverneuren gelegt, und durch sie erfuhren wir dann auch, ob Seine Majestät mit uns zufrieden sei oder nicht. Hier schon, in der Familie und der eigenen frühen Jugend also, spürten wir das „System des Dritten", das Bestreben, unter Ausschaltung direkter Aussprachen, durch Mittelsleute Vorträge zu hören und Entscheidungen weiterzugeben. Dieses für einen vielseitig und stark in Anspruch genommenen Mann, wie es der Kaiser zweifellos stets gewesen ist, so bestechende Prinzip hat sich mit den Jahren immer mehr verwurzelt und ausgebaut, und es hat in Fällen, in denen einflußhungrige und ebenso gefällige wie seßhafte Hofleute oder Politiker sich der Mittlerposten bemächtigt hatten, die Ausschaltung unerwünscht klingender Berichte oder die (vielleicht oft ganz unbewußt erfolgte) einseitige Färbung der Einläufe verschuldet und damit manches Unheil angerichtet.

Das Kabinett, namentlich das der Zivilverwaltung, war im Grunde nichts anderes als eine Personalbehörde, der Kabinettchef das Sprachrohr und der Vermittler jeder wie immer gearteten Stimme aus seinem Tätigkeitsbereiche; dazu der Rückträger allerhöchster Entscheidung. Der Gedanke dieser Stellung setzt unbedingte, beinahe übermenschliche Gerechtigkeit und Objektivität voraus. Doppelt dann, wenn der Regierende (was seiner engeren Umgebung nicht entgehen konnte) doch in mancherlei Hinsicht beeinflußbar und durch bittere Erlebnisse erschüttert ist. In solchem Falle wird die Verantwortlichkeit dieser Stellen, wenn ihre Inhaber die oben klar gezogene Linie überschreiten, so groß wie ihre Macht.

Dann — und gar, wenn sie sich zur Stärkung ihrer Stellung, ihres Einflusses stillschweigend zusammenschließen — werden sie und ihre höfischen Helfer zu Verfälschern des Bildes, auf Grund dessen der Herrscher seine letzten folgenschweren Entschließungen treffen muß. Die wahrhaft Verantwortlichen für Fehlsprüche und Fehlentscheidungen.

Wer in aller Welt spricht aber heute von den Sünden, die die langjährigen Chefs des Zivil- und des Marinekabinetts am deutschen Volke in der Zwiesprache ihrer täglichen „Vorträge" begangen haben? Fest und eng hielten sie den Kaiser in ihre Auffassung aller wichtigen Fragen eingesponnen. Riß dennoch einmal eine Masche, weil ihm über eigenem Beobachten oder auf den mutig vorbrechenden Vorstoß eines Outsiders hin die Augen aufgegangen waren — dann gab ihr täglicher Dienst ihnen schon morgen Gelegenheit, den Schaden zu stopfen und den Eindruck, den der Eindringling hinter-

lassen, aufzuheben. Ich weiß, daß keiner dieser Männer je im Bewußtsein schädlichen Einflusses so gewirkt und gehandelt hat. Am Ende hält eben ein jeder sein Rezept zum politischen Heile für das allein Erfolg bringende und echte. Ich weiß auch (um von diesen Trägern des Prinzipes noch einmal zum Prinzipe selbst zu kommen), daß ein Kabinettchef, der die Entschlüsse des Kaisers noch ganz anders beeinflußt und behämmert hätte, ein Segen für das Vaterland und für uns alle hätte werden können — wenn dieser Kabinettchef ein harter, starker, zielsicherer Mann gewesen wäre. Einen solchen Mann hat das Schicksal dem Kaiser leider nicht beschert. Die Tendenz der Kabinettspolitik und ihres Anhanges, dem Herrscher die nackten Tatsachen, die immer drohender heraufsteigenden Gefahren in milderem Lichte erscheinen zu lassen, die sich härter und härter meldenden Bedenken und Sorgen immer wieder einzuschläfern, bis das Geschick sich endlich erfüllte, hat fürwahr Volk und Vaterland nicht zum Segen gereicht. Unsichtbar und unfaßbar blieb das Wirken dieser Ratgeber der Krone, und wohl manchmal wird dem Kaiser die bittere Frage aufsteigen, ob bei ihrer Wahl — besonders bei der Wahl der langjährigen letzten Chefs des Zivil- und Marinekabinetts eine glückliche Hand ihn führte. Für seine Mitarbeiter und seine Umgebung durften die besten Köpfe und die unverzagtesten Herzen aus allen Schichten Deutschlands gerade gut genug sein.

Ein Grundfehler war es, daß nur der Reichskanzler Vortrag unter vier Augen hatte und daß den Vorträgen der übrigen Minister u. s. w. der zuständige Kabinettchef beiwohnte. Bei den Militär- und Marine-

vorträgen war außerdem noch der diensttuende Generaladjutant von Plessen zugegen. Die Kabinette kamen dadurch in ein gewisses Übergewicht zu dem Minister oder dem Manne, der verantwortlich war.

Aber ich bin weit abgeschweift und will zurück zu den Erinnerungen aus meiner Jugend.

Bei dem „System des Dritten" war ich geblieben.

In bezug auf uns Söhne also kam es, als wir erst militärischen Rang bekleideten, dazu, daß der Kaiser mit uns im allgemeinen durch den Chef des Militärkabinetts oder durch den General von Plessen verkehrte, und wir erhielten sogar gelegentlich wegen recht harmloser Dinge rein persönlicher Art Kabinettsorders zugestellt.

Zu direkten freundlichen und freundschaftlichen Aussprachen zwischen Vater und Söhnen kam es kaum. Es war deutlich, daß der Kaiser auch uns gegenüber persönliche Auseinandersetzungen, in denen er etwa Entscheidungen treffen sollte, vermied — der Dritte wurde auch hier eingeschoben. Um Nichtigkeiten, deren Erledigung unter anderen Voraussetzungen mit wenigen väterlichen Worten hätte erfolgen können, wurden Vermittler und Mitwisser zu offiziellen Aussprachen bemüht — für mich aber, dem die Natur den Geschmack an solch peinlich-formeller Aufmachung versagt hat, ergaben sich hieraus nur allzu oft Verschärfungen der Spannung. Es mochte sein, daß ich die von der ganz profunden Wichtigkeit ihrer Missionen überzeugten Herren nicht immer mit dem ihrer Selbsteinschätzung entsprechenden Ernste empfing, und sie vergalten mir das wieder, indem sie Seiner Majestät gelegentlich ihre Be-

denken über meinen Mangel an Haltung, an Würde und Reife steckten. Sicherlich haben diese Mittelsleute nicht wenig Schuld daran, wenn Mißverständnisse oder kleine Konflikte sich gelegentlich verschärften oder wenn sie Anlaß zu allerlei Vorurteilen oder Unterstellungen wurden. Bisweilen hatte ich den Eindruck, als ob sich diese kleinen Intrigen bis zu einer Art von Hetzerei häuften. Alles, was ich sprach oder tat, wurde ihm geschäftig zugetragen, und ich war damals jung und unbekümmert und habe so sicher manches unbedachte Wort gesprochen und manchen unbedachten Schritt getan.

In solchen Zeiten war es dann beinahe wie eine Befreiung, wenn ich gelegentlich, bei Manometer neunundneunzig oder zu besonders festlichen Anlässen, im Dienstanzuge zum Kaiser bestellt und von ihm unter vier Augen gründlich, aber wenigstens direkt heruntergeputzt wurde. Dabei verstanden wir uns immer noch am besten. Und dabei konnte man bisweilen auch eine Lippe wagen.

Ein völlig harmloses Beispiel, das hierher gehören mag, zieht mir gerade durch den Sinn:

Ich war von jeher ein begeisterter Anhänger des Sports in jeder Form: Jagdreiten, Rennen, Polo u. s. w. Aber auch da gab es wieder Einschränkungen, Bedenken und Verbote. Richtig wie ein Wilderer kam man sich manchmal vor. So sollte ich weder Rennen noch Schleppjagden reiten — wegen der Gefahr. Aber gerade darum liebte ich diesen Sport.

Nun hatte ich mein erstes öffentliches Rennen im Berlin-Potsdamer Reiterverein hinter mir. Hoffentlich gab es keinen Krach als Nachspiel.

Aber der Kaiser bestellte mich am nächsten Morgen im Dienstanzug ins Neue Palais.

Gewitterige Stimmung: „Du hast Rennen geritten?"

„Zu Befehl."

„Du weißt, daß es verboten ist?"

„Zu Befehl."

„Warum hast du es nun trotzdem getan?"

„Weil es meine größte Passion ist und weil ich es für gut halte, wenn der Kronprinz seinen Kameraden zeigt, daß er die Gefahr nicht scheut und ein gutes Beispiel gibt."

Einen Augenblick schweigt er und überlegt. Dann plötzlich sieht er wieder auf: „Hast du wenigstens gewonnen?"

„Leider bin ich um einen Kopf durch Graf Königsmarck geschlagen."

Da schlägt er ärgerlich auf seinen Tisch: „Das ist aber dumm — und nun mach, daß du 'rauskommst!"

Diesmal hatte mein Vater mich und den Sportsmann in mir verstanden. —

Je älter ich wurde, umso öfter kam es vor, daß ernste Männer aus verschiedenen Kreisen sich an mich wandten, damit ich Angelegenheiten, für die sie sich besonders interessierten, beim Kaiser anrege oder durchsetze, oder damit ich Seine Majestät auf Mißstände hinweise. Ich habe derartige Übermittlungen grundsätzlich nur dann übernommen, wenn ich mich selbst vorher über die Sachlage genau unterrichten konnte und wenn ich die Berechtigung des Wunsches anerkennen mußte. Es blieb dann immer noch genug übrig. In den meisten Fällen waren es unangenehme Dinge, die ich so meinem Vater vortragen

mußte, Dinge, die er sonst vielleicht nie erfahren hätte und die er meines Erachtens doch wissen mußte.

Der schwerste Gang, den ich in solchem Zusammenhange zu meinem Vater getan habe, ist wohl jener, den ich zu Anfang des Jahres 1907 antreten mußte, um ihm über den Fürsten Philipp Eulenburg die Augen zu öffnen. Es wäre damals zweifellos längst die Pflicht der amtlichen Stellen gewesen, den Kaiser auf den mehr und mehr in das Wissen aller dringenden Skandal hinzuweisen, ihm das Material zu unterbreiten — sie ließen ihn blind, unwissend verharren. So mußte ich mich denn entschließen, den Schritt zu tun. — Niemals im Leben werde ich das verzweifelte, entsetzte Gesicht meines Vaters vergessen, das mich fassungslos anstarrte, als ich ihm im Garten des Marmorpalais von den Verfehlungen seiner nahen Freunde sprach. Dabei war die sittliche Reinheit des Kaisers so groß, daß er sich die Möglichkeit solcher Verirrungen kaum vorstellen konnte. — In diesem Falle hat er mir für mein Eingreifen rückhaltlos gedankt.

Im Gegensatz zu dem Falle Eulenburg lagen die meisten Fragen, die ich vor Seiner Majestät, sei es aus eigenem Antrieb, sei es auf Anregung von anderen zur Sprache brachte, auf den Gebieten der äußeren oder inneren Politik, oder sie betrafen führende Persönlichkeiten — nein, besser: Persönlichkeiten, die unschlüssig und schlaff waren, aber an Stellungen klebten, auf die klare, willensstarke Männer gehört hätten. In solchen Fällen hat der Kaiser mich meist ruhig angehört, und er hat manchmal auch entsprechend eingegriffen; noch öfter aber wurde er, nachdem ich weggegangen war, von einem anderen, der nach mir kam, wieder umgestimmt. Es konnte

nicht ausbleiben und blieb auch nicht aus, daß dem Kaiser meine Vorträge und Anregungen auf die Dauer peinlich wurden. Er war sehr viel auf Reisen, so daß ich ihn nur verhältnismäßig selten zu sehen bekam. Als Folge hiervon waren diese Zusammenkünfte dann zumeist belastet mit einer ganzen Reihe von Mitteilungen und Anfragen, durch die er sich bedrängt fühlte. Ich habe selbst schwer unter diesen Verhältnissen gelitten, sah jedoch keinen Weg, sie zu bessern. Ich hielt es jedenfalls für meine Pflicht, den Kaiser immer offen von allem zu unterrichten, was er nach meiner Meinung wissen mußte — und sonst nicht erfuhr.

Bei all dieser Spannung, und obwohl mein Vater sich eigentlich dauernd über Einzelzüge meines Wesens ärgerte — vor allem über meine Abneigung, mich einem gehobenen Stile anzupassen — hat er mich doch in seiner Art lieb gehabt, und er ist im Grunde seines Herzens auch stolz auf mich gewesen.

Natürlich ist über dieses mein persönliches Verhältnis zu meinem Kaiserlichen Vater in der Öffentlichkeit reichlich viel gewispert, geklatscht und wohl auch geschrieben worden. Wenn ich das Talent gehabt hätte, derlei wichtig zu nehmen, hätte ich mir bald recht interessant vorkommen können. Da wurde immer wieder von glatten Zerwürfnissen berichtet, von scharfen Zurechtweisungen von seiner Seite, von offenem oder verstecktem Frondieren von der meinen. An all dem war, wie ich hier ausführte und was ich auch in keiner Weise verkleistern oder vertuschen will, bisweilen ein Korn Wahrheit. Ein Korn, um dessen Wichtigkeit dann ein gewaltiges Gegacker unter den alten Damen beiderlei

Geschlechtes anhub. Noch einmal also: es haben in der Tat früh schon und vielfach Meinungsverschiedenheiten bestanden, und es ist gelegentlich auch zu Aussprachen hierüber gekommen. Im Grunde waren diese Konflikte, soweit sie sich um persönliche, also nicht rein politische Fragen bewegten, aber kaum von größerer Nachhaltigkeit und Tiefe als jene, die sich wohl in sehr vielen Familien hin und wieder zwischen Vater und Sohn. als zwischen den Vertretern zweier Generationen und damit zweier Weltanschauungen, auftun — nur daß die ungeheure Resonanz des höfischen Lebens jedem solchen einfachen Vorgang zu einem unverhältnismäßigen Echo verhalf. Den Kern der Wahrheit, wie ich zu meinem Vater gestanden habe, treffen all diese Gerüchte also nicht.

Der häufig vorkommende Fall, daß Vater und Sohn völlig verschieden an Charakter, Temperament und Wesensart sind, scheint mir, soweit ich den Kaiser und soweit ich mich selbst kenne und zu beurteilen vermag, auch auf uns Geltung zu haben. Er prägt sich in der Familiengeschichte unseres Hauses ganz regelmäßig aus.

Mag sein, daß auch die große Zeitwende zu einer freieren, vom Überkommenen gelösten Lebensauffassung, die sich zwischen die Menschen seiner Jahre und meine Altersgenossen zu schieben scheint, die mir also noch zugute kam, die von ihm aber als gegnerisch empfunden wurde, uns vielfach schied. Jedenfalls erschienen mir bald, und je mehr ich mich im Leben umsah, desto unabweisbarer, manche seiner Anschauungen, Ansichtsäußerungen und Handlungen fremdartig und unverständlich. Der erste Komplex solcher Fragen, zu denen ich mich schon als Junge in einem gewissen inneren Gegensatz fand,

betraf die höfische Feierlichkeit, so wie sie damals gepflegt wurde. Es lag für mich eine Peinlichkeit darin, zu sehen, wie die Menschen unter den vorgeschriebenen, teils recht verstaubten Regeln ihre Freiheit verloren und, ich möchte sagen, zu Trägern von Rollen wurden. Mehr noch, wie selbst sonst zweifellos kluge Männer unter dem Einfluß dieser Umwelt ihre eigene Meinung einbüßten und nicht mehr gaben als der Durchschnitt. Ich selbst habe mich daher auch später, wo irgend sich das machen ließ, von allem Höfischen, Prunkhaften und Dekorativen gedrückt und in meinem eigenen Kreise allen Formenkram soweit wie tunlich abgestellt. Nicht endlose Cercles und repräsentative Galavorstellungen, sondern zwanglosen Verkehr mit Menschen aller Art, Geselligkeit in kleinem Kreise, Theater und Konzerte, Jagd und Sport wünschte ich mir für meine Erholungsstunden.

Der Umgang mit Altersgenossen zog mich stets mehr an als das Zusammensein mit sehr viel älteren Persönlichkeiten, ohne daß ich diese etwa geflissentlich gemieden hätte. Da ich ferner, meiner Naturanlage folgend, vielleicht mehr in der Wirklichkeit stand und stehen konnte als mein Vater, und da ich mehr vorurteilslose Menschen aller Berufskreise sprach und vor allem anhörte, kam es, daß ich mich auf Grund so gewonnener Überzeugungen manchmal verpflichtet fühlte, zu warnen und zu widersprechen. Stets aber habe ich in dem Kaiser meinen Vater und Kaiserlichen Herren gesehen, dem Achtung und Ehrerbietung zu erweisen mir ebensowohl ein Drang des Herzens wie ein Gebot der Pflicht war.

Ich habe diese Seiten wieder durchblättert, die ich da unlängst an einer Reihe von Abenden als Erinnerungen an meine Kindheit und an meine Stellung zu den Eltern niedergeschrieben habe. Dabei will es mir scheinen, als würden sie dem Wesen meines Vaters doch nicht ganz gerecht, als sprächen sie allein von kleinen Schwächen, als müßte ich, wenn ich ein volles Bild von ihm entwerfen will, doch länger bei ihm weilen.

Wenn ich einen Begriff suche, der seinen tiefsten Wesenszug treffen soll, so drängt sich mir immer ein Wort auf, das von einem Menschen unserer Tage auszusprechen oder hinzuschreiben ich mich beinahe scheue, das leer und abgegriffen scheint, weil es so oft und so gedankenlos wie kleine Münze verschleudert wird: Edel. Der Kaiser ist edel in dieses Wortes bester Bedeutung, er ist voll redlichsten, nach dem Guten und Gottgefälligen gerichteten Willens, und seine Gedankenwelt ist von einer vornehmen Reinheit. Rückhaltlose, vielleicht oft nur allzu hemmungslose Offenheit, entgegenkommendes Vertrauen und der Glaube in die gleiche volle Vertrauenswürdigkeit und Offenheit des anderen sind Grundzüge seines Charakters. Talleyrand soll einmal irgendwo gesagt haben: »La parole a été donné à l'homme pour déguiser sa pensée« — bei meinem Vater aber schien es mir oftmals, als wäre die Sprache ihm gegeben, damit jedes Fältchen seiner reichen und sprudelnden Gedankenwelt dem Partner offenbar würde. Er hat sich immer gleich ganz gegeben — ohne Patrouille und Vortrab — unvorsichtig, ein nobler Verschwender seines stets neu quellenden, aus einem großen Wissen und einer manch-

mal freilich überwuchernden Phantasie gespeisten Besitzes. Dazu ist er nach seiner ganzen Anlage und ethisch-religiösen Ausrichtung völlig ohne Falsch, er würde Heimlichkeit, Verstellung, Unaufrichtigkeit für verächtlich und tief unter seiner Würde halten. Der Gedanke, der Kaiser hätte je ein Ziel durch wissentlich falsche Vorspiegelung oder auf krummen Wegen erreichen wollen, ist mir gar nicht vorstellbar.

Mag allerdings sein, daß bei all diesem sich rückhaltlos und ohne Vorbehalt Offenbaren der jedem reinlichen Menschen innewohnende Drang nach Offenheit seine stärkste Stütze fand in einer den Kaiser sichtlich beherrschenden Überschätzung der augenblicklichen persönlichen Wirkung. Er glaubt, im persönlichen Gedankenaustausch seiner Siege im Anlauf sicher zu sein und der kleinen Mittel langer Vorbereitung und Belagerung ebensowenig zu bedürfen wie der Kniffe und Pfiffe diplomatischer Wortfechter. Ich habe tausendmal beobachtet, daß die von seiner Person ausgehende Wirkung in der Tat groß ist und daß auch Männer von sonst durchaus selbständiger Form dem bisweilen geradezu faszinierenden Einflusse meines Vaters leicht verfielen. Vielleicht nur vorübergehend.

Immerhin haben aber solche von Jugend an erlebte Erfolge und mehr noch die daran anschließenden Bewunderungsbezeugungen und Schmeichelreden gefälliger Freunde oder Hofleute seinen Blick für die Zweckmäßigkeit dieser Hingabe aller letzten inneren Reserven ebenso wie seine Einsicht darein getrübt, daß der einzelne — und wäre er ein Kaiser und eine noch so stürmisch wollende Persönlichkeit — am Ende leicht

wiegt gegenüber großen weltbewegenden Strömungen der Zeit.

Daß ihm die ganze Größe der aufziehenden Gefahr so lange nicht zum Bewußtsein kam, mag mit an diesem Mangel an Augenmaß in der Beurteilung seines persönlichen Einflusses liegen. Hier ist ihm manche Überschätzung unterlaufen — hier ist sein gutgläubiges Vertrauen zweifellos nicht selten von klugen Gegenspielern in Sicherheit gewiegt worden.

So kam es, daß er noch in Zeiten, in denen das Weltgeschick im ungeheuren Drucke sich auswirkender wirtschaftlicher und politischer Kräfte schon unhemmbar zum Kriege trieb, meinte, durch seinen Einfluß in London und Petersburg das Rad zum Stillstand bringen zu können.

Die Fähigkeit, Menschen und Verhältnisse richtig — das heißt objektiv und realpolitisch, ohne diese Fehlerquelle persönlicher Überschätzung — zu beurteilen, ist für den Herrscher und Staatsmann von höchster Wichtigkeit. Sie ist dem Kaiser nicht in vollem Maß gegeben, und ich habe den Eindruck, daß einzelne verantwortliche Stellen und Kabinettchefs keineswegs immer mit dem nötigen Nachdruck für die Korrektur irriger Auffassungen dieser Art eingetreten sind.

Im Grunde seines Gemüts ist mein Vater von einer reinen Herzensgüte, die danach drängt, Freude zu machen, Frohsinn um sich zu sehen, die aber nach außen manchmal und infolge des Wunsches, sich nicht weich, sich königlich und über kleine Regungen seines Gefühles erhaben zu zeigen, verdeckt erscheint.

Er ist ganz Idealist in seinem Denken und Fühlen und voll Zuversicht zu jedem Menschen, der als Mit-

arbeiter neu in seine Umwelt tritt. Die Gegenwart und Zukunft sah und beurteilte er stets nur im Spiegel seiner ureigensten Gedankenwelt, die umso unwirklicher wurde, je härter und unerbittlicher der verborgene und offene Kampf um unser nationales Bestehen im Reiche und außen entbrannte, je rauher das Geschick ein Stück dieser Ideenwelt nach dem anderen zerschlug.

Einen hohen Platz in der von einer ritterlichen Gesinnung getragenen Ethik des Kaisers nimmt der Begriff der Treue ein. Er fordert sie restlos, und kaum irgend ein anderer Verstoß trifft ihn schwerer als Handlungen oder Unterlassungen, die er als Treubruch wertet. Ein Beispiel nur: Niemals hat er in seinem Herzen dem Fürsten Bülow jene Novembertage des Jahres 1908 verziehen, an denen der Reichskanzler ihm nicht die Rückendeckung gewährte, die er gerade damals erwarten durfte. In der Tat bedeuteten jene schweren Novemberkonflikte mit ihren stürmisch aufbrausenden Reichstagssitzungen und ihrer Flut von Zeitungsangriffen für ihn, wenn ich die Dinge recht erkenne, weit mehr als einen Echec seiner kaiserlichen Stellung und Würde. Allein als solcher stellte sich die Wirkung vielleicht den Außenstehenden dar. Ich habe damals wohl tiefer in das Herz meines Kaiserlichen Vaters sehen können als irgend ein Mensch sonst, außer meiner lieben Mutter, und ich bin von der Überzeugung durchdrungen, daß sein Selbstvertrauen unter jenen für ihn kaum faßbaren und kaum erträglichen Eindrücken einen Bruch bekam, von dem es sich nie wieder ganz erholte. Seine bis dahin unverzagte Entschlußfreudigkeit und Willenskraft sind in jenen Tagen geknickt, und ich glaube, daß die Geburtsstunde des

Keimes zu vielen von den Unsicherheiten und Schwankungen, die das letzte Jahrzehnt seiner Regierung und namentlich die Kriegszeit aufzuweisen hat, in jenen Tagen liegt. Denn von da ab hat der Kaiser bald mehr und mehr die Geschäfte an die verantwortlichen Ratgeber aus den Kabinetten gleiten lassen, sich selbst und die eigene Stimme aber oft bis zur völligen Ausschaltung seiner Meinung zurückgehalten. Eine heimliche, unausgesprochene Sorge vor neuen Konflikten und Verantwortungen, die er etwa tragen solle, war über ihn gekommen. Und mehr gefällige und geschäftige als starke Hände haben sich vorgeschoben, haben die Zeit und Umstände genutzt und in den Machtbereich ihrer engen bureaukratischen Ideenwelt gezerrt, was, solange die damals geltende Verfassungsidee stand, niemals dem Bereiche des freien kaiserlichen Willens entzogen werden durfte.

Aber ich will in meiner Beurteilung dieser Berater nicht ungerecht und allzu hart werden: mag sein, daß Seine Majestät in der Qual dieser Zeiten ihnen bisweilen auch noch dankbar dafür war, daß sie sich so betriebsam seinen Kopf zerbrachen — mag auch sein, daß sie wirklich das Gute zu tun glaubten, während sie das Böse schufen.

Der Kaiser hat auch in diesen Jahren einer inneren Zurückhaltung und Schwäche, so wie nur je in seiner Zeit des ungebrochenen Selbstvertrauens das Beste gewollt — und er hat den Frieden des Reiches für das Beste gehalten. Nichts sollte den jemals zerbrechen, mit allen Mitteln wollte er ihn dem Reiche verbürgen. Die schwere Tragik seines Lebens und seiner Lebensarbeit aber

liegt darin, daß alles, was er zur Erreichung dieses Zieles unternahm, sich unglücklich in Gegenteil und Widerspiel verkehrte und so am Ende einen Zustand werden ließ, in dem wir Feinde über Feinde gegenüber hatten.

April 1919.

Es sind Wochen vergangen, ohne daß ich zu diesen Blättern zurückgefunden hätte. Nachrichten aus der Heimat, die einem beinahe das Herz zerbrechen mögen, die unser armes Vaterland im Innern zerrissen, nach außen hin in einem Verzweiflungskampf mit einer Meute mitleidslos gieriger „Sieger" zeigen! Da ist es mir gewesen, als ob der einzelne angesichts der ungeheuerlichen Vorgänge und Probleme dieser Zeit garnicht ein Recht auf solches Suchen, Erinnern und Festlegen der kleinen Begebenheiten aus seinem Leben und Schicksal hätte.

Und es hat wirklich Frühling draußen werden müssen, bis ich zu meinem Vorsatz wieder zurückgefunden habe. Frühling mit leuchtend grünen Weidekoppeln, auf denen neben den schmutzigen, in ihrem Winterpelz beinahe erstickenden Mutterschafen kleine ulkige Lämmer springen und über denen die Seeluft klar und durchsichtig ist, trotz des Wehens, das nie recht zur Ruhe kommen will. Alles sieht sich in diesem Lichte und in den überall erwachten Farben besser an, und auch die Menschen haben freundlichere, aufgeschlossene Gesichter.

Wenn ich an die ersten Monate hier auf der Insel denke — nein, da war auch mit allem Willen »to make the best of it« nicht viel zu wollen. Mißtrauen und Zurückhaltung bei allen — den Fischern, Bauern und

Geschäftsleuten in Oosterland, in Hippolytushoef und in Den Oever. Ein scheues Sichbeiseitedrücken, wenn man vorüberkam: „De Kronprins —", und das war so viel wie: dieser Boche — der Mörder von Verdun — der Frauenjäger —! Was die Entente mit Hilfe ihrer Lügenpresse und durch ihre Agenten den guten Leuten durch über vier Jahre eingehämmert hatte, saß. Dazu auch keine Möglichkeit, sich mit ihnen über all diesen Unsinn auszusprechen. Und ein Quartier, das kaum zu heizen und kaum zu beleuchten ist, denn diese Eisenöfchen wollen nicht, und unsere berühmte eine Lampe rußt und kann auch nur brennen — wenn Petroleum vorhanden ist. So kriecht man denn, kaum daß es dunkel ist, ins Bett und liegt da schlaflos, quält sich immer wieder mit dem Gleichen — wird halb verrückt im Grübeln, über diesem Suchen: wie es nur kam? — und wo die Schuld liegt? — und wie man es vielleicht hätte besser machen können?!

Nein, alles das ist minder hart und ist erträglicher geworden.

Die Menschen auf der Insel wissen heute, daß ich mit all diesen Verleumdungen, die man über mich ausgebreitet hat, nichts zu tun habe, und ihr Mißtrauen ist gewichen, ihre schlichte, natürliche Wesensart tritt mir jetzt frei entgegen. Alles grüßt freundlich, und die meisten strecken mir die Hand entgegen. Auch eingeladen werde ich hier und dort und sitze dann in den sauberen kleinen Stuben beim Täßchen Kakao und versuche meine holländischen Sprachkünste.

Einer besonders hat viel getan, um aufzuklären und mir den Weg zu ebnen: Der Bürgermeister Peereboom.

Anfangs ist er der einzige gewesen, der über alle Vorurteile weg den Menschen sah — und ihm beisprang. Er und seine Familie. Und ihm und der warmherzigen, tatkräftigen Frau verdanke ich manche kleine Verbesserung meines bescheidenen Haushaltes in der Pastorie und manchen guten, aufklärenden Wink, der mich die neue Umwelt und ihre Menschen verstehen lehrte. Auch ein paar deutsche Menschen sind mir gleich helfend beigesprungen: der famose, weltgewandte Graf Bassenheim aus Amsterdam, der Holland ebenso gut kannte wie sein schönes Bayernland, der allzeit getreue, kluge, in seiner Fürsorge rührende Baron Hünefeld, ehemals Vizekonsul in Maastricht. Ferner mehrere deutsche Kaufleute aus Amsterdam, treue, opferwillige Männer, denen mein aufrichtiger Dank fürs Leben gebührt.

So bleibt unverändert nur die Sorge um die Heimat und die Sehnsucht nach ihr und den Menschen, zu denen ich gehöre.

Aber nicht davon — von dem anderen Leben, das mir in dieser Abgeschiedenheit der Insel manchmal so fern erscheint, als trennten mich von ihm schon lange Jahre, will ich sagen, was mir zutreibt.

Als dereinstiger Thronfolger geboren, bin ich in den besonderen Anschauungen erzogen worden, die nach dem Herkommen für einen preußischen Prinzen gelten sollen. Zweifel an der Eignung und Vortrefflichkeit dieser Grundsätze hat niemand in der Familie jemals gehegt, denn alle ihre männlichen Mitglieder waren in ihrer Jugend etwa den gleichen Weg gegangen.

So wenig ich nun den Wert gerade der altpreußischen

Tradition verkenne, so glaube ich doch, daß die übliche, in enge, scharf gezogene Grenzen eingefriedete Prinzenerziehung, bei der sich die starre Etikette des Hofes mit der ängstlichen Fürsorge des Elternhauses zu bindenden Instruktionen für Erzieher, Lehrer und Berater vereinigte, eher geeignet erscheint, ein bestimmtes, nicht sehr neuartiges, aber für repräsentative Aufgaben immer noch recht wirkungsvolles Produkt zu erzielen, als einen modernen, unbeirrt im Leben seiner Tage stehenden Menschen. Sie hätte auch mich, wenn ich mich ihr gefügt hätte, mit der Zeit in eine weltfremde, abgeschlossene und einsame Position geführt. In eine Position, an der mir als das Schlimmste nicht jene chinesische Mauer erscheint, die um sie errichtet ist, sondern die durch diese Methode anerzogene Unfähigkeit, die Mauer zu sehen. So hält er sich für frei und ist in seiner Gedankenwelt beschränkt.

Früh schon — und anfangs sicher allein im Triebe meiner Anlagen, später dann mit erwachendem Bewußtsein und mit reifer Erkenntnis — habe ich mich den Bestrebungen widersetzt, das, was an selbständigem Wesen in mir ist, im Sinne einer Erziehung zu einem preußischen „Normalprinzen" zu nivellieren. Zwei grundverschiedene Auffassungen traten hier gegeneinander an. Die hergebrachte und während der Regierung Seiner Majestät besonders stark betonte Idee von der „Erhabenheit" der Herrscherstellung, die in dem Worte schon bildhaft ausgedrückte Auffassung, daß der Fürst, König, Kaiser hoch über der Schicht der Regierten stehen müsse — und die mir vorschwebende, daß er das Leben, wie es läuft und wie das Volk in allen seinen Schichten es

zu tragen hat, aus eigener Anschauung kennen solle. — Es bleibt zu sagen, daß der Versuch, meinen Gedanken auch in der Tat getreu zu sein, mir manche Kämpfe und Unannehmlichkeiten eingetragen hat. —

Die Erziehung und der tägliche Lebenszuschnitt von uns Kindern im kaiserlichen Elternhause war einfach. Verwöhnt wurden wir nicht, am allerwenigsten durch unsere Militärgouverneure.

Mein erster Militärgouverneur — ich war damals ein Junge von sieben Jahren — war der spätere General von Falkenhayn. Seiner gedenke ich in besonderer Verehrung und Dankbarkeit. Er hat mich nicht verzärtelt, mir nichts geschenkt, und er hat mir schon in diesen Kinderjahren den Gedanken eingeprägt, daß es für den Mann die Worte Gefahr und Furcht nicht geben dürfe. Im besten Sinne hat er die unverzagte Frische seines gläubigen Soldatentumes dem Knaben weitergegeben. Von klein an war die Leidenschaft für Pferde und für das Reiten in mir. General von Falkenhayn wußte es bei den Ritten in die herrliche Umgebung Potsdams stets so einzurichten, daß wir Hindernisse im Gelände zu überwinden hatten. Hecken, Zäune, Mauern, Gräben und steile Kiesgruben mußten frisch genommen werden. Er pflegte bei solchen Gelegenheiten zu sagen: „Schmeißen Sie Ihr Herz erst 'rüber — dann kommt das Andere auch hinterher!" Das Wort habe ich dann durchs Leben mitgenommen, und immer wieder, wenn mir Schweres widerfährt, und auch jetzt oft, wenn mich die grauen Stunden meines Schicksals und meiner Einsamkeit hier auf der Insel würgen wollen, steht es vor mir und ruft mir seine tapfere Soldatenweisheit zu, hilft mir darüber weg.

Auch als Patrouillen- und Meldereiter mußte ich mich als Junge schon erproben, und ebenso wurde ich damals auch im Kartenlesen unterwiesen. Unsere körperliche Ausbildung wurde durch Turnen, Exerzieren und Schwimmen eifrig gepflegt.

In diese Zeit meiner Knabenjahre fällt ein Erlebnis von tiefer Eindringlichkeit für mein junges Gemüt: ich durfte mich nun richtig und offiziell — nicht nur so wenig formvoll wie damals, da ich ihm als kleiner Junge in die Bude platzte — dem Fürsten Bismarck präsentieren.

Von meinem Vater hatte ich Befehl, Uniform anzuziehen und ihn in Friedrichsruh zu treffen — es gehe zum achtzigsten Geburtstage des Altreichskanzlers. Die Uniform anziehen dürfen, das war für mein Knabenherz schon damals ein Hochpunkt von Glück, und nun noch dazu ein Besuch bei dem Manne, den ich aus einem gesunden Instinkte heraus nach wie vor wie einen Helden aus der alten Göttersage verehrte. Ich habe in der Nacht vor dieser Fahrt kein Auge zugetan!

Bismarck litt damals schwer unter Gicht und begrüßte uns auf den Stock gestützt im Schloß.

Bei der Frühstückstafel war er von einer erstaunlichen Frische und Lebhaftigkeit, doch habe ich bei der Erregung, die mich bei diesem ersten „offiziellen" Auftreten naturgemäß erfüllte, nur diesen allgemeinen Eindruck aus jener Stunde in mein Erinnern gerettet. Überdies machte mir während der Tafel (es muß gestanden werden!) die große Dogge des Fürsten, die mir plötzlich unter dem Tisch ihre kalte, nasse Nase auf die Knie legte und die, wenn ich mich unbemerkt von ihr befreien wollte, immer ganz unmißverständlich knurrte, einigermaßen Sorgen.

Nach Tisch setzte sich Seine Majestät zu Pferde und erwartete den alten Fürsten an der Spitze des unweit vom Hause auf einem Ackergelände aufgestellten Halberstädter Kürassierregiments, zu dessen Chef er ernannt worden war.

Mir wurde die Ehre zuteil, mit dem alten Herrn im Wagen fahren zu dürfen. Er machte mich dabei in wahrhaft väterlich gütiger Weise auf alle Schönheiten des Parkes von Friedrichsruh aufmerksam.

Mein Vater hielt eine sehr schöne Ansprache und überreichte dem Fürsten einen reich gearbeiteten Ehrenpallasch. Der Fürst erwiderte mit einigen kurzen markigen Worten.

Dann fuhren wir nach Hause. — Ich bemerkte, daß der alte Herr sehr müde und abgespannt war, das lange Stehen hatte ihn wohl über seine Kräfte angestrengt. Er atmete schwer und eilig und versuchte endlich, sich den viel zu engen Uniformkragen zu öffnen. Das gelang nicht gleich. Und ich, selbst beinahe erschrocken über meinen Mut, beugte mich rasch zu ihm und half. Da drückte er mir, als das Werk gelungen war, freundlich und dankbar nickend die Hand.

Wir fuhren an demselben Nachmittage wieder fort.

An diesem schönen Tage, den ich in den Erinnerungen aus meiner Jugend um alles nicht missen möchte, habe ich den größten Deutschen seines Jahrhunderts zum letzten Male gesehen.

Den wissenschaftlichen Unterricht erhielten wir zunächst durch Hauslehrer. Ich halte das für grundsätzlich nicht gut, denn es bleibt dadurch der aneifernde Mitbewerb

von Kameraden ausgeschlossen. Als ich nachher vierzehnjährig im April 1896 auf das Kadettenkorps in Plön in die Untersekunda kam, stellte es sich denn auch heraus, daß meine Kenntnisse große Lücken hatten, und so mußte das Fehlende durch Überstunden nachgeholt werden.

In dieser Plöner Zeit ist der spätere General von Lyncker mein und meines Bruders Eitel Friedrich Gouverneur gewesen. Er war der Typ des vornehmen preußischen Offiziers der alten Schule. Seiner unbeirrbar ernsten Natur wurde es nicht immer leicht, sich in die Ideenwelt von uns unfertigen Menschlein hinein zu versetzen und damit die natürliche Handhabe zu unserer Leitung zu finden. Und richtige Kinder sind wir damals doch noch gewesen! Für ihn gab es nur Dienst und Pflicht, Schule und Arbeit — und wieder Dienst und Arbeit. Als ich erst etwas reifer war, gerieten wir öfter aneinander. Ich war als junger Mensch sicher kein Musterjüngling für das Schaufenster eines Knabenpensionates — aber daß so viel an mir auszusetzen gewesen wäre, wie General von Lyncker täglich festzustellen wußte, kann ich wirklich nicht glauben. Dazu kam, daß seine etwas spröde und harte Art, ohne daß er das wollte, auf mich oft verletzend wirkte.

Gerade des Generals von Lyncker aber bediente sich der Kaiser später noch durch viele Jahre vorzugsweise, wenn es Verstimmungen oder Konflikte mit mir gab, als Vermittler. Obwohl ich gerne und mit Dank hierfür anerkenne, daß General von Lyncker in dieser ihm befohlenen Rolle niemals zum dienstfertigen Zwischenträger oder zum bewußten Verschärfer der Reibungen geworden ist — was auch ganz unvereinbar mit seiner geraden,

vornehmen Gesinnung gewesen wäre — so mag ich doch auch nicht verschweigen, daß die Einschiebung seiner manchmal ohne Grund schroffen Art in einzelnen Fällen die Unstimmigkeit eher vertiefte als milderte.

Frau von Lyncker haben wir als Plöner Kadetten sehr lieb gehabt.

Damals in Plön wurde für meinen Bruder Fritz und mich eine besondere Prinzenschule eingerichtet. Jeder von uns erhielt drei Mitschüler. Es wurde — auch aus dem schon gekennzeichneten Erziehungsprinzip heraus — nicht gerne gesehen, daß wir uns unter die anderen Kadetten mischten: über diese Absperrung haben wir uns allerdings immer wieder hinweggesetzt und vom ersten Tage an jede Gelegenheit benutzt, um in engste kameradschaftliche und freundschaftliche Beziehung auch zu allen anderen Jungen vom Korps zu treten. Die Fußballkämpfe, Ruderwettstreite und Kompanie-Schneeballschlachten sind mir noch jetzt liebe Kindheitserinnerungen. Viele meiner damaligen Korpskameraden, die aus den verschiedensten Kreisen stammten, sind mir gute Freunde geworden, mit denen mich treue Beziehungen auch durch das weitere Leben verknüpften und verknüpfen. Und im Kriege traf ich häufig ganz überraschend irgendwo im weiten Frankreich einen meiner alten Kadettenkameraden wieder, und dann stand für uns beide zwischen all dem harten Ernst der Zeit für kurze Augenblicke wie ein Lächeln die Erinnerung auf an jene fernen, sorgenfreien Jugendjahre.

Auf meinen besonderen Wunsch durfte ich in Plön bei einem Drechslermeister in die Lehre gehen. Im allgemeinen muß eine solche Prinzenlehrzeit — und bei den

Hohenzollern ist es Brauch, daß jeder Prinz ein Handwerk kennen lerne — nicht allzu tragisch beurteilt werden, sie ist nach ihrem Herkommen vor allem eine schöne Geste und ein Symbol. Wenn ich nun auch niemals behaupten möchte, daß ich mich etwa mit meinen Plöner Drechslerkünsten, die ich auch später immer wieder gern geübt habe, durchs Leben bringen könnte, so darf ich doch sagen, daß Meister wie Lehrjunge ihre Sache damals ganz redlich ernst genommen haben. Mein braver Lehrherr ließ mich feste arbeiten und holte mich tüchtig heran, ich aber war mit richtiger Freude dabei und habe mich in dem schlichten, sauberen Haushalte und in der Umwelt des kleinen Handwerksbetriebes überaus wohl gefühlt.

Gerade hier auf meiner Insel und in diesen letzten Frühlingswochen, in denen mich der Drang nach körperlicher Arbeit in die Hufschmiede des Jan Luijt geführt hat, habe ich, wenn das Eisen unter meinen Hammerschlägen sprühte und während sein kleiner Bengel den Blasbalg zog und Vater Luijt mich unterwies, oft an die Plöner Lehrzeit an der Drechselbank gedacht.

Unser Verkehr in Plön führte uns in die Lehrerfamilien, und auch zu Schülern des Plöner Gymnasiums hatten wir freundschaftliche Beziehungen. Überdies hatte ich auch unter den Bauern der Umgebung ein paar „Freunde", und manches Stückchen Ackerland habe ich damals selbst umgepflügt; ich weiß noch, wie stolz ich war, wenn mir die Pflugspur ordentlich und liniengerade gelang!

In das Jahr 1887, weit vor der Plöner Zeit, fällt auch ein Erlebnis, das ich hier nachholen muß, weil es

meine jugendliche Phantasie damals besonders lebhaft beschäftigt hat: meine erste Seereise.

Die Königin Viktoria feierte ihr Regierungsjubiläum, meine Eltern fuhren zu den Festlichkeiten nach England, und ich wurde mitgenommen.

Die alte Königin sah ich hierbei zum ersten Male bei einem großen Gartenfeste im St. James-Park, wo sie vor einem schönen, reich geschmückten Zelte im Rollstuhl saß.

Sie war sehr freundlich zu mir, streichelte mich immer wieder mit ihren schönen, leise zitternden Altfrauenhänden und küßte mich. Leider kann ich mich ganz und gar nicht mehr auf die Worte besinnen, die sie dabei zu mir gesprochen hat; ich weiß nur, daß meine Knabenphantasie viel mehr von den beiden riesigen Indern in Anspruch genommen war, die vor dem Zelte Wache hielten, als von der kleinen, müden alten Frau.

Das ungeheure Menschengewoge im St. James-Park, das Ineinanderfluten von Vertretern beinahe aller Volksstämme der Welt, hat damals tiefen Eindruck auf mich gemacht. Und wenn meine Jugend auch noch nicht fähig war, die große Symbolik der englischen Weltmacht in diesem Bilde zu erkennen, so hat sie doch die überwältigende Fülle des Geschauten ehrfürchtig aufgenommen, und ich wurde dadurch für alle Zeiten vor einer Unterschätzung gerade Englands behütet.

Wenn ich die Zeit bis zur Jahrhundertwende als meine Kindheit und frühe Jugend sehe, so möchte ich die Jahre, die dann kamen, meine Lehrzeit nennen.

Nachdem ich das Abiturientenexamen abgelegt hatte

und nachdem darauf meine Großjährigkeitserklärung am 6. Mai 1900 ausgesprochen worden war, stellte mein Vater mich in die Leibkompanie des 1. Garde-Regiments zu Fuß ein, in dem jeder preußische Prinz traditionsgemäß zunächst Dienst tun mußte. Dieser Brauch war auch gut, denn das Regiment war dienstlich stets hervorragend, und die jungen Prinzen wurden tüchtig hergenommen. Ich wurde später als Leutnant und Zugführer der zweiten Kompanie zugeteilt, die mein Vater als junger Prinz befehligt hatte, und fühlte so: Du tust hier deine ersten Schritte auf einem Wege, der dich durch Lehrjahre hindurch zu großen Aufgaben des Lebens führen soll.

Voll jungen, stärksten Glaubens an mein Leben und an meine Zukunft war ich, voll heiligen Willens, ehrlich und pflichtgetreu zu bestehen. Der Augenblick, da ich auf die Fahne der Leibkompanie in der ehrwürdigen alten Schloßkapelle in Berlin meinem Kaiserlichen Vater und Obersten Kriegsherrn den Fahneneid schwur, steht in weihevoller Erinnerung und unvergeßlich noch vor mir.

Die Kaserne des 1. Garde-Regiments zu Fuß und das Regimentshaus, das Kasino des Offizierkorps, waren jetzt meine neue Heimat, der streng geübte, ausgiebige Dienst meine neue Schule. Mein damaliger Kompaniechef, Graf Rantzau, war der Typ eines alten, erfahrenen, pflichttreuen preußischen Frontoffiziers. Er war selbst jederzeit auf die Sekunde pünktlich, schonte sich nicht und gab sich ganz dem Dienste — aber er stellte dabei auch jede höchste Anforderung an Offiziere und Mannschaften. Genauigkeit bis in die kleinsten Einzelheiten und Strenge gegen jede Lässigkeit verband er mit unbeirrbarem Gerechtigkeitssinn und einem warmen Her-

zen, das die Entwicklung jedes seiner Untergebenen mit menschlichem Anteil verfolgte. Seine Kompanie verehrte ihn. Jetzt ruht der treffliche Mann vor Reims in französischer Erde. Unnachsichtig, aber gerecht und ein Mann und Vorgesetzter, wie er sein soll, verehrt und geachtet von mir wie von jedermann, war auch mein erster Kommandeur Oberst von Plettenberg. Wie seiner so gedenke ich auch gern meines alten Bataillonskommandeurs, Major von Plüskow. Er war der Riese unter den durchweg großen Offizieren des Regiments, war berühmt als Exerziermeister und trotz seiner Strenge beliebt als ein allzeit gütiger Vorgesetzter.

Was ich damals beim 1. Garde-Regiment zu Fuß lernte, bildet die Grundlage meines ganzen militärischen Lebens. Der Wert der Treue im kleinen, des viel verschrieenen Kommisses, der eisernen Disziplin, des verlästerten, weil mißverstandenen preußischen Drills ist mir damals in seiner ganzen Bedeutung als Mittel, die Vielheit der Köpfe und Kräfte zu einer einzigen Einheit von höchster Kraft zu verbinden, verständlich geworden. Die nach diesen Grundsätzen ausgebildete Armee hat die großen unvergänglichen Siege des Jahres 14 erstritten. Leider mußte im langen Verlaufe des Krieges diese gute altpreußische Ausbildungsmethode immer mehr in den Hintergrund treten, sehr zum Schaden der Armee und ihres Wertes.

Im ganzen war jene Leutnantszeit unvergleichlich schön. Ich war jung und gesund, tat meinen Dienst mit Passion und hatte das Leben im Sonnenschein vor mir liegen. Dazu ließ mich ein Freundeskreis lieber Altersgenossen die Segnungen der Kameradschaft, dieser wichtigsten

Kraftwurzel des preußischen Offizierkorps, froh genießen. Heute freilich deckt der grüne Rasen in Frankreich oder Rußland die meisten von den tapferen, treuen Männern zu, die damals jung und froh und gläubig wie ich gewesen sind; es ist einsam um mich geworden.

Drei liebe Freunde haben mir in jener fernen Leutnantszeit und später dann durch lange Jahre besonders nah gestanden: es sind dies die damaligen Leutnants Graf Finckenstein, von Wedel und von Mitzlaff. Freud und Leid haben die drei Getreuen mit mir getragen, bis das Schicksal uns nun für immer schied. Finckenstein und Wedel fielen in den Reihen unseres alten schönen Regiments, mein lieber Wedel bei Colonfey, der brave Finckenstein an der Spitze seiner Kompanie bei Bapaume. Mitzlaff war im Kriege eine Zeitlang Ordonnanzoffizier in meinem Stabe, übernahm dann eine Schwadron im Osten und kam als Bataillonsführer nach dem Westen zurück. Ein trüber Schleier liegt auf der Erinnerung an mein letztes Zusammensein mit diesem treuen Kameraden. Im Sommer 18 war es, vor der letzten großen Reimser Offensive. Beim Besuche des Stabes meiner tapferen siebenten Reserve-Division erfuhr ich zufällig, daß Freund Mitzlaff mit seinem Bataillon in der Nähe lag. Ich fuhr sogleich zu ihm und fand ihn in einem kleinen, halb zerschossenen Bauernhause. Auf einem zerbrochenen Feldbett sitzend, bei einer Flasche schlechten Rotweins, den er mir zu Ehren irgendwo auftrieb, und einer Zigarette plauderten wir lange über unsere Jugendzeit und mit manchem ernst sorgenden Wort auch über die Zukunft. Wir wußten beide, wie die Dinge lagen und wie überanstrengt die

Truppen waren. Mitzlaff selbst war aber guten Mutes. Dann noch ein langer Händedruck, und ich fuhr in mein Stabsquartier zurück, während er mit seinen Leuten in die vorderste Stellung abrückte. — Drei Wochen später stand ich vor seinem schlichten Soldatengrabe. Wenige Tage nach unserem Zusammensein war der Tapfere beim Sturm auf die feindliche Stellung vor seinen Leuten gefallen. Er war der letzte meiner drei Getreuen. —

Ein Jahr blieb ich beim 1. Garde-Regiment zu Fuß, und der Dienstzettel, der abends neben meinem Bette lag, regelte den nächsten Tag. Viel Schlaf gab es in jenem Winter nicht für mich, denn die Hoffestlichkeiten und eine Menge von Privatgesellschaften mußte ich meiner Stellung wegen mitmachen. Um zwei Uhr nachts kam ich oft erst zu Bett, und um sieben Uhr morgens stand ich wieder in der Kaserne, wo mich der Dienst bis zwölf Uhr mittags und dann wieder nachmittags von zwei bis fünf festhielt. Manchmal mußte ich außerdem auch noch abends nach Tisch beim Gewehr- und Lederzeugputzen oder beim Sacheninstandsetzen zugegen sein. Gerade diesen Dienst hatte ich ganz besonders gern. Dann saßen meine Grenadiere beim Schein der Lampe und reinigten und putzten ihren Kram, und dabei bot sich wie von selber die Gelegenheit, ihnen rein menschlich nah zu sein, mit ihnen über ihre kleinen persönlichen Freuden, Sorgen und Wünsche zu sprechen. Dann erzählten sie von zu Hause oder von ihrem Zivilberufe, dann glänzten ihre Augen, und zwischendurch erklangen die schönen deutschen Volks- und Soldatenlieder. — Das Miterleben solcher Abende hätte vielleicht den klugen Herren, die jetzt immer so viel von der Tyrannei und

Menschenschinderei des alten Militarismus zu erzählen wissen — ein wenig Sachkenntnis verliehen.

So oft ich konnte, habe ich während meiner Leutnantszeit und auch später meine freien Stunden dem Sport gewidmet. Nicht nur, weil ich die innere Neigung zu ihm in mir trage, sondern auch, weil ich seine Pflege für ein künftiges Staatsoberhaupt — und das war ich doch — für besonders bedeutungsvoll halte.

Die sportliche Gemeinschaft ist wie kaum eine andere Grundlage geeignet, innere und äußere Schranken zwischen den gleichstrebenden Menschen aufzuheben, denn gerade beim Sport entscheidet ja nur die tatsächliche und jederzeit offenkundige Höchstleistung. Wer sie vollbringt — ob Junker, Kaufmann oder Fabrikarbeiter, ob Christ, ob Jude oder Muselmann — das ist gleichgültig. Ich habe daher häufig Radrennen, Fußballwettkämpfe, Gepäckmarschveranstaltungen und andere Sportfeste besucht und sie, wenn die Gelegenheit sich bot, durch Preise gefördert. Auch das ist mir übrigens gelegentlich verübelt worden — ein vorgeprägter Typ von Kronprinz sollte sich solch geräuschvollen Veranstaltungen in überlegener Stellung fernhalten. Nun gut: ich bin das Idealbild dieses vorgeprägten Typus mit Willen nicht gewesen und habe dafür bei solchen sportlichen Gelegenheiten Einblicke in das Leben und Treiben, in die Bedürfnisse und Wünsche mancher Volksschichten bekommen, mit denen ich sonst nach Erziehung und Umgang kaum je in die gewünschte Fühlung gekommen wäre. Aber in erster Linie bin ich in jener Zeit doch mit Leib und Seele Soldat gewesen, und es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, daß ich mich am Abend schon auf

den Dienst des nächsten Tages freute. Die Ausbildung und der Umgang mit den Mannschaften, der stramme altpreußische Zug, die gesunde körperliche Bewegung in Wind und Wetter, der Stolz auf die alte Regimentsuniform, das alles hat mir den Dienst lieb gemacht.

Wie alle Dinge im Leben, in denen man es zu etwas bringen will, muß auch das Soldatenhandwerk mit dem Einsatz der ganzen Persönlichkeit, mit wirklicher Liebe und Hingabe betrieben werden. Führer wie Truppe müssen von diesem Geist erfüllt sein.

Kurzer energischer Dienst unter äußerster Anspannung aller Kräfte, Strammheit und Manneszucht, Sauberkeit und Pünktlichkeit, Bestrafung jeglicher Nachlässigkeit oder passiven Widerstandes. Dazu aber ein warmes Herz auch für den geringsten und wenigstbegabten Rekruten, Fröhlichkeit in der Kaserne, soviel Urlaub wie möglich, außerordentliche Auszeichnungen für außerordentliche Leistungen, mit einem Satz: den Leuten Sonnenschein in ihre militärische Dienstzeit bringen! Das sind die Grundsätze, die für mich leitend gewesen sind.

Mai 1919.

Zwei Feste wehmütiger Art habe ich in diesen Maitagen feiern können: am sechsten bin ich siebenunddreißig Jahre alt geworden und habe hier in meiner Abgeschiedenheit aus lieben Briefen von den Meinen und aus zahllosen Zeichen des Gedenkens aus allen Teilen der deutschen Heimat erkennen dürfen, daß es noch Menschen gibt, die sich mir zugehörig fühlen und die keine noch so wild wütende Hetze mir entfremden konnte. Auch aus

Holland und von der Insel sind mir viele rührende Zeichen der Teilnahme und Liebe zugegangen: kleine, gut gemeinte Geschenke, die meinen bescheidenen Haushalt verbessern sollen — Blumen, so viele, daß die engen Zimmer der Pastorie sie kaum fassen konnten.

Und gegen Ende des Monats konnte ich im Einverständnis mit der holländischen Regierung die Insel für einen Tag verlassen und auf dem Gute des Barons Wrangel bei Amersfoort nach all diesem unsagbar schweren, einsamen Erlebnis des letzten halben Jahres ein Wiedersehen mit der Mutter feiern. — Feiern? Ich weiß nicht, ob das Wort für diese Stunden paßt, in denen wir in dem von Rosen übersäten Garten Arm in Arm — niemand sonst in unserer Nähe — auf und ab gegangen sind und ich mir so wie früher oft in besseren Tagen alles, was mich bedrückte, rückhaltlos vom Herzen reden konnte. Denn zu ihr, zu der stets verständnisvoll-gütigen und in ihrer schlichten Bescheidenheit doch so klugen und weitblickenden Frau, konnte ich auch in den vergangenen Jahren immer kommen, wenn meine Gedanken, wenn mein Herz in Wirrungen die gute, ordnende und beruhigende Mutterhand gebrauchten. Das war so in der Zeit, als ich noch Kind und Junge war, ist so gewesen, als ich den Leutnantsrock getragen und später in verantwortlichen Stellungen Dienst getan habe — und ist so geblieben, hat sich jetzt in diesen knappen Stunden wiederum bewährt, als wir nach der ersten Erschütterung des Wiedersehens die innere Fassung wiedergefunden hatten. Kaum je vorher habe ich es so tief gefühlt, wie stark ihr Wesen und ihr Blut in meinem Wesen und in meinem Blute leben!

In die Zeit meines ersten Dienstes im 1. Garde-Regiment zu Fuß fällt zu Beginn des Jahres 1901 ein trübes Familienereignis, das mich wieder nach London führte: der Tod meiner Urgroßmutter, der greisen Königin Viktoria von England.

Noch zweimal nach jenem Zusammentreffen im St. James-Park, bei dem meine Knabenphantasie zu sehr von den exotischen Gestalten ihrer Umwelt befangen war, als daß ich mehr als ein rein äußerliches Bild der „Queen" gewonnen hätte, habe ich sie später sehen dürfen. Und immer tiefer haben sich mir dabei die Züge ihres Wesens eingeprägt; ich war sehend geworden für das bis an ihr spätes Ende zielsichere und willensstarke Wirken dieser bedeutenden Frau.

Nun sollte ich ihr im Winter 1901 die letzte Ehre erweisen.

Die Königin war auf ihrem schönen Schlosse Osborne auf der Isle of Wight verschieden. In einem kleinen Raume des Schlosses, der als Kapelle ausgestaltet worden war, hatte man den Sarg aufgebaut. Die englische Kriegsflagge war über ihn hingebreitet, und sechs der größten Offiziere der Grenadiergarde standen als Trauerwache zu seinen Seiten. In ihrer prunkenden Uniform mit den hohen Bärenfellmützen, die Häupter in Schmerz um die Geschiedene gesenkt, die Hände über dem Degengriff gefaltet, behüteten sie unbeweglich, gleich erzenen Rittern, den letzten Schlaf ihrer toten Königin.

Die Überführung der Heimgegangenen nach London erfolgte an Bord der „Victoria and Albert". Während der ganzen Überfahrt, die reichlich drei Stunden dauerte,

fuhren wir durch ein doppelgliedriges Spalier von Schiffen der gesamten englischen Kriegsflotte, und all ihre Geschütze grüßten noch einmal feuernd die Königin.

Der Trauerzug durch London war von gewaltiger Wirkung.

Zu einer ergreifenden Szene kam es auch noch in Windsor auf der Fahrt nach dem Mausoleum von Frogmore Lodge. Es war ein bitter kalter Wintertag; der Zug mit den sterblichen Resten der Königin hatte mehrere Stunden Verspätung. Als die Fahrt nun ihren Fortgang nehmen sollte, verweigerten die sechs Artilleriepferde der Trauerprotze die Arbeit. Ein Stangenpferd schlug über die Deichsel, der Sarg geriet ins Schwanken und drohte von seinem Unterbau herabzustürzen. Da gab der damalige Prinz Louis von Battenberg, der Oberkommandierende der an der kritischen Wegstelle zur Spalierbildung aufgestellten Matrosendivision, einen kurzen Befehl. Im Nu waren die Pferde abgespannt, und dreihundert englische Matrosen hatten sich an Langtauen vor die Protze gespannt, die den Sarg trug.

Ruhigen Schrittes, fast unhörbar wurde die tote Königin durch ihre Matrosen zu ihrer letzten Ruhestatt übergeführt.

Im Frühjahr 1901 war meine Front-Leutnants-Dienstzeit beendigt. Ich sollte nun studieren und bezog — wie einstmals mein Vater — die Universität Bonn.

Die vier Semester in der alten Alma mater wurden für mich zwei schöne und reiche Jahre, ausgefüllt mit ernstem Studium und fröhlichem Studententum, um-

kränzt von dem ganzen Zauber rheinischer Herrlichkeit und Lebenslust.

Überlieferungsgemäß wurde ich Mitglied des Korps Borussia, doch bin ich nicht restlos und einseitig Bonner Preuße geworden, ich hatte vielmehr — was den strengen Formen des Korps eigentlich nicht ganz entsprach — auch in den anderen Korps des Bonner S.C. viele Freunde.

Mein sportliebendes Herz ließ mich mit großer Freude an den Übungen des Fechtbodens teilnehmen, den Vorbereitungen für die scharfen Mensuren. Gerne wäre ich damals selbst auch mal auf scharfe Klingen angetreten, doch mußte ich darauf verzichten, da ich schon Offizier war und damit auch für mich der Grundsatz galt, daß der Offizier nur im Ernstfalle von der Waffe Gebrauch machen dürfe. So verständlich mir auch heute noch diese damals in meinem jungen Tatendrange lebendige Lust zur scharfen Mensur ist und so wenig ich mich dem erzieherischen Werte der Mensur für Auge, Hand und Nerven verschließe, so glaube ich doch, daß unser deutsches Verbindungsstudententum zu einer Überschätzung der Mensur gelangt war. Wie in der Waffenfrage, so ist meiner Ansicht nach auch in dem Trinkkomment — für den ich selbst niemals viel Sinn besessen und dem ich mich als Student auch ungern unterworfen habe — eine Befreiung von manchen zu Auswüchsen entarteten Formen eine Forderung der neuen, härter gewordenen Zeit. Sein deutsches Vaterland in all seiner Not und Erniedrigung werktätig lieben, heißt heute: arbeiten und wieder arbeiten. Auch für unsere Jugend, die mit der Arbeit an der eigenen werdenden Persönlichkeit dem

Ganzen Zukunftswerte zuführt, an denen vielleicht das Schicksal des kommenden Geschlechtes hängen wird. —

Die freien Stunden, die das Studium und das Korpsleben mir in der schönen Bonner Studentenzeit ließen, benutzte ich, um mit Menschen aus allen Kreisen des Rheinlandes in Verkehr zu kommen. Dankbar habe ich so die Gastfreundschaft der Professoren-, Kaufmanns- und Industriellen-Familien angenommen, in denen ich mit echt rheinischer Herzlichkeit empfangen wurde. Für mich, der ich bis dahin vorwiegend doch nur mit Persönlichkeiten aus militärischen Kreisen in Fühlung gekommen war, ergab sich aus diesem neuen Umgange auch eine Fülle von neuen und starken Eindrücken als weiterer Zuwachs und Gewinn zu den geistigen Anregungen, die das eigentliche Studium mir bot. Diesem Studium habe ich mich mit ehrlichem Eifer hingegeben, und noch jetzt gedenke ich oft und dankbar der hervorragenden Männer, die mir dabei Leiter und Berater waren: Zitelmann, Litzmann, Gothein, Bezold, Schumacher, Clemen und Anschütz. Mit besonderer Dankbarkeit erinnere ich mich auch der geistvollen Vorlesungen des großen Staatsrechtslehrers Zorn, und noch heute verbindet mich mit diesem meinem alten Lehrer ein starkes Band des Vertrauens und der Freundschaft.

Aus dieser Berührung mit geistig hochstehenden und auf den Gebieten der Wissenschaften, der Technik, Industrie und Politik führenden Männern, wie sie mir durch die beiden Bonner Jahre gegeben wurde, erwuchs mir der Antrieb, mich von da ab mehr als bisher mit den Fragen unserer äußern und innern Politik, nament-

lich aber mit den Problemen der sozialen Frage zu beschäftigen.

Im Fluge, wie die Leutnants-Dienstzeit, sind auch diese beiden sonnigen Jugendjahre in Bonn dahingezogen. Sie haben mir des Guten und Wertvollen eine Überfülle geschenkt: Naturgenuß in einer Welt voll Schönheit, junges Wissen, den Zusammenhang mit erlesen klugen Menschen, rheinische Fröhlichkeit — und die Keime zu mancher Erkenntnis, die dann später im Leben zu geistigem Besitze reiften.

Auch ein paar Reisen, die ich während der Ferien (im Spätsommer von 1901 durch England und Holland) und im Anschluß an die Studienzeit zusammen mit meinem Bruder Eitel Fritz machte, haben zur Erweiterung meines Gesichtskreises beigetragen. Ich habe ihre Eindrücke jetzt mit gewecktem Geiste und aufnahmefähiger als vorher empfangen.

Plastisch und unverwischt, als trennten mich nicht so viel Jahre, sondern nur Tage oder Wochen von jenen Zusammentreffen, stehen, wenn ich dieser Reisen gedenke, vor allem zwei Gestalten vor meinen Augen: Abdul Hamid, der letzte der Sultane des alten Regimes, und Papst Leo XIII. Und seltsam ist es: so völlig bis zur Gegensätzlichkeit verschieden das äußre und innre Wesen und die Welt dieser beiden waren — sie sind für mich durch Umstände, von denen ich mich kaum zu lösen vermag, wie zu einer merkwürdigen Einheit verbunden. Vor beiden Männern, hier in all der feierlichen, von Hast und Zeit scheinbar ganz unberührten Geschlossenheit des Vatikans, und dort in einer allen Wertmaßen und Gesetzen des Abendlandes entrückten Märchenwelt, hat

sich mir etwas völlig Neues, Ungeahntes aufgetan, in das ich staunend eingeschritten bin. Und beide Männer: der bedeutendste Papst seines Jahrhunderts, vor dessen durchgeistigtem Wesen ich keinen Augenblick anderes als tiefe Ehrfurcht empfunden habe, und der rücksichtslose, allmächtige Padischah, dem gegenüber ich die innere Freiheit rasch genug gewann, haben den gleichen Ausdruck der Augen gehabt. Durchdringend, klug, unendlich überlegen und erfahren blickten sie aus grauen Augen, in die das Alter scharfrandige weiße Kreise um die spitze Pupille eingezeichnet hatte.

Das Bild, das uns umfing, als wir — mein Bruder Eitel Fritz und ich — auf der englischen Yacht „Sapphire" an einem wundervollen Frühlingsmorgen vor Konstantinopel eintrafen, hatte etwas geradezu Bezauberndes, und die Vorgänge der wenigen Tage, in denen wir am Goldenen Horn zu Gaste waren, steigerten in uns den Eindruck, in einem Traum aus „Tausend und eine Nacht" zu liegen. Kurz nach unserer Ankunft im Hafen begrüßte uns im Auftrage des Sultans sein Lieblingssohn, und gegen Mittag holte uns eine Eskorte des Estrogul-Dragoner-Regiments — vorzüglich aussehende Leute auf kleinen Araberschimmeln — nach dem Yildiz-Kiosk, wo uns der Sultan an der Spitze seiner Generalität und seines Hofstaates empfing.

Abdul Hamid war eine außerordentlich fesselnde Erscheinung: klein, krummbeinig, lebhaft, der Typ des armenischen Semiten. Er war außerordentlich freundlich, ich möchte sagen väterlich gegen uns.

Wir wurden in einem sehr schönen Kiosk der riesigen Palastanlage des Yildiz untergebracht. Etwa eine halbe

Stunde, nachdem wir unsere Zimmer bezogen hatten, erschien der Sultan bei uns zum Gegenbesuch. Er fuhr in einem kleinen Korbwägelchen, dessen flinke Pferde er selbst lenkte, während sein gesamtes riesiges Gefolge, darunter viele alte, dicke Generale, hinter dem Wagen herlaufen mußte. Da nun der Sultan Trab fuhr und die Herrschaften hinter ihm den Anschluß an ihn keinesfalls aufgeben wollten, kam es, daß das Aussehen dieser Würdenträger bei ihrer Ankunft nicht gerade schön war.

Nach den Bestimmungen seines Landes durfte Abdul Hamid nur türkisch sprechen; hierdurch waren die Unterhaltungen mit ihm recht mühselig, da jeder Satz verdolmetscht werden mußte. Dabei verstand der alte Herr unser Französisch vollkommen, und wenn ich ihm etwa eine launige Geschichte erzählte, machte es mir besonderen Spaß, ihn herzlich lachen zu sehen — lange ehe der Dolmetsch mit todernster Miene seine Übersetzung gegeben hatte.

Am Abend sollte uns zu Ehren ein großes Diner stattfinden. Wo dieses Fest gefeiert werden sollte, wußte zunächst niemand, denn die Furcht des Sultans vor Attentaten war so groß, daß er Ort und Zeit für solche Veranstaltungen aus Vorsicht vorher niemals bekannt gab. Im letzten Augenblick erteilte er dann zur Verzweiflung seiner Hofmarschälle seine Befehle. Schließlich fand das Diner dann in einem großen Saale statt.

Der Sultan und ich saßen an einer Schmalseite der endlos langen Tafel. Die anderen Gäste, mein guter Bruder eingeschlossen, mußten mit Rechts- beziehungsweise Linksum-Front nach dem Padischah an der Tafel sitzen. An Essen war nicht viel zu denken, aber der Anblick des

Sultans allein war ja für den rechtgläubigen Mohammedaner schon so gut wie Speise und Trank. Auffallend schien es mir, daß mein hoher Gastgeber eine außerordentlich dicke und schlecht sitzende Uniform trug — bis ich bei einer plötzlichen Bewegung, die er machte, wahrnahm, daß er unter der Uniform ein Kettenhemd angelegt hatte. Im Gespräch erwies er sich als außerordentlich interessiert für alle Angelegenheiten Deutschlands und als ebenso unterrichtet auf den verschiedensten Gebieten. So ging das Gespräch um das Flottenproblem, um die jüngsten Erfolge der Polarforschung, um die neuesten Erscheinungen des deutschen Büchermarktes und vor allem um militärische Fragen.

Auch die folgenden Tage verliefen überaus anregend, wir besichtigten die Sehenswürdigkeiten der Stadt und Umgebung, und der alte Herr war von einer rührenden Fürsorge für unser Wohl.

Am letzten Tage unseres Aufenthaltes lud er uns noch zu einem intimen Diner in seine Privaträume. Nur die Herren meiner Umgebung, der deutsche Botschafter und sein Lieblingssohn nahmen daran teil. Der Sultan, der Musik sehr liebte, hatte mich bitten lassen, ihm etwas auf der Violine vorzuspielen. Der Prinz begleitete mich auf dem Klavier, und so spielten wir ein Stück aus der „Cavalleria rusticana", eine Kavatine von Raff und die „Träumerei" von Schumann. — Dann aber gab es noch eine rührende Familienszene. Ich hatte mir als Überraschung für den alten Herrn die türkische Nationalhymne mit meinem Oberstabsarzt Widenmann eingeübt. Als wir sie gespielt hatten, umarmte mich der Sultan ganz gerührt, und auf seinen Wink erschien ein Adjutant

mit einem Kissen, auf dem die goldene und silberne Medaille für Kunst und Wissenschaft lagen, die mir der Beherrscher aller Osmanen an den Busen heftete. — Er zeigte uns dann noch sein Privatmuseum, in dem alle Geschenke, die seine Vorfahren und er von anderen europäischen Fürsten erhalten hatten, vereinigt waren. Es befand sich da unter reichlich vielem Kitsch auch manches schöne und wertvolle Stück. So entsinne ich mich eines Bernsteinschrankes, den Friedrich Wilhelm I. gestiftet hatte.

Diese Begegnung mit dem alten Abdul Hamid ist für mich eines der interessantesten Zusammentreffen unter meinen Berührungen mit fremden Fürsten geblieben.

Weiter geht der Weg.

Ich war nun über einundzwanzig Jahre alt und nahm mit der Ernennung zum Kompaniechef der 2. Kompanie des 1. Garde-Regiments zu Fuß den Dienst wiederum auf. Mit voller Befriedigung erfüllte mich die reichliche Arbeit in dieser verantwortlichen Stellung, die ich dann zweiundeinhalb Jahre innegehabt habe.

Daß mir gerade die 2. Kompanie anvertraut wurde, erfüllte mich mit ganz besonderer Freude, denn ich kannte alle meine Unteroffiziere von meiner Leutnantszeit her genau.

Die Kompanie-, Eskadrons-, Batterie-Chefs und die Regimentskommandeure bilden insofern das Rückgrat der Armee, als in ihrem Pflichtenkreis der Wert der einzelnen Persönlichkeit als Leiter und Erzieher voll zur Wirkung kommen kann. Aber nicht viel geringer als die persönliche Bedeutung des Chefs muß in der Kom-

panie die Persönlichkeit der „Kompaniemutter", des Feldwebels, gewertet werden. Der meinige, Feldwebel Wergin, war ein hingebend pflichttreuer Mann, der allen anderen zum Beispiel wurde. Von früh bis spät galten seine Gedanken nur dem Königlich Preußischen Dienst, und dabei war er rastlos um das Wohl seiner einhundertzwanzig Grenadiere besorgt.

An sich hatten wir Hauptleute im 1. Garde-Regiment leichte und dankbare Arbeit. Das Unteroffizierkorps war voll besetzt und bestand aus durchweg sehr tüchtigen Männern, das alljährliche Rekrutenmaterial war vorzüglich. Lauter wohlerzogene junge Leute, von denen viele bereits in der vierten Generation beim Regiment oder gar bei derselben Kompanie dienten. Hingegen lag eine gewisse Schwierigkeit bei unserer Garde in der körperlichen Größe der Mannschaften. Da waren viele nicht im Verhältnis zu ihrer Länge auch in die Breite gegangen, und es wurde mit großer Sorgfalt darauf geachtet, daß gerade solche Leute im Anfange nicht überanstrengt würden. Meine langen Grenadiere konnten übrigens unglaublich viel essen! Besonderen Wert legte ich bei meiner Kompanie und auch später bei mir unterstellten Truppen auf Strammheit und Disziplin. Unsere Griffe im ganzen und die geschlossenen Bewegungen konnten sich sehen lassen, und die Grenadiere selbst waren stolz auf ihre tadellose Form.

Meine allgemeinen Grundsätze waren: Wenig Dienst, den aber energisch. Im übrigen die Leute nach Möglichkeit in Ruhe lassen. Viel Urlaub, Fröhlichkeit in der Kaserne, Ausflüge, Besichtigung der Sehenswürdigkeiten in Stadt und Umgebung, auch gelegentlichen Theater-

besuch. — Dabei ist es mir zu meiner Freude stets geglückt, mit einer Mindestanwendung von Disziplinarstrafen auszukommen. Meine Leute wußten sehr bald, daß ihr Kompaniechef mehr darunter litt, wenn er einen von ihnen bestrafen mußte, als der Betroffene. Ich suchte sie bei ihrem Ehrgefühl zu packen, und das brachte fast immer Erfolg.

Natürlich ist mit dem bisher Gesagten das Pflicht- und Arbeitsgebiet des Kompaniechefs keineswegs erschöpft. Er muß auch abseits von allen Fragen des Dienstes, rein menschlich ein rechter Vater seiner Soldaten sein. Er muß jeden einzelnen genau kennen und wissen, wo ihn der Schuh drückt. Gerade diese Seite des Offiziersberufes hat mir die größte Freude gemacht, und ihre Pflege hat mir das Zutrauen und die Anhänglichkeit jedes einzelnen meiner Grenadiere gewonnen. Mit allen ihren kleinen und großen Sorgen kamen sie zu mir, und in diesem festen und ehrlichen Vertrauen meiner Leute fühlte ich mich froh. Prächtige, liebe deutsche Jungen sind so durch meine Hände gegangen! Manch einen habe ich nachher im Kriege wiedergetroffen — manch einer ruht jetzt in fremder Erde, getreu dem Helmbandspruch unseres 1. Bataillons: Semper talis. —

Trotz dieser starken und leidenschaftlichen Hingabe an meinen Dienst im 1. Garde-Regiment, in dem ich auch meine beiden ehemaligen Adjutanten und späteren Kammerherren, den gewissenhaften Stülpnagel und den getreuen Behr, näher kennen lernte, bin ich auch während dieser Jahre nicht — oder nicht mehr — einseitig Soldat gewesen. Die Bonner Anregungen haben weiter gewirkt, und die lebendigen Fragen der Politik, des

Wirtschaftslebens, der Kunst und Technik haben mich in den freien Stunden mehr noch beschäftigt als in den Jahren, in denen mir der Sinn für sie erschlossen worden war.

Hatte ich noch in meinem Leutnantsjahre alles, was mir an Hoffesten entgegenwuchs, mit einer gewissen interessierten Neugier mitgemacht und angesehen, so begann nun mit der reifenden Kritik eine immer schärfere Abneigung gegen das Pomphafte dieser Feste in mir zu werden. Die allzu häufige Repräsentation, wie sie hierbei in starrer Form aufrecht gehalten wurde, erschien mir oft genug als ein leerer, fast peinlich wirkender Anachronismus. Wie viele tief vorwurfsvolle oder sanft mahnende Blicke aus den Augen in ihren heiligsten Gefühlen getroffener Hofmarschälle habe ich so nicht geerntet! Aber auch hier (wie auf so manchem anderen Gebiete) hat mich die Übertriebenheit des Abgezirkelten, „Erhabenen", Erstarrten erst recht zu einer augenfälligen Nonchalance gereizt. Gar nicht immer mit Willen — oft genug unwillkürlich, so als müsse sich hier eine Reaktion gegen eine mir wesensfremde Aufmachung von selbst erfüllen.

Hoffeste! Dabei fällt mir einer ein, für den und für dessen Kunst ich stets die tiefste, bewundernde Verehrung hatte, und den ich doch niemals ohne ein gutes Lächeln und Behagen auf diesen Festen sehen konnte: Adolf Menzel.

Meist war seinem Erscheinen schon eine Tragödie, die in seinem Hause und auf der Fahrt nach dem Schlosse spielte, vorangegangen, denn er war in die Arbeit immer so sehr vertieft, daß er am Ende, trotz aller Eile bei

der Toilette, zu spät ankam. In seinen letzten Jahren wurde schon stets ein Adjutant meines Vaters entsandt, der den alten Herrn in seiner Wohnung abholen und häufig genug noch anziehen helfen mußte. Half nichts — zu spät kam er doch.

Unvergeßlich ist er mir, wie ich ihn beim Fest vom Schwarzen Adlerorden sah. Die Ritter dieses hohen Ordens trugen an diesem Tage den großen roten Sammetmantel mit der Kette. Der kleine Mann, dem keiner von den Mänteln passen wollte, lag nun in einem dauernden und wilden Kampf mit seiner Schleppe und blickte dazu mit den sprechend funkelnden Augen zornig blitzend aus seinen Brillengläsern. — Am Schluß der Feierlichkeit war es üblich, daß die Ritter zu zweit am Throne vorbeischritten, um, nachdem sie dort ihre Verbeugung vor dem Kaiser gemacht hatten, den Saal zu verlassen. Nach der Rangordnung traf es sich stets so, daß der zwerghaft kleine Menzel mit dem überlebensgroßen Hausminister von Wedel zusammengehen mußte. Wenn nun dieses ungleiche Paar ehrfürchtig vor dem Throne stand, so war das an sich schon ein Bild, das gute, warme Heiterkeiten in der Seele wecken konnte. Es fand noch eine Steigerung, wenn in dem alten Menzel in diesem Augenblick der Künstler erwachte. Er schien dann völlig zu vergessen, wo er war, und ich habe es mit angesehen, wie er plötzlich, nach kurzem Kopfrucken, die Arme in die Seiten stemmte und, völlig von dem malerischen Eindrucke befangen, meinen Vater lange und eindringlich fixierte. — Der alte Wedel hatte mittlerweile seine Verbeugung längst korrekt abgeliefert, war im Abmarsch begriffen und bemerkte nun zu sei-

nem Schrecken, daß sein Partner noch immer vor dem Throne stand.

Ich weiß nicht, was mir in dem Augenblicke die größere Freude machte: das ratlose, entgeisterte Gesicht des Hausministers, der sich da durch den kleinen Mann in einen unerhörten Bruch von Tradition und Etikette hineingezogen fühlte, oder der kleine Meister, der den Kopf bald rechts, bald links ruckte und unbekümmert um die anderen nach ihm, die nun doch schon auf das Plätzchen vor dem Throne lauerten, auf den Kaiser starrte. Endlich faßte Wedel sich ein Herz und zupfte Menzel fest am Ärmel. Die Störung aber nahm der scheinbar recht cholerische Meister bitter übel. Wenn ein Blick fauchen kann vor Wut, dann war es dieser, den er jetzt mit zurückgeworfenem Kopf bis in die Augenhöhe seines langen Partners stieß. Dann aber griff er in die Schleppe und stolperte zornig, beleidigt aus dem Saal. Das war, als dächte er: Nee — so'n Fest, wo man sich nicht 'mal seine Leute ein wenig ansehen darf — —!

Zahllose Male habe ich auf Hoffesten bei ihm gestanden und mit ihm geplaudert. Er war voll trockenen Witzes, voll Sarkasmus und Kritik. Nichts entging seinem scharfen Blick, und da man nach und nach daran gewöhnt war, bei ihm von allzu strengen und sicher auch fruchtlosen Einordnungsbestrebungen abzusehen, so fühlte er sich als eine Art überlegener Outsider vielleicht auch leiblich wohl in seiner Sonderstellung, die ihm ja in der Tat manche künstlerische Anregung bringen mochte.

Ich für mein Teil konnte, wie schon erwähnt, an dem Gepränge solcher Feste, auf denen jeder doch vor allem

seine eigene Eitelkeit spazieren führte, sehr bald schon keine Freude mehr empfinden. Ich fand den starren Mechanismus ihres Betriebes öde, und ihr steifer Prunk erschien mir als ein Mosaikbild aus tausend kleinen Eitelkeiten und Farbstufungen von Wichtigtuereien. Daß repräsentative Feste eine gewisse Förmlichkeit nicht ganz entbehren können, empfand ich dabei wohl, aber mir schien, daß sie zugleich vom Wesen einer inneren Freiheit belebt sein müßten — und davon war hier wenig zu spüren.

Mehr als diese höfischen »shows« hat mir der freie, ungezwungene Verkehr mit tüchtigen Menschen aller Art, mit Künstlern, Schriftstellern, Sportsleuten, Kaufleuten und Industriellen an Anregung gegeben. Dazu habe ich als Sportsfreund und Jäger auch dem Körper sein Teil froher Arbeit zukommen lassen.

Als eine ärgerliche Fessel habe ich es bei all dem damals schon empfunden, daß ich als Prinz dauernd Rücksichten nehmen mußte, bei allem und jedem, was ich unternahm, von Menschen umgeben war, die mir — sicher aus bester Absicht, aber zu meiner Qual — immer wieder ihre beiden Sprüchlein, eines um das andere, hersagten: „— das dürfen Kaiserliche Hoheit nicht tun —", „jetzt müssen Kaiserliche Hoheit das tun —". Abwehr dieser Versuche, das Tun und Lassen eines freien Menschen in ein verstaubtes Schema einzuspannen, stieß nicht gerade auf Verständnis. Am besten also schon, man ließ sie reden und tat am Ende das, was einem einfach und natürlich schien.

Nur ein Mensch hat auch in diesen Fragen Sinn gehabt für meine Beengtheit und Verstehen für meinen

Drang, weniger „Kronprinz“, mehr ein mitlebender und miterlebender Mensch zu sein: meine geliebte Mutter. Und immer wieder, wenn ich in solchen Aussprachen mit ihr zusammensaß, habe ich es empfunden, wie viel von ihrem Wesen auf mich gekommen ist — nur daß in meinem Blute sich männlich wehrte, was sich in ihr am Ende anpaßte und zur Ruhe fand. Zu diesem sich zum Frieden Finden hat sie aus der tiefen Religiosität ihres Wesens sicher eine starke, nie versagende Kraft geschöpft.

Aus dieser streng religiösen Lebensanschauung und Ethik ist auch ihr dringender Wunsch zu erklären, daß wir Söhne „rein“, unberührt von Erlebnissen mit anderen Frauen in die Ehe treten sollten. Diesem Ziele wurde von ihr und von unserer dahin verständigten Umgebung durch möglichstes Fernhalten jeder Persönlichkeit, die uns etwa vom geraden Pfade der Tugend hätte locken können, nachgestrebt. — Meine Mutter war bei ihrem Denken und Wollen sicher von der besten Absicht auch für uns und unser sittliches und physisches Heil geleitet, und ich für mein Teil mußte sie — was auch für Unsinn über mich früh schon verbreitet wurde — nicht allzusehr enttäuschen. Trotzdem glaube ich nicht, daß auf diesem theoretisch so schönen Grundsatz in Wahrheit viel Segen liegt. Mir will vielmehr eine übertriebene Eindämmung und Absperrung auch auf diesem Gebiete als Unnatur erscheinen, und ich möchte, rückschauend, heute sogar annehmen, daß die letzte Wurzel mancher Irrung, die in den Ehen fürstlicher Familien vorgekommen ist, in dieser fanatischen Fernhaltung alles weiblichen Umganges zu einer Zeit, in der gesunde Jugend sich geben und erlösen will, ruht.

Juni 1919.

Morgens Briefe geschrieben.

Dann nach dem Frühstück zwei Stunden drüben in der Schmiede vor dem Amboß. — Der Luijt erzählt, daß ihm ein Amerikaner für ein Hufeisen, das ich geschmiedet habe, fünfundzwanzig Gulden geboten hätte; ob er ihm eins geben dürfe? Die Menschen sind doch unveränderlich bereit, unsereinem den Größenwahn zu suggerieren — sogar wenn wir fern ihrem Jahrmarkt auf einer kleinen Seegrasinsel sitzen. Früher haben sie meine fortgeworfenen Zigarettenstummel aufgelesen, und jetzt bietet ein Snob eine Summe, mit der man in der Heimat einem armen Menschen aus dem Elend helfen könnte, für ein Stück Eisen, das ich unter meinem Hammer hatte. Mich wundert's nicht, daß mancher so geworden ist, wie er bei diesem Kult am Ende werden mußte! Nein: unsereiner ist nicht immer allein schuld daran.

Von Luijt weg bin ich an den Strand gegangen — die Kleider 'runter — und dann in die See.

Wie einem das für eine Weile das Elend aus der Seele wäscht und diesen ganzen Kram vergessen läßt!

Mittags habe ich meinem guten Kummer, der hier eine Zeitlang bei mir ist, die Geschichte mit dem Amerikaner erzählt. Er ist Feuer und Flamme: „Fünfundzwanzig Gulden? Bei der Valuta?! Ich täte den ganzen Tag egal weg Hufeisen für die Brüder machen!"

Nach Tisch Durchsicht der alten Aufzeichnungen aus den Kämpfen von Verdun und Arbeit an der Darstellung für das Buch. Spaziergang mit Kummer.

Und jetzt ist wieder Abend.

Ein neuer Tag herum — wie lange noch?!

Im tannenumrauschten Gelbensande, dem Witwensitze der Großherzogin Anastasia Michailowna von Mecklenburg, verlobte ich mich an einem mir unvergeßlich schönen Sommertage des Jahres 1904 mit Cecilie Herzogin zu Mecklenburg. Noch nicht achtzehn Jahre war sie damals alt, stand in der ersten Jugendblüte und war voll Frohsinn und Heiterkeit. Die Jahre ihrer Kindheit an der Seite ihrer zwar etwas eigenwilligen, aber liebevollen und schönen Mutter waren voll ungetrübten Glückes für sie gewesen.

Als mir meine junge schöne Frau an einem strahlenden Junitage des folgenden Jahres ihre Hand fürs Leben reichte, ist sie wie auf Rosen in das neue Leben in Berlin eingeschritten, umjubelt von vielen Tausenden, getragen von der Liebe und Sympathie eines ganzen Volkes. Als ich an jenem Tage mit meiner 2. Kompanie die Linden herunter zum Schloß zog, um die Ehrenkompanie zu stellen, hat mich die warmherzige Anteilnahme all der vielen Menschen tief bewegt. Dazu bot die Stadt mit den fröhlichen Gesichtern, den vielen hübschen Mädeln und all und überall den Rosen ein unvergeßlich schönes Bild. Meine Grenadiere fühlten sich natürlich als völlig zur Familie gehörig und schritten stolz und stramm daher.

Ein gütiges Geschick hat es gefügt, daß meine Wahl frei von einengenden politischen oder dynastischen Rücksichten auf die Frau fallen konnte, der ich von Herzen zugetan war und die auch mir gern ihre Hand gegeben hat. Wir haben uns in echter und aufrichtiger Zuneigung zu einander gefunden.

Soll ich zu all dem Törichten, das über meine Ehe

geredet und geschrieben worden ist, überhaupt etwas sagen? — Wenn sich die guten Leute, die so „glänzende Beziehungen“ und durch sie so „intime Einblicke“ und „sichere Nachrichten“ haben, doch weniger wichtig tun wollten! — Wie wir beide, meine Frau und ich, zu einander stehen, das wissen nur wir. Aber das kann ich verraten: Wenn in den Zeitungen mehrfach zu lesen war: „Die Scheidung des Kronprinzenpaares nahe bevorstehend“, dann hat das auf uns beide nur fröhlich erheiternd gewirkt: Was doch die Herrschaften Bedarf an Sensationen haben!

Meiner Frau aber kann ich nur aus tiefem Herzen dafür danken, daß sie mir als bester und als treuester Freund und Kamerad zur Seite gestanden hat: eine fürsorgende Gattin und Mutter, nachsichtig und gütig verzeihend gegen manche meiner Fehler, voll Verstehen für das, was ich bin, unbeirrt zu mir haltend im Glück wie im Unglück.

Sie hat mir sechs liebe und gesunde Kinder geschenkt, auf die ich aus tiefem Herzen stolz bin und zu denen meine Sehnsucht immer geht, so oft ich hier einem der kleinen Fischerjungen über die flachsgelbe Bürste streiche. Mögen meine vier Jungen einst brave deutsche Männer werden, die ihre Pflicht im Dienste für das Vaterland erblicken — als echte Hohenzollern!

Auch während der qualvoll schweren Zeit nach Deutschlands Zusammenbruch hat meine liebe Frau in vorbildlicher Treue und Tapferkeit auf ihrem Posten ausgehalten und sich in hundert schwierigen Lagen als die kraftvolle, vornehme Natur bewährt, als die ich sie liebe und verehre.

Ein „Kriegserlebnis“ gibt es aber doch in unserer Ehe! Die Kronprinzessin hat mich 1915 einmal für zwei Tage in meinem Hauptquartier in Stenay besucht. Am Morgen des zweiten Tages um vier Uhr früh begann ein französischer Fliegerangriff, der sich offenbar lediglich auf mein Haus richtete, das damals noch keinen bombensicheren Keller oder Unterstand hatte. Ein Volltreffer hätte sicher ganze Arbeit gemacht. Der Angriff dauerte zwei Stunden. In dieser Zeit warfen vierundzwanzig Flugzeuge ihre Bomben rings um das Haus — gezählt wurden einhundertundsechzig Bomben. Mehrere von ihnen schlugen nur wenige Meter von dem Hause entfernt ein, sie forderten leider eine Anzahl von Menschenleben. Es war der schwerste Fliegerangriff, den ich bis dahin erlebt hatte. Auch bei dieser Nervenprobe erwies meine Frau ihren Mut und ihre gefaßte Ruhe. Prachtvoll hat sie sich gehalten!

Im Anschluß an meine nun bereits dreijährige Lehrzeit und Dienstzeit als Kompaniechef im 1. Garde-Regiment zu Fuß sollte ich nun eine Eskadron bekommen. Ich bat Seine Majestät durch Exzellenz von Hülsen, mir eine Schwadron des Regiments Gardedueorps anzuvertrauen. Seine Majestät wollte mich zu den Leib-Garde-Husaren tun. Schließlich gab der Kaiser nach; er kommandierte mich im Januar 1906 zur Führung der Leib-Eskadron des Regiments Gardeducorps, verlieh mir aber nicht die schöne Uniform des Regiments, sondern bestimmte durch eine besondere Kabinettsorder, daß ich die Uniform der 2. Kürassiere Königin tragen sollte.

Hier in dem neuen Kommando fanden meine reiterlichen Passionen wieder ein weites Tätigkeitsfeld, und ich denke mit tiefer Genugtuung der herrlichen Zeit, in der ich diesem stolzen Regiment angehörte, dessen ruhmvolle Tradition mit der Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates und seiner Gründer so eng verknüpft ist. Daß es keine Paradetruppe war, das hat das Regiment am Tage von Zorndorf ebenso bewiesen wie in dem gewaltigen Ringen des Weltkrieges. Eine wehmütige Freude war es für mich, gerade jetzt vor wenigen Tagen ein liebes Zeichen dafür in Händen zu halten, daß die alten Getreuen der Leib-Eskadron ihren Schwadronsführer von einst auch im Unglück nicht vergessen haben: zu meinem Geburtstage, zum 6. Mai, fand ein kleines Album mit den Unterschriften der Offiziere und Gardeducorps der alten Eskadron seinen Weg auf meine stille Insel. — Der Offiziere und der Gardeducorps — —. Wie viele Namen da fehlen! Im Osten und im Westen ruhen ihre tapferen Träger. Meine Gedanken ziehen zu ihnen und grüßen sie. —

Eine Bemerkung über mein Kommando zur dritten Hauptwaffe, der Artillerie, sei, wenn es auch zeitlich später fällt, hier eingeschaltet. Um mich auch mit ihr vertraut zu machen, wurde ich im Frühjahr 1909 mit der Führung der Leibbatterie des 1. Garde-Feldartillerie-Regiments beauftragt. Ich habe mich im Kreise dieses dienstlich wie kameradschaftlich ausgezeichneten Regiments besonders wohl gefühlt und gedenke mit aufrichtiger Dankbarkeit der Unterstützung meines getreuen Mentors, des Majors Grafen Hopfgarten, und seiner vielseitigen Anregungen in allen artilleristischen Fragen.

Schon damals schien mir übrigens die Verwendung, teilweise auch das Schießverfahren unserer Feldartillerie im Vergleiche mit den Bestimmungen der Franzosen in einigen Punkten rückständig zu sein. Die Erfahrungen des Krieges haben rund fünf Jahre später gezeigt, daß die französische Armee in der Entwicklung dieser Waffe in der Tat einen starken Vorsprung vor uns gewonnen hatte. Das Artilleristisch-Technische war bei uns gegenüber dem Reiterischen in den Hintergrund gekommen: die Kanone hatte dem Pferde zuviel Vorrechte eingeräumt.

Aus den Reihen des Regiments erbat ich mir damals den Hauptmann von der Planitz als persönlichen Adjutanten. Als Abteilungsführer ist dieser ausgezeichnete und reich gebildete Offizier, der mir als aufrechter und vornehmer Mann und als langjähriger treuer Begleiter und Berater in stets dankbarem Angedenken bleiben wird, in Flandern den Heldentod gestorben. —

Durch die Zeitungen geht ein Bericht, der angeblich von einem Augenzeugen der Ermordung des Zaren Nikolaus stammt und der all das schreckliche Geschehen um sein blutiges Ende enthüllt.

Früh morgens habe ich diese in ihrer kalten Sachlichkeit doppelt grauenvolle Schilderung gelesen, und den ganzen Tag über, während draußen der endlose Regen niederrann, sind meine Gedanken dann immer wieder zu Erinnerungen an den armen Mann zurückgekehrt. Zu ihm und zu den Menschen, die um ihn waren, als ich ihm nahetrat die beiden Male, da ich sein Gast in Rußland war, und jenes dritte Mal, als er bei uns in Berlin zu Gaste war.

Jetzt, da ich diese Zeilen als den Bodenschlag meines Erinnerns an ihn niederschreibe, ist es Nacht.

Als ich den Zaren Nikolaus zum erstenmal in Petersburg sah — es war im Januar 1903, und ich war damals zum Fest der Wasserweihe entsandt — stand er auf der Höhe seiner Macht. Der Hof und die Truppen verliehen dem Feste einen ungemein glänzenden Rahmen. Der Zar selbst aber, der im Grunde eine einfache, schlichte Persönlichkeit war und sich im engeren Umgang herzlich und ungezwungen gab, machte in seinem öffentlichen Auftreten einen unsicheren, ich möchte fast sagen ängstlichen Eindruck. Die wunderschöne Kaiserin Alexandra war in dieser Richtung keine Stütze für ihn, da sie selbst peinlich verlegen, fast menschenscheu war. Ganz im Gegensatze zu ihr verkörperte die Kaiserin-Mutter Marija Feodorowna vollständig das Bild der Majestät und der großen Dame, und sie besaß damals auch den vorherrschenden Einfluß in der Petersburger politischen und Hof-Gesellschaft. Besonders auffallend war es, wie wenig der Zar es verstand, sich im Kreise seiner Familie, also bei den Großfürsten und Großfürstinnen, die ihm gebührende Würdigung zu verschaffen. Als zum Beispiel vor einem Diner die Gesellschaft versammelt war und das Zarenpaar eintrat, nahm kaum eines der Familienmitglieder hiervon Notiz. Eine geradezu herausfordernde Lässigkeit trug bei solchen Gelegenheiten der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch zur Schau, der mir gegenüber auch seine Abneigung gegen alles Deutsche im Gespräch ziemlich deutlich zum Ausdruck brachte. Vergebens suchte ich damals in der Petersburger Gesellschaft nach Spuren der alten Freundschaft zwischen Preußen und Rußland.

Englisch und Französisch waren die Umgangssprachen dieser Schicht, für Deutschland hatte niemand Interesse — mehrfach stieß ich sogar auf offene Abneigung. Nur bei zwei Männern fand ich damals starke Neigung zu Deutschland, bei dem Hofminister Baron Fredericks und bei dem wenige Jahre später in den Grafenstand erhobenen Sergei Juliewitsch Witte. Mit Witte hatte ich ein langes Gespräch, das sich um die Frage eines neuen deutsch-russischen Handelsvertrags drehte und in dessen Verlauf der weitsichtige Finanz- und Wirtschaftspolitiker stark betonte, daß Rußlands gesunde Zukunft nach seiner Meinung vom engen wirtschaftlichen Anschluß an Deutschland abhänge.

Die Furcht vor Attentaten war am Hofe sehr groß. Unter den vielen Vorsichts- und Abwehrmaßnahmen, die ich überall getroffen sah, machte mir eine, auf die ich stieß, als ich dem Zaren eines Abends spät noch einen kurzen Besuch machen wollte, damals einen tiefen Eindruck: Auf dem Fußboden des Vorsaales zu seinen Privatgemächern war schachbrettartig, so daß niemand passieren konnte, der gesamte Leibkonvoi des Kaisers, etwa hundert Mann, gelagert. Es entstand ein wahrer Alarm und große Aufregung bei meinem unerwarteten Eintritt.

Im Kreise seiner engeren Familie war der Kaiser wie umgewandelt: ein fröhlicher, harmloser, liebenswerter Mensch, der zärtlich an seiner Frau und an den Kindern hing. Auch von der Kaiserin fiel hier jene Nervosität und Unrast, die sie in der Öffentlichkeit beherrschten, sie zeigte sich als liebe, warmherzige Frau und bot zwischen den jungen gut erzogenen Mädchen ein Bild der Anmut und Schönheit. Ich habe reizende Stunden dort verlebt.

Das zweite Mal waren meine Frau und ich nach Zarskoe Selo eingeladen. Hier hätte man sich wie bei einem reichen Privatmann auf dem Lande fühlen können, wäre man nicht auf Schritt und Tritt durch die polizeilichen und militärischen Sicherheitsvorkehrungen daran erinnert worden, daß man sich bei einem Herrscher zu Gaste fand, der seinem eigenen Volke nicht traute. Zarskoe liegt in einem großen Park. Außerhalb des Parkgitters war ein Kordon von Kosaken postiert, die Tag und Nacht hin und her trabten und alles überwachten. Im Park standen ungezählte Posten, ja selbst im Schloß stieß man überall auf Doppelposten mit aufgepflanztem Seitengewehr. Ich sagte damals zu meiner Frau, man fühle sich da wie in einem Gefängnis, und ich würde es lieber darauf ankommen lassen, eines Tages durch eine Bombe in die Luft zu fliegen, ehe ich ein solches Leben auf die Dauer ertrüge.

Eine qualvolle Autofahrt ist mir lebhaft in Erinnerung geblieben. Der Kaiser wollte uns das Palais an der See zeigen, und wir fuhren im geschlossenen Auto los. Es war seit Monaten das erste Mal, daß der Kaiser Zarskoe verließ. Die Fahrt dauerte etwa vier Stunden. Der Eindruck war trostlos und tief bedrückend. Alle Ortschaften, durch die wir kamen, wie ausgestorben: es durfte sich kein Einwohner auf der Straße oder in den Fenstern blicken lassen — nur Soldaten und Polizei. Unheimliche Stille, ein tief beklemmender Druck über allem. Nein — das war kein Leben des Lebens wert, wenn man sich so verstecken mußte.

Auch an einer großen Parade nahmen wir teil. Die Gardetruppen sahen glänzend aus; sie haben sich ja auch

später im Kriege, ihrer alten Tradition getreu, glänzend geschlagen. Einen ungemein malerischen Eindruck machten die verwegen aussehenden Don-, Ural- und Transbaikal-Kosaken auf ihren kleinen struppigen Pferden.

Die Aufnahme im Familienkreise war, wie das erste Mal, ganz ungewöhnlich warm und herzlich. Stundenlang bin ich mit dem Zaren im Kanoe auf den Kanälen herumgefahren, und über manches politische Thema haben wir eingehend gesprochen. Dabei kam ich zu der Überzeugung, daß er an sich wohl aufrichtige Sympathien für Deutschland hegte, daß er aber zu schwach war, als daß er den Einflüssen der großen deutschfeindlichen Partei wirksam hätte entgegentreten können. Die Kaiserin-Mutter und der Großfürst Nikolai — beide ausgesprochene Gegner Deutschlands — hatten die Übermacht.

Zar Nikolaus war nach meinem Urteil nicht eine Persönlichkeit, wie Rußland sie auf dem Throne gebraucht hätte. Ihm fehlten Entschlossenheit, Mut und Fühlung mit seinem Volk. Als einfacher Landedelmann wäre er vielleicht ein glücklicher Mensch geworden und hätte viele Freunde gehabt; die Eigenschaften, die notwendig sind, um ein Volk zur Höhe der Entwicklung seiner Kräfte zu führen, hat er nicht besessen — und vielleicht hat sein zaghaftes Gemüt über die Umrisse solcher Eigenschaften kaum nachzudenken gewagt.

Tief tragisch erschien uns schon damals der schwächliche und immer kränkelnde kleine Thronfolger Alexej Nikolajewitsch. Von einem riesigen Matrosen wurde er gewöhnlich wie ein kleines, wundes Tier getragen — und war doch schon acht oder neun Jahre alt. Mit einer von Angst durchsetzten, ewig zitternden Zärtlich-

keit hingen die beiden Eltern an dem armen, lebensunfähigen Spätling ihrer Ehe, der dereinst Rußlands Zarenkrone tragen sollte. —

Vorbei — in Blut und Grauen erloschen auch dieses kleine, mühsam flackernde Leben!

Nachdem ich wieder zweiundeinhalb Jahre als Soldat Dienst getan hatte, drängte es mich lebhaft, an der Weiterbildung meiner noch recht lückenhaften Kenntnisse auf staatsmännischem und volkswirtschaftlichem Gebiete zu arbeiten. Wünsche in dieser Richtung, die ich auch in den letzten hingegangenen Jahren schon mehrfach zum Ausdruck gebracht hatte, waren ohne Berücksichtigung geblieben. Der Vorgang war auffallend, denn die Geschichte unseres Hauses zeigt, daß der jeweilige Herrscher die rechtzeitige Heranbildung des Kronprinzen für seinen künftigen Beruf stets als eine besonders hohe Pflicht seines ihm verliehenen Amtes aufgefaßt hatte. So fühlte ich mich hier beiseite geschoben und ferngehalten von der geistigen Erfassung und Durchdringung eines weiten Arbeitsgebietes, dessen Beherrschung für mich notwendig war. Ich kann ohne Übertreibung sagen, daß ich um die Zulassung zu jenen Stellen, an denen sich mir dieses unentbehrliche Wissen erschließen konnte, zäh und unnachgiebig ringen mußte.

Mit umso größerer Freude begrüßte ich daher im Oktober 1907 meine vom Kaiser endlich genehmigte Kommandierung zur Information beim Oberpräsidium in Potsdam, beim Ministerium des Innern, beim Finanzministerium und beim Reichsmarineamt. Mit meiner Einführung in die Fragen der auswärtigen Politik, die

vor mir gerne ein wenig geheimnisvoll, als sei das eine Art geheimer Kunst, behandelt wurden, sollte bis zu einem späteren Zeitpunkt gewartet werden. Zunächst aber sollte mir auch die Möglichkeit gegeben sein, durch den Besuch von Vorträgen über Maschinenbau und Elektrotechnik auf der Technischen Hochschule in Charlottenburg größeres Fachwissen auf diesen von mir stets mit besonderem Interesse beobachteten Gebieten zu erwerben.

Damit war gegenüber dem bisher gepflegten Zustande doch alles Mögliche für mich erreicht: Türen, die man bislang mit Abwehr vor mir verschlossen gehalten hatte, standen meinem Wissenswillen endlich offen.

Meine informatorische Beschäftigung in den Ministerien, die mir durch eine an diese Stellen gerichtete Weisung meines Vaters, mir auf meine Anfrage jede gewünschte Auskunft zu erteilen, sehr erleichtert wurde, führte mich rasch zu einer lebhaften Beschäftigung mit den großen Fragen der Zeit und ihren internationalen Zusammenhängen. So kam ich zunächst zu eingehendem Studium der heimischen und ausländischen Presse.

Der Puls unseres Lebens ist die Zeitung — in ihr hämmert der Herzschlag der Zeit. Ruhe wie Spannung, Mattheit wie Fieber finden in ihr Wirkung und Ausdruck, werden unter Umständen durch sie für den, der für das Wohl des ganzen Organismus sorgen soll, zu mahnenden, warnenden Stimmen. Damals, in jenem Studienjahre, war es mein erster bescheidener Gewinn, daß ich diese Bedeutung der Zeitung für den, der hören, sehen und erkennen will, klar einschätzen lernte. Für den, der hören, sehen und erkennen will — der sich nicht etwa

aus einer selbstgewählten oder aufgedrängten Vogelstrauß-Psychologie manchen Zeichen verschließt.

Ich hatte natürlich auch vor diesem Studienjahre Zeitungen gelesen — was man bei uns so Zeitungen lesen nannte. Hauptsächlich also Blätter konservativer Richtung oder freundlich gesinnte farblose Nachrichtenblätter. Immerhin hatte ich sie wenigstens unzerschnitten aufgenommen. Jetzt durchackerte ich täglich das ganze Feld von der „Kreuzzeitung“ bis zum „Vorwärts“, und oft wanderten angestrichene Artikel mit der Bitte um Aufklärung und Erläuterung an die betreffenden zuständigen Stellen.

So ergaben sich auch in bezug auf kulturelle oder innerpolitische Einzelfragen für mich bald Gesichtspunkte, die mich die Probleme wesentlich anders sehen ließen, als Seine Majestät sie auf Grund der ihm zugänglich gemachten Pressestimmen und der ihm erstatteten Vorträge sah. Der Witz der Weltgeschichte hatte sich grotesk verkehrt: Der König war nach einem Materiale »ad usum delphini« orientiert — und der Dauphin schöpfte sein Wissen aus dem Vollen des Lebens. Auf Grund dieses breiteren Einblickes in die Triebkräfte der Massen und der Zeit erschienen mir viele von den Grundideen, an denen der Kaiser und seine Regierungsmethode festhielten, wurzellos geworden und nicht mehr vereinbar mit dem Geiste einer auch neuzeitliche Erscheinungen und Entwicklungen weise in Rechnung stellenden Monarchie.

Ein Staatswesen, das mir um diese Zeit neben dem deutschen besonderes Interesse bot, war das englische. In England war ich immer wieder herumgekommen, und

über Englands politische Struktur, in der ich manchen auch für unsere jüngere Entwicklung geltenden Zug erkannte, hatte mir mein Großonkel König Eduard in manchen Stunden der Aussprache, in liebevollem Eingehen auf das mich lebhaft fesselnde Gebiet, viel erzählt. Wenn ich mich dieser für mich unvergeßlichen Unterhaltungen, die ich damals völlig naiv als ein junger Schüler eines erfolgreichen Meisters und väterlichen Freundes hingenommen habe, heute erinnere, will es mir scheinen, als habe mir der König damit mehr als eine bloße Belehrung über die Zustände in England geben wollen. Als habe der in dieser Art geniale Mann sehr wohl erkannt, daß die Ideen, in deren Zeichen die beiden ersten Jahrzehnte der Regierungszeit meines Vaters standen, sich von der Linie entfernten, auf der der Monarchismus in Deutschland sich entwickeln mußte, wenn er die fest gefügte, organische Krönung des staatlichen Baues bleiben wollte — und als habe er mich mit klar bewußtem Willen auf diesen Gefahrpunkt hingewiesen: um mich zu warnen, um mich schon an der Schwelle meiner politischen Bahn für andere, bessere Wege zu gewinnen.

Was mir mein alter Großonkel so aus der Fülle seiner Beobachtungen und Erfahrungen gab, habe ich gerne aufgenommen und in mir entwickelt. Dieser Besitz hat jedenfalls auch mit teil daran, daß ich im Zusammenhange mit meinen Ansichten über die Regierungsmaximen Seiner Majestät eine starke Neigung zu jenem System empfunden habe.

Besonders tiefe und anregende Eindrücke empfing ich in dieser Zeit begierigen Lernens beim Reichsmarineamt

durch dessen Leiter, den Admiral von Tirpitz. In ihm erschloß sich mir eine wirklich überragend große Persönlichkeit, ein Mann, der nicht stur auf das engere Feld seiner Aufgaben und Pflichten starrte, sondern das Ganze bis in seine weltpolitischen Fernen und Wirkungen sah und dem Ganzen mit allen reichen schöpferischen Kräften seines umfassenden Könnens diente.

Das große Werk der Schaffung einer deutschen Kriegsflotte war ihm vom Kaiser anvertraut, und sein Leben, Denken und Tun war erfüllt allein von dem Drang und Willen, die ungeheure Aufgabe trotz aller äußeren und inneren Widerstände zum Wohle des Reiches zu meistern. Wie sehr ihm das gelungen ist, dafür wird ihm die Schlacht am Skagerrak ein ewiges, ehrendes Zeugnis und Denkmal bleiben — Skagerrak, wo die von ihm geschaffene und von seinem Geiste getragene deutsche Flotte ihre Feuertaufe gefunden und im Kampfe mit der vielfach stärkeren ersten Flotte der Welt glänzend bestanden hat. Deutschland hatte damals allen Grund, auf den herrlichen Angriffsgeist und die vorbildliche Disziplin seiner blauen Jungens stolz zu sein.

Nur in einer grundlegenden Frage war ich in jenem Jahre der Zusammenarbeit anderer Ansicht als der Großadmiral. Er hielt daran fest, daß der Kampf mit England um die Freiheit der Meere einmal ausgetragen werden mußte, und sein Ziel war der „Risikogedanke", das will sagen: er trat dafür ein, unsere Flotte so stark zu gestalten, daß den Engländern ein etwaiger Kampf gegen uns als ein zu schweres Wagnis erscheinen mußte, weil für sie alsdann ein zu großer Einsatz auf dem Spiele stand. Ein Einsatz, der nicht erfolgen konnte, ohne daß

im Verlustfalle die englische Seeherrschaft als Ganzes in Frage gestellt würde. Der grundsätzlichen Idealität dieses defensiven Gedankens habe ich mich nicht verschlossen, in Berücksichtigung unserer politischen und wirtschaftlichen Lage aber schien er mir in dieser Form, die uns allein zum großen Abwehrrivalen Englands zur See aufrüsten wollte, nicht bis zum Ende durchführbar. Ich stand vielmehr auf dem Standpunkt, daß der „Risikogedanke" nur dann gesund und stark zu einer tatsächlichen Kräftebalance zur See ausreifen könne, wenn das gegen England gedachte Gegengewicht von uns gemeinsam mit einer verbündeten Großmacht getragen würde, deren Landstreitkräfte damit für keine gegnerische Kombination in Betracht kamen, deren Flotte aber als Addend neben unserer eigenen Flotte eine Kräftesumme von jener angestrebten, Achtung und Zurückhaltung gebietenden Höhe ergeben würde. Auf diesem Wege konnte, wenn er sich irgendwie als gangbar erwies, nicht nur eine außerordentliche Erleichterung unserer maritimen Rüstungslast herbeigeführt, es konnte so auch leichter der große Gefahrpunkt des ganzen Problems: die Erstickung unserer Kräfte zur See v o r Erreichung des Zieles, überwunden werden. Denn diese Ansicht habe ich schon damals klar vertreten und später immer wieder zum Ausdruck gebracht: daß die Engländer das volle Ausreifen unseres Risikogedankens garnicht erst abwarten, sondern ihre Politik folgerichtig fortsetzen und unsere von ihnen mit dem größten Mißtrauen beobachtete Flotte vernichten würden, ehe sie sich zu dem ihnen ebenbürtigen oder im Sinne der Risikotheorie gefährlichen Gegner entwickeln konnte.

Daß der Wille zu einem solchen radikalen Vorgehen in der Tat eine Zeitlang bestanden hat, das wurde mir erst in den jüngsten Tagen wieder durch die Lektüre des Buches des englischen Admirals Fisher bestätigt. Der sagt da mit einer geradezu verblüffenden Offenheit: „Bereits im Jahre 1908 schlug ich dem Könige vor ‚to Kopenhagen the German fleet'" — auf gut deutsch: die deutsche Flotte (so wie einst die dänische auf der Reede von Kopenhagen) im Frieden zu überfallen und zu vernichten, solange das noch ohne allzu große Umstände möglich sei.

All meine erwähnten Bedenken mußten angesichts der durch unsere politische Isolierung geschaffenen Lage — Erwägungen und Bedenken bleiben. Einen Verbündeten, dessen Flotte für eine Bindung mit der unsrigen zur gemeinsamen Abwehreinheit in Frage gekommen wäre, besaßen wir nicht. Auch der von Tirpitz stets erstrebte Anschluß an Rußland hätte ihn uns nicht gebracht.

Nachdem die verschiedenen Versuche, in der Flottenfrage zu einer Verständigung zu kommen, in nichts zerronnen waren, war der Augenblick — der letzte Augenblick! —, der deutschen Flotte mit einiger Aussicht auf Erfolg an den Kragen zu gehen, für England mit der im Jahre 14 gegebenen Kriegsgelegenheit gekommen. Auch die Fassade wirkte tadellos: man hatte bindende Verträge zu erfüllen und trat als reiner Held und Schützer aller kleinen Völker auf.

Bei all dem ist es natürlich nicht das Flottenproblem an sich, das England diese Gelegenheit erfassen und in den Krieg gegen Deutschland eintreten ließ. Seemacht

ist Weltmacht; unsere Flotte war der Schutzschild unserer Weltwirtschaft — nicht dem Schilde, sondern den Werten, die er deckte, galt der sicher nicht gerne gewagte Kampf. Die motorischen Energien, die jenseits des Kanals nach Krieg und Austrag drängten, waren die gleichen, die vorher unsere wirtschaftliche Einkreisung bewirkt hatten, und entwuchsen dem Existenzkampfe Englands gegen den ungeheuren Auftrieb der deutschen Industrie, des deutschen Handels. Jene wirtschaftliche Abschnürung der Vorkriegsjahre hatte ihren Zweck nicht erreicht, die deutsche Expansion ging weiter. Damit ließ England den Versuch, um den Krieg herumzukommen, fallen — der letzte Austrag mußte kommen. Kein Kenner der Verhältnisse konnte daran zweifeln, daß England eine so gute Gelegenheit, wie sie ihm durch unsere Behandlung des österreichisch-serbischen Konfliktes geboten wurde, nach Kräften nutzen werde. Nur Mangel an politischem Blick und staatsmännischem Instinkt konnte das übersehen und auf eine Neutralität Englands hoffen — wie Bethmann Hollweg das tat.

Als wir dann einmal im Kriege mit England standen und unserer Flotte über die defensiven Aufgaben hinaus, für die sie geschaffen war, weitere offensive Ziele erwuchsen, war es ein verhängnisvoller Fehler, dem Großadmiral von Tirpitz, der das von ihm geschmiedete Instrument kannte wie kein anderer, die freie Hand in der Führung der Flotte und ihren Einsatz zur Schlacht zu versagen. Man klebte an dem Bethmannschen Gedanken, die Flotte wenn möglich unbeschädigt durch den Krieg zu bringen und sie am Ende bei etwaigen

Friedensverhandlungen als Rückhalt in Rechnung zu stellen — eine Idee, die nicht viel klüger ist als etwa die Absicht, das Heer oder die Munition völlig intakt durch den Krieg zu tragen und als Verhandlungsstütze für einen so niemals erreichbaren guten Frieden einzusetzen. Man theoretisierte über ferne Möglichkeiten und verpaßte die Stunde der Tat! —

Heute wie damals bin ich überzeugt davon, daß Admiral von Tirpitz, dieser geniale und willensstarke Mann, zu dem die ganze Marine mit festem Vertrauen aufblickte, weil seine verantwortungsfrohe und entschlußfreudige Persönlichkeit gleichsam als eine Verkörperung des Kampfideales seiner Waffe erschien, die volle Wucht der Flotte so rasch wie möglich gegen England eingesetzt hätte. Der Erfolg hätte sich dem kühnen, mit frischem Glauben an die eigene Kraft und ihren Sieg geführten Stoße sicher nicht versagt. Dafür, daß eine solche Auffassung keineswegs phantastisch ist, daß sie vielmehr auch auf der Feindesseite geteilt wird, sprechen die Ausführungen, die Admiral Jellicoe in seinem Buche gibt. Da heißt es: „Bei meiner Kenntnis der deutschen Marine, bei meiner Wertschätzung ihrer Leistungen und mit Hinblick auf den Geist ihrer Führung und Mannschaften war es für mich eine große Überraschung, die ersten Wochen und Monate des Krieges verstreichen zu sehen, ohne daß die deutsche Flotte Unternehmungen im Kanal und gegen unsere Küsten geführt hätte. Die Möglichkeiten zu Erfolgen bei sofortigem Einsatz der deutschen Streitkräfte hätte ich nicht unterschätzt."

Aber Begeisterung ist nach Goethe „keine Heringsware, die man einpökelt auf einige Jahre", und An=

griffsgeist, Nationalbewußtsein und Disziplin kann man nicht einwecken! Sie sind in unserer zu Kriegsbeginn so stolzen, starken Flotte verwelkt und zerfallen, weil man sie ihre Kräfte nicht erweisen ließ, weil man die rechte Stunde nicht nutzte. So hat die Waffe, die hier nicht zuzuschlagen wußte, sich am Ende gegen unser Vaterland selbst gekehrt und Mitschuld an unserem Niederbruch auf sich geladen.

Ich durchblättere die Seiten, die ich gestern geschrieben habe.

Nein — ein geregeltes und ordentliches Erinnerungsbuch, das die Ereignisse in der genauen Zeitenfolge festhält, wird das nicht. Von meiner Einführung in die Geschäfte des Reichsmarineamtes und von der wertvollen Zusammenarbeit mit Admiral von Tirpitz habe ich berichten wollen und bin in der unerloschenen Bitterkeit meines Erinnerns den folgenden Ereignissen um Jahre vorausgeeilt. —

Ich habe da bei der Erwähnung der Tirpitzschen Risikotheorie unsere politische Isolierung gestreift. Zu dieser Frage bleibt vielleicht noch allerlei zu sagen.

Als ich, bald nach jener Zeit der Arbeit im Reichsmarineamt, mehr und mehr auch in die Probleme der äußeren Politik des Reiches eindrang, fand ich immer wieder die von mir schon auf meinen Reisen beobachtete Tatsache bestätigt, daß unser Vaterland in der ganzen Welt wenig beliebt, vielfach geradezu verhaßt war. Abgesehen von der uns verbündeten Donaumonarchie und etwa von den Schweden, Spaniern, Türken, Argentiniern mochte uns eigentlich niemand recht leiden. Wo-

her kam dieser Zustand? Sicher vor allem aus einer gewissen Mißgunst gegen unseren gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung, gegen die ständig wachsende Macht des deutschen Kaufmannes auf dem Weltmarkte, gegen den großen Fleiß und die schöpferische Intelligenz und Energie des deutschen Volkes. In erster Linie war es England, das sich durch diese Umstände in seiner wirtschaftlichen Sonderstellung bedroht fühlte. Daraus brauchten wir uns natürlich keinen Vorwurf zu machen, denn ein gesundes, anständiges Streben nach Hebung des eigenen Wohlstandes und nach Ausdehnung der wirtschaftlichen Einflußsphäre ist das gute Recht jedes Volkes. Im ehrlichen Wettbewerb der Völker untereinander gelangt die gesamte Menschheit zu immer höheren Kulturstufen. Nur weltfremde Phantasten können glauben, daß bei einer Ausschaltung des Wettbewerbes auf eine Aufwärtsbewegung im Leben der Einzelnen wie der Völker und letzten Endes der gesamten Menschheit zu rechnen sei.

Aber nicht Mißgunst gegen deutsche Tüchtigkeit allein hat uns die Abneigung der großen Mehrheit eingetragen; wir hatten es auch verstanden, uns durch weniger erfreuliche Eigenschaften, als Tüchtigkeit ist, mißliebig zu machen. Unklug ist es, wenn sich ein Einzelner oder ein Volk in seinem Vorwärtsstreben über Gebühr vorlaut vordrängt; Mißtrauen, Widerstand, Abwehr und Feindschaft werden dadurch geradezu herausgefordert. In diesen Fehler aber sind wir Deutschen amtlich wie persönlich nur zu oft verfallen. Das offenbar herausfordernde, laute Auftreten, das alle Welt bevormundende, fortwährend belehren wollende Gebaren mancher

Deutschen im Auslande fiel den anderen Nationen auf die Nerven. Es richtete im Verein mit Torheiten und Geschmacklosigkeiten, die sich auf der gleichen Linie bewegten und die im Lande von führenden Persönlichkeiten oder von leitenden Stellen ausgingen und draußen hellhörig aufgefangen wurden, großen Schaden an. Auch wieder vornehmlich in England, das sich ja von dem neuen Deutschland besonders nachhaltig bedroht fühlte.

Mein alter Großonkel, König Eduard VII., mit dem ich mich übrigens stets sehr gut gestanden habe und der ganz zweifelsohne eine bedeutende Persönlichkeit von durchaus welterfahrener Weisheit und von großer Sachlichkeit gewesen ist, hat mir verschiedentlich in politischen Plauderstunden, die für mich zu Lehrstunden wurden, seine Sorge darüber ausgedrückt, daß die wirtschaftliche Konkurrenz Deutschlands eines Tages zum Zusammenstoße mit England führen würde. »There must be put a stop to it!« sagte er bei solcher Gelegenheit.

Fand man sich mit all diesen Tatsachen sachlich ab und verlor man weiter den geschichtlich festliegenden Grundsatz nicht aus den Augen, daß die englische Schlagbereitschaft sich stets gegen die von Fall zu Fall stärkste europäische Kontinentalmacht gewendet hat, so ergab sich die Folgerung, daß es für das Deutsche Reich eines Tages unausweichbar zum Kriege kommen mußte — wenn es nicht gelang, den Gegensatz mit England aus der Welt zu schaffen.

Ich persönlich hielt es damals für wünschenswert, eine Verständigung mit England auf wirtschaftlichem, handelspolitischem und kolonialem Felde anzustreben.

Über die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens gab ich mich keinen Illusionen hin. Es war mir klar, daß ein solcher Versuch nicht nur eine gründliche Aussprache über den Flottenbau, sondern auch eine offene Diskussion der Wirtschaftsfragen voraussetze, und daß wir in beiden Punkten um allerhand Zugeständnisse nicht herumgekommen wären. Das Ziel schien mir solcher Opfer wert zu sein, denn die Lösung der politischen Spannung, die letzten Endes in ein Bündnis mit England hätte ausmünden sollen, würde uns andererseits neben der Sicherung des Friedens Vorteile erschlossen haben, durch die wir die erwähnten Zugeständnisse reichlich aufgewogen hätten.

Fürst Bülow, mit dem ich die heikle Frage einmal besprach, verwies mich damals auf ein Wort des Fürsten Bismarck, der ausgesprochen habe: daß er gerne bereit wäre, die Engländer zu lieben, aber sie wollten sich ja nicht lieben lassen. Zu einem Bündnisse mit England, das für uns nicht die dunkle Gefahr eines Krieges mit Rußland in sich geschlossen hätte und andererseits geeignet gewesen wäre, England wirklich und ernstlich zu binden, schien er damals grundsätzlich geneigt zu sein. Aber hierfür war nach seiner Auffassung in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts der englische Premierminister Lord Salisbury nicht zu haben gewesen, und so glaubte er nach Lage der Umstände mit einer „Politik der freien Hand" am besten abzuschneiden.

Auch wo sonst ich meine Gedanken vor den leitenden Staatsmännern unserer Regierung entwickelte, wurde mir stets etwa die gleiche Antwort: eine Verständigung mit England sei unmöglich; England wolle das gar nicht,

und wenn man schon eine derartige Basis fände, dann würden wir bei dem ganzen Handel sicher wesentlich zu kurz kommen. Überzeugen konnten mich die Gründe, die man mir anführte, nicht. Jeder Blick über die schwarz-weiß-roten Grenzen zeigte, daß rings umher ganz andere Kunststücke, als sie hier in Frage kamen, gelangen — allerdings als Erfolge von Männern, die ihr Handwerk verstanden und ihre Zeit begriffen. Auch daß England nicht wollte oder nicht willig hätte gemacht werden können, stimmt für jene Jahre, von denen ich hier spreche, meines Erachtens nicht — wenn uns die Dinge auch nicht mehr so auf dem Präsentierbrett dargeboten wurden wie zu Beginn des Burenkrieges unter den treibenden Bemühungen Josef Chamberlains, der ganz offen für ein Bündnis Deutschland—England—Vereinigte Staaten von Nordamerika eingetreten war. Völlig erloschen waren die Möglichkeiten, dort anzuknüpfen, wo man damals versagte, keineswegs. Bei alledem mußte ich mich mit der Tatsache abfinden, daß Fürst Bülow und seine Politiker für eine ernsthafte, auf fester Grundlage ruhende Verständigung mit England nicht zu haben waren. Sie schienen mit dem Zustande äußerlich guter und höflicher Beziehungen durchaus zufrieden, fanden ihn bewährt und gut und sahen keinen Grund, die Lage für so empfindlich und drohend zu halten, wie sie sich dem Urteil vieler einsichtiger Männer darstellte.

So versuchte ich, auf dieser durch die Auffassung der Wilhelmstraße einmal gegebenen und erstarrenden Basis weiter zu denken.

War der Gegensatz zu England als unwandelbar an-

zunehmen und die seit den Tagen des Burenkrieges und der voreiligen Krüger-Depesche (deren Zustandekommen man übrigens völlig zu Unrecht dem Kaiser zuschiebt!) aufgesprungene Kluft unüberbrückbar, so blieb als anderer in Frage kommender leistungsfähiger Verbündeter in Europa nur Rußland. Standen wir mit Rußland im Bunde, so konnte England sich niemals in einen Krieg mit uns einlassen — mehr noch, es mußte zufrieden sein, wenn dieser Bund nicht die englische Herrschaft in Indien bedrohte. Somit mußte alles aufgeboten werden, um den nach Bismarcks Ausscheiden mit unserer Kündigung des Rückversicherungsvertrages gerissenen Draht wieder anzuknüpfen, die russisch-französische Allianz zu lockern und Rußland für ein Zusammengehen mit uns zu gewinnen. Auch das war sicher kein leichtes Werk; aber es blieb doch Aussicht auf sein Gelingen bestehen, wenn wir Rußlands Wünschen auf die Dardanellen und den persischen Meerbusen unterstützend entgegenkamen. Ich sprach damals mit türkischen Politikern über diese Frage und fand sie dem Gedanken der freien Durchfahrt durch die Dardanellen durchaus nicht unzugänglich. Auch von seiten unseres Bundesgenossen Österreich-Ungarn würde ein Widerstand gegen diese Lösung kaum zu fürchten gewesen sein. Hier schien mir also ein Anknüpfungspunkt zu liegen.

Frankreich schied seit der im Frühsommer 1905 endgültig verpaßten Möglichkeit, zu einer restlosen Verständigung mit dem nach Rußlands ostasiatischer Schwächung entgegenkommenden Kabinette Rouvier zu gelangen, bei all diesen Erwägungen von Bündnisfragen aus. Durch geschickte Züchtung des alten Revanchegedan-

kens gegen Deutschland war dort inzwischen sogar die Bitterkeit über die von England erlittene Schmach von Faschoda wieder überwuchert worden. Die conditio sine qua non für jede Verständigung wäre zuerst die Herausgabe zum mindesten eines Teiles der Reichslande gewesen — im Frieden eine für uns undiskutierbare Frage.

Von seiten der Regierung aber wurde sowohl in der Ära Bülow wie in der Zeit des Herrn von Bethmann weder eine Verständigung mit England noch ein Anschluß an Rußland energisch und mit einem klaren Aktionsprogramm angestrebt. Man klammerte sich an die Hoffnung, die etwaigen Kriegsklippen umschiffen zu können, wollte es mit niemand verderben und trieb so eine kurzfristige Politik von der Hand in den Mund, die mit den kunstvoll weitgespannten Ideen Bismarckscher Tradition nichts mehr gemein hatte.

So beschlichen mich oft recht bedrückende Ahnungen, wenn ich durchdachte, wie sich unseren führenden Staatsmännern unsere politische Lage darstellen mochte. Daß sie den Ernst der Dinge verkannten, wollte ich nicht glauben, denn allein die Tatsache unserer Vereinsamung mußte ja auch jeden Laien von einigem gesunden Menschenverstand zu der Folgerung führen, daß wir mit unserer Friedenspolitik — „niemand zu Liebe, niemand zu Leide" — auf dem besten Wege waren, uns zwischen alle Stühle zu setzen. So blieb mir nur übrig, unverstehend die Ruhe festzustellen, mit der unsere politischen Führer das Reich einsam durch diese Zeit führten — während sich drüben der Ring unserer Gegenspieler immer fester schloß.

Das Spiel war ungleich!

Auch in bezug auf die Persönlichkeiten, die sich als Exponenten der beiderseits wirksamen Triebkräfte gegenüberstanden.

Hier Seine Majestät, der bis in den November des Krisenjahres 1908 mit starkem Selbstvertrauen und einem vielleicht allzu offen betonten Willen zur Macht regierte; daneben, gehandicapt durch allerlei Stimmungen und gefühlspolitische Sympathien oder Antipathien des Kaisers, Fürst Bülow. Vom Sommer des folgenden Jahres an Theobald von Bethmann. —

Und drüben König Eduard VII. und neben ihm und nach ihm ein Halbdutzend starker, klarer Köpfe, die in der Linie einer fest verankerten Tradition weiterbauten und unbeirrt von Sentiments das für England und sein Wohl errechnete Programm erfüllten.

Noch einmal: Das Spiel war ungleich!

Ich unterschätze die großen Gaben nicht, über die Fürst Bülow verfügte und die ihn immer wieder, auch in schwierigen Lagen, zu Überbrückungen von Gegensätzen, zu Ausgleichen, Balancen und zu Verkleidungen von Rissen kommen ließen. Kein Dombaumeister — kein Mann des Bismarckschen Formates und der gewaltig, mit dem Blick in Höhen und in Fernen, schaffenden Faust. Aber ein glänzender Beherrscher der kleinen Mittel, mit denen man sich aus einem üblen Heute in ein vielleicht erträglicheres Morgen rettet. Ein ernsthafter Politiker, der die Technik seines Handwerkes gründlich gelernt hatte und mit Grazie beherrschte. Sicher in diesem Besitz und darum ohne Charlatanerie. Dazu ein Menschenkenner, der seine Leute zu nehmen wußte — eine Persönlichkeit.

Mir erscheint der Fürst Bülow von allen nachbis-

marckischen Kanzlern als der weitaus bedeutendste — ich schätze ihn weit über den Rahmen dieses recht relativen Komplimentes, das eigentlich nicht sehr viel sagen will, hinaus. Er hat in seiner Art geführt und sich die Zügel nicht aus den Händen nehmen lassen. Er verstand es glänzend, seine Politik im Reichstage zu vertreten, und seine von echtem nationalen Empfinden getragenen Reden verfehlten kaum je ihre Wirkung. Dabei konnte er verhandeln, war im persönlichen Verkehr mit Parlamentariern, Ausländern und Pressevertretern taktvoll und geschickt und stellte, wie kein anderer seit dem ersten Kanzler, den Wert der Presse und der öffentlichen Meinung richtig in seine Arbeit ein. An meine Unterhaltungen mit ihm denke ich mit Vergnügen zurück: Wieviel spielerisch hingegebener Geist, wieviel gesunder Verstand, welch treffende Urteile über Menschen und Probleme.

Er war nach meiner Überzeugung auch noch im Sommer 17 der beste Mann, der zur Verfügung stand, und so habe ich es damals sehr bedauert, daß nach Bethmanns Abgang nicht Fürst Bülow an die erste Stelle berufen wurde. Seine besondere Art hätte es sicher verstanden, eine fruchtbare Zusammenarbeit der Reichsstellen mit der O.H.L. zu erreichen, auch glaube ich, daß es dem gewandten Diplomaten doch noch gelungen wäre, einen Weg aus den Schwierigkeiten des Weltkrieges heraus zu finden, und daß er einen für unser Vaterland erträglichen Frieden zustande gebracht hätte. — Bei den beiden Kanzlerwechseln im Kriege habe ich mich für ihn oder Tirpitz bei Seiner Majestät eingesetzt. Leider erfolglos. Die Wiederwahl Bülows zum Kanzler

wäre an der in den Novembervorgängen des Jahres 1908 wurzelnden Abneigung des Kaisers gegen den Fürsten nicht gescheitert, wenn die maßgebenden Stellen sich restlos für ihn eingesetzt hätten. Ich konnte in beiden Fällen feststellen, wie vorgesorgt war, daß der Kaiser Bülow ablehnte. —

Drüben stand der King.

Ich weiß, daß vielfach — und nicht nur in der breiten Öffentlichkeit — die Neigung besteht, den König Eduard mit den Zügen einer persönlichen Gehässigkeit gegen Deutschland, einer diabolischen Vernichtungsfreude, die sich im Schmieden eines politischen Würgerings betätigte, auszustatten. Einer solchen Zeichnung seiner Persönlichkeit mangelt nach meiner Ansicht jede Objektivität. Auch mein Vater hat den König Eduard wohl niemals ohne allerlei Vorurteile betrachtet. Der im Leben des Kaisers immer wieder vortretende Zug, daß er leicht geneigt ist, sachliche Mißerfolge als Wirkung einzelner Persönlichkeiten und als persönlich gegen ihn gerichtete Rancüne aufzufassen, mag auch hier eine Rolle spielen. Dazu hat aber in der Tat eine, ich möchte sagen latente Mißbilligung der beiden Männer gegen einander trotz aller äußeren Herzlichkeit wohl stets bestanden. Der Kaiser mochte fühlen, daß seine bisweilen ein wenig laut und mehr klirrend als innerlich stark wirkende Art dort auf einen welterfahrenen Wirklichkeitssinn — auf kühle Skepsis — vielleicht auch manchmal auf ein ironisches Schweigen stieß. Auf eine Art von stiller Obstruktion, die einerseits zu glatt geschliffen war, als daß sie neue Angriffspunkte gegeben hätte, andererseits aber den Kaiser leicht zu Steigerungen seiner Art verführte.

Mir, der ich den König Eduard seit meiner frühen Jugend kannte und der ich bis nahe an sein Ende immer wieder Gelegenheit hatte, mit ihm über Vergangenes und Gegenwärtiges zu sprechen, hat sich das Bild seines Wesens ganz anders gestaltet, und ich sehe in ihm einen geklärten, welterfahrenen Menschen und den erfolgreichsten, modernsten Monarchen Europas seit langer Zeit. Persönlich ist er gegen mich, so lange ich denken kann, von einer ganz besonderen Freundlichkeit und (wie ich an anderer Stelle schon erwähnte) von einer regen Anteilnahme an meiner Entwicklung gewesen. Im Jahre 1901, gleich nach dem Heimgange der Queen, hat er mich im Schloß Osborne mit dem Hosenbandorden investiert, er hat damals an mich, der ich noch vor der Schwelle des zwanzigsten Lebensjahres stand, eine überaus herzliche und verwandtschaftlich warme Ansprache gehalten und schien sich damit zu einer Art Verantwortlichkeit für mein Wohlergehen verpflichtet zu fühlen. Sein Sinn für Familienzugehörigkeit war überhaupt stark ausgeprägt — ihn etwa im Kreise seiner dänischen Angehörigen in Kopenhagen zu sehen, war eine Freude: da war er nur der gute Onkel und der liebenswürdige Mensch.

Oft haben wir in ungezwungener Weise stundenlang zusammengesessen, er bequem in einem großen Lehnstuhl mit einer riesigen Importe. Und dann erzählte er von vielen interessanten Dingen — gelegentlich auch aus dem eigenen Leben. Und aus dem, was er mir so gab, sowie aus dem, was ich mit eigenen Augen sah, ist mir sein Bild geworden — ein Bild, das keinen Zug von Intrigantentum enthält. Das nur einen glänzenden Vertreter

der Interessen seines Landes zeigt — einen Vertreter, der diese Interessen nach meiner Überzeugung lieber mit Deutschland gesichert hätte als gegen Deutschland. Der aber, als sich dieser erste Weg nicht öffnen wollte, allein auf eines hinarbeitete: eben auf die ihm nötig erscheinende Sicherung an sich.

Durch die lange Regierungszeit seiner Mutter ist Eduard VII. erst als bejahrter Mann auf den Thron gekommen. Als Prinz von Wales hat er seine überlange Vorbereitungszeit auch überreich ausgefüllt. Nachdem er mit einer guten Erziehung und Bildung dem Elternhause entwachsen war, hat er sich genußhungrig in das Leben gestürzt und seinen damals starken Leidenschaften für Frauen, Spiel und Sport sich hingegeben. Er ist so durch alle Kreise, alle Schichten, ob gut, ob schlecht, gegangen, und nichts Menschliches ist ihm dabei fremd geblieben. Wie ein alter, ruhig gewordener Seefahrer von überstandenen Fahrten seiner vergangenen Jahre spricht, so hat er mir von dieser Zeit erzählt, in der die Öffentlichkeit nur harte, ablehnende Urteile über ihn kannte. — Für ihn und für sein Land sind diese Jahre seines ruhelosen Umtriebes fruchtbar geworden. Sein scharfer und kühl wägender Blick, sein praktischer Verstand haben ihn dabei zu einer treffsicheren Menschenkenntnis geführt und ihn die schwere Kunst, die Menschen richtig zu nehmen, lernen lassen. Ich habe kaum einen anderen Mann getroffen, der es gleich ihm verstand, die Menschen, mit denen er in Berührung kam, zu charmieren. Dabei war er ohne Eitelkeit, ohne den sichtbaren Wunsch, etwa durch seine Liebenswürdigkeit, durch sein Gespräch Eindruck zu machen. Im Gegen-

teil, er trat beinahe in den Hintergrund — der andere schien wichtiger zu werden als er selbst. So konnte er zuhören, fragen, sich erzählen lassen und bei jedem Einzelnen den Eindruck erwecken, daß er, der König, sich aufs lebhafteste für das Tun und Denken des Betreffenden interessiere, daß er von ihm gefesselt sei und Anregungen empfange. Auf diese Weise hat er eine große Zahl von Menschen und vor allem jene, auf die es ihm ankam, zu seinen Freunden und Anhängern gewonnen.

Auch sein großes Verständnis für Sport sicherte ihm in seinem Lande eine gute Position. Er besaß einen vorzüglichen Rennstall, widmete sich mit viel Hingabe dem Segelsport und war vielleicht der beste Flintenschütze in England. Auch seine Vorliebe für schöne Frauen, die er bis in die späten Tage seines Lebens sich erhalten hat, wurde schließlich ein Schlüssel zu der außerordentlichen Beliebtheit, die er in England und überall auf dem Kontinent genoß. In seiner äußeren Erscheinung und seinem Benehmen war er Grandseigneur und vollendeter Weltmann.

Ein guter Menschenkenner und ein kühler Taktiker hat er überall dort, wo er seine Persönlichkeit ins Treffen stellte, nachhaltige Erfolge in der Tat erzielt. Sein Einfluß war es, der Frankreich trotz Faschoda in der Entente cordiale an England band, und er persönlich hat den Zaren von Deutschland mehr und mehr entfernt und, trotz der großen wirtschaftlichen Gegensätze im fernen Osten und in Persien, für England gewonnen.

Warum das alles? Um Deutschland zu vernichten? Sicher nicht! — Aber er und sein Land hatten erkannt, daß Deutschland in den letzten Jahren wirtschaftlich,

handelspolitisch und industriell in einen so stark ansteigenden Wettbewerb eingetreten war, daß England in Gefahr kam, überflügelt zu werden. Hier mußte eingegriffen werden. Da es zu der Verständigung nicht kommen wollte, war ihm die wirtschaftliche Einkreisung das Mittel, unserer Entwicklung die Möglichkeit zu kürzen. Den Krieg mit Deutschland hat der König nach meiner Meinung nicht gewünscht. Ich glaube auch, daß er nicht nur imstande gewesen wäre, den Ausbruch des Krieges zu verhindern, sondern daß er ihn auch verhindert hätte. Ich glaube es deshalb, weil der staatsmännische Weitblick des Königs sowohl die revolutionären Gefahren wie das Risiko erkannt hätte, das die Großmächte Europas liefen, wenn sie sich — gerüstet wie nie zuvor — gegenseitig zerfleischten und wenn sie in der Weltkonkurrenz Macht und Einfluß verloren. Ich gehe noch weiter. Bei der anerkannten Bedeutung, die der König in Europa und in der Welt hatte, wäre er wahrscheinlich bei der Schaffung der Triple-Entente nicht stehen geblieben, wenn ihm eine längere Regierung beschieden gewesen wäre. Er hätte vielleicht die Brücke gebaut zwischen Entente und Dreibund und damit die Vereinigten Staaten von Europa geschaffen. Er konnte es — aber nur er.

Seine Epigonen haben sein Werk in den Dienst von Rußland und Frankreich gestellt, und das war der Krieg — lang ehe er mit seinen letzten Mitteln, mit der Waffe, entschieden wurde.

Angesichts dieser außenpolitischen Lage blieb für das Deutsche Reich nur die gebieterische Pflicht bestehen, sich

für den mit Sicherheit zu erwartenden letzten Austrag mit allem Nachdruck zu rüsten und eine gleiche Wehrfähigkeit auch von dem unter dem Einflusse des Erzherzogs Franz Ferdinand und der von ihm berufenen Männer politisch recht regsam gewordenen Österreich zu verlangen, damit wir im Falle der Not wenigstens einige Aussicht auf einen ehrenvollen und erträglichen Ausgang hatten. Aber nicht nur die allgemeine außenpolitische Konstellation wies auf Gefahr — auch die fieberhaft und unverhüllt mit der Spitze gegen uns betriebenen Rüstungen der Ententemächte ließen erkennen, daß man drüben fertig sein wollte, um dann nur noch das rechte Losungswort zum Aufbruch zu erwarten. Frankreich erschöpfte seine Menschenkräfte und seine Finanzen, um ein für seine Mittel unverhältnismäßig großes Heer bereit zu halten — Rußland steckte für Frankreichs Geld Hunderttausende von seinen Bauern in die düster erdbraune Uniform — Italien starrte begehrlich nach dem türkischen Tripolis und baute Fort um Fort gegen die Grenze seines tief gehaßten Dreibundsgenossen, gegen Österreich. England aber überwachte dieses Treiben und ließ Schiff um Schiff vom Stapel laufen.

All diesen ungeheuren Gefahren gegenüber sind unsere eigenen Rüstungen auf das Mindestmaß des Notwendigen beschränkt geblieben — und wenn es der Beweise dafür bedürfte, daß wir den Krieg nicht gesucht haben, so wäre der Hinweis auf die Tatsache, daß er uns nicht so vorbereitet fand, wie wir hätten sein müssen, nicht der schlechteste. — Soweit ich bei meiner engumgrenzten Betätigungsmöglichkeit und bei meinem schwachen Einfluß dazu beitragen konnte, habe ich mich, in stetem

Gedenken der bedrohlichen Lage, in diesen Jahren vor dem Kriege gerne immer wieder für eine Kräftigung unserer militärischen Mittel eingesetzt.

Viel erreicht wurde nicht. Die letzte Wehrvorlage von 1913 mußte dem Reichskanzler von Bethmann Hollweg geradezu aufgezwungen werden. Die Umbewaffnung der Feldartillerie ließ sich bis zum Kriegsausbruch überhaupt nicht mehr durchführen, und so hat uns das überlegene französische Feldgeschütz noch lange schwer zu schaffen gemacht.

Ich spreche hier schon von der Ära Bethmann und möchte die Zeit der Kanzlerschaft des Fürsten Bülow doch nicht verlassen, ohne bei einem der erschütterndsten Erlebnisse des Kaisers in der Vorkriegszeit zu verweilen, bei den Konflikten im November 1908.

In der Reichstagssitzung vom zehnten — genau und auf den Tag zehn Jahre vor dem Ende und der Hollandreise! — war der Sturm gegen ihn ausgebrochen, und am elften hatte er weitergetobt. Die Ursachen sind bekannt.

Wie verhielten sich die Dinge in Wahrheit?

Mein Vater hatte im Jahre 1907 während seines Aufenthaltes auf der Insel Wight mit dem General a. D. Stuart Wortley, dem Besitzer von Highcliffe Castle, eine Reihe von zwanglosen Gesprächen geführt, in denen ihm manche zweifellos nicht beabsichtigte und daher ungeeignete Ausführungen unterliefen. Als Wortley später den hauptsächlichen Inhalt dieser Mitteilungen mit Hilfe des englischen Journalisten Harold Spender zu einem für den Daily Telegraph bestimmten Inter-

view eingerichtet und den Kaiser unter Vorlage des Manuskriptes um seine Veröffentlichungsgenehmigung gebeten hatte, hat dieser den Text zunächst in völlig loyaler Weise an den Reichskanzler nach Berlin weitergereicht und um dessen Meinungsäußerung ersucht. Der Geschäftsgang war also völlig korrekt innegehalten worden, nichts Ungehöriges war bisher geschehen — es sei, daß man die Äußerungen als solche so nennen müsse. Aber zugute wird man dem Kaiser auch dann halten dürfen, daß er sie in der reinen Absicht tat, durch sie zur Besserung der deutsch-englischen Beziehungen beizutragen, so wie der General a. D. Stuart Wortley aus dieser gleichen Absicht auf den Gedanken fiel, sie weiteren Kreisen zuzuführen.

Aus dem Bureau des Reichskanzlers erhielt der Kaiser das Manuskript mit dem Bemerken zurück, daß Bedenken gegen die Veröffentlichung nicht vorlägen — nur daß infolge einer Reihe von Lässigkeiten und unglücklichen Zusammentreffen keiner der Herren, die für dieses Urteil verantwortlich waren, den Text in der Tat sorgfältig gelesen hatte. So nahm das Unheil seinen Weg.

Zwei Tage lang tobte der Reichstagsaufruhr gegen den von Berlin abwesenden Kaiser, zwei Garnituren von Vertretern nahezu aller Parteien gossen ihre angestauten Entrüstungsfluten gegen ihn — alles, was während zwei Jahrzehnten an Unzufriedenheit mit seiner Art und seinem Regiment sich angesammelt hatte, brach hemmungslos hervor. Der Mann aber, der doch durch das Vertrauen meines Vaters berufen war, hier abzuwehren und für seinen kaiserlichen Herrn einzustehen, ihn zu decken, rückte mit einer kaum verhüllten Geste der Resignation und

des Achselzuckens ab, versagte. — Nerven? Vielleicht. Der einzige, der damals zur Verteidigung seines Königs ritterlich in die Bresche sprang, war der alte in seiner Treue prachtvolle Abgeordnete v. Oldenburg. Die Aufgabe, vor der Fürst Bülow stand, war angesichts der allgemeinen und ungeheuren Entrüstung, die sich da enthüllte, zweifellos überaus schwer — andererseits aber ist es verständlich, daß der Kaiser, der doch in diesem Falle völlig korrekt gehandelt hatte und der, aus Sicherheit und Ahnungslosigkeit gerissen, sich hier plötzlich zum ersten Male vor einer nahezu geschlossenen Gegnerschaft des Volkes sah, sich von dem Kanzler preisgegeben und im Stiche gelassen fühlte.

Der Zeitungssturm ging unterdessen weiter und warf tagtäglich ein paar Dutzend anklagender, mißbilligender Aufsätze aus.

Mein Vater war zurückgekehrt und lag, von Aufregung, von Unverstehen und Erschütterung über die Vorkommnisse niedergeworfen, in Potsdam krank. Das für ihn kaum Faßbare war geschehen: nach zwanzig Jahren, während derer er sich für den Abgott der Mehrheit des deutschen Volkes und seine Regierungsart für vorbildlich gehalten hatte — war ihm und seinem Wesen das Mißtrauen ganz unverkennbar ausgesprochen worden.

In diesen Tagen war es, daß ich dringend ins Neue Palais gerufen wurde.

In der Tür empfing mich der Kammerdiener meiner Mutter, der alte Höpfner. Er hatte auf mich gewartet, um mir zu bestellen, ich möge erst zu Ihrer Majestät kommen, ehe ich mich beim Kaiser melden ließe.

Meine Mutter empfing mich sogleich. Sie war er-

schüttert, hatte rote Augen. Sie küßte mich, hielt meinen Kopf vor sich in beiden Händen:

„Du weißt, mein Junge, warum du hier bist?"

„Nein, Mutter —"

„Dann geh hinein zum Vater. Und prüfe dein Herz, ehe du dich entscheidest."

Da wußte ich, worum es ging.

Minuten später war ich bei meinem Vater, der zu Bette lag. Ich war tief erschreckt über sein Aussehen.

Nur einmal noch habe ich ihn so gesehen! Zehn Jahre später, an dem Unheilstag in Spa, als General Gröner ihm den letzten Halt, den Glauben an die Treue der Armee mit einem Achselzucken kalt zerbrach.

Um Jahre schien er mir gealtert, war hoffnungslos, fühlte sich verlassen von allen, war zusammengebrochen unter der Katastrophe, die ihm den Boden unter seinen Füßen fortgenommen, sein Selbstbewußtsein und Vertrauen zertrümmert hatte.

Ein tiefes Mitleid war in mir. Kaum jemals habe ich mich ihm so nah gefühlt wie in dieser Stunde.

Er hieß mich setzen, redete drängend, anklagend und sich überstürzend von diesen Vorgängen. Enttäuschung, Mutlosigkeit und Resignation hielten ihn umfaßt; dabei kam immer wieder die Bitterkeit über das Unrecht durch, das er in den Vorgängen sah. —

Ich habe ihn beschwichtigt und aufzurichten gesucht. Wohl eine Stunde habe ich damals an seinem Bette gesessen. Nie vorher, seit ich denken kann, war das geschehen.

Am Ende wurde vereinbart, daß ich für eine kurze Zeit und bis er von seiner Erkrankung völlig wieder-

hergestellt sei, eine Art von Stellvertretung des Kaisers übernehmen solle.

Ich habe mich bei der Ausübung dieses Amtes völlig zurückgehalten und konnte mich seiner rasch genug ganz entledigen, denn schon nach wenigen Wochen war der Kaiser scheinbar wieder obenauf.

Scheinbar! Denn wie ich schon an anderer Stelle sagte: gesundet ist er niemals wieder von diesem Schlage. Unter dem äußeren Mantel seines alten Selbstbewußtseins hat er sich von da ab mehr und mehr eine Zurückhaltung auferlegt, die vielfach noch hinter den durch seine verfassungsmäßige Stellung gezogenen Grenzen zurückblieb. Im Kriege führte ihn diese Selbstbescheidung fast bis zur völligen Ausschaltung seiner Person gegenüber den operativen und organisatorischen Maßnahmen des Chefs des Generalstabes. Ich habe diesen Umstand stets bedauert, denn wann auch immer ich persönlich mit meinem Vater über die strategische Gesamtlage sprach, ich hatte dabei beinahe stets den Eindruck, daß sein Urteil den Nagel auf den Kopf traf.

Juli 1919.

Jetzt ziehen klare Hochsommertage über die Insel, auf der ich nun seit rund dreiviertel Jahren lebe.

Dreiviertel Jahre, in denen mir der eng umgrenzte Raum und seine Menschen lieb geworden sind, in denen mir die große Stille und der Himmel und die See, die Abgeschiedenheit und Weltenferne manches gegeben haben, was ich vorher nicht besessen habe. Wandlungen und Reifen im eigenen Wesen — Wandlungen im

Sehen und Erkennen der Dinge, die hinter mir liegen, die um mich spielen und die kommen mögen. Kein tatloses Träumen, denn mein Tag ist ausgefüllt vom frühen Morgen bis zum Abend und gehört wie auch jetzt und heute meinen Briefen, meinen Aufzeichnungen, der Lektüre, der Musik, dem Zeichnen, dem Sport.

Ich bin auch nicht unglücklich in meiner Einsamkeit und glaube beinahe, das liegt an all dem unerstickten Schaffenwollen, das noch unerlöst in mir ist und trotz allem auf die Zukunft hofft. Auf eine Zukunft, die mir irgendwie die Möglichkeit wieder erschließen soll, als Deutscher für das deutsche Vaterland zu wirken.

Sorgen wegen der schwebenden Auslieferungswünsche der Entente? Danach fragen die Briefe guter Menschen aus der Heimat immer wieder. Und ich kann ihnen nur immer wieder sagen: Nein, darum ist mir wirklich kein graues Haar gewachsen.

Sehnsüchtig bin ich — nach der Heimat — nach meiner Frau, nach meinen Kindern. Oft plötzlich fällt das über mich her, kommt durch irgend ein zufällig gefallenes Wort, durch eine Erinnerung, ein Bild. Letzthin einmal, wie ich des Abends noch die Geige vorholte und ein wenig spielen wollte, ging's einfach nicht, so jäh kam das da über mich.

Und dann nachts. Die Fenster sind weit offen, und man hört das ferne Rauschen der See und manchmal das dumpfe Röhren und Brüllen der Tiere auf den Weidekoppeln. Bei Heinrich Heine steht es irgendwo: „Denk' ich an Deutschland in der Nacht, bin ich um meinen Schlaf gebracht."

In diesen hingegangenen letzten Junitagen kam die

Nachricht, daß das Versailler Diktat unterzeichnet ist. Der Friedensvertrag — das Wort will mir kaum aus der Feder, angesichts dieser Zuchtrute, die blinde Rachsucht uns da gebunden hat, angesichts dieses dicht verfilzten Netzwerkes aus Ketten, in das jetzt unser armes Vaterland geschlagen ist. Maßlose Forderungen, die auch für den besten Willen unerfüllbar sind, brutale Drohungen, die hinter jedes Versagen der Kräfte den Würgegriff stellen. Zu all dem eine Dummheit ohne Beispiel — ein Dokument, das Krieg und Haß und Bitterkeit verewigt, wo nur Befreiung von dem Drucke der versunkenen Jahre und neuer Glaube an einander die Völker zu einer neuen friedlich aufbauenden Gemeinschaft führen können.

So bleibt nur der Glaube an die tausendfach bewährte Tatkraft und Tüchtigkeit des deutschen Menschen, der, wenn ihn auch ein grausames Geschick durch Dunkel und durch Tiefen führte, den Weg nach oben und zum Lichte immer wieder fand — und bleibt die große Wahrheit alles Weltgeschehens, daß Aberwitz am Ende aus sich selbst heraus zersplittert.

Arm geht das deutsche Vaterland und geht das deutsche Volk in seine nächste Zukunft. Mit Kolonien, Landesteilen und Schiffen hat ihm der wüste Raubvertrag, der auf der Kriegsschuldfrage als auf einer ungeheuren Lüge ruht, die Weltgeltung entrissen. Werkstätten hat er ihm zerschlagen, geistige Errungenschaften entreißt er ihm, aus dem Mitbewerb auf weiten Schaffensgebieten schaltet er es gewaltsam aus. Bitterste Erniedrigungen bereitet er ihm, will es in unversöhntem Haß, in unerloschener Angst erdrücken und vertilgen.

Trotz alledem: unser Vaterland wird bestehen, und es wird wieder blühen, wenn man von diesem aufgezwungenen Pakt dereinst nicht anders als von einem verächtlichen Schandmale vergangener Zeiten reden wird. —

Ruhe möchte ich der Heimat gönnen, den inneren Frieden, in dem das Land sich wieder finden, in dem dieses durch unerhörte Opfer, Hingaben und Schicksalschläge verbrauchte, krank gewordene Erdreich wieder gesunden und erstarken kann. Mit schaffen möchte ich an seiner neuen Zeit!

Und kann als einzigen Dienst an meine Heimat nur abseits stehen und diese Verbannung weiter auf mich nehmen.

Tiefer als jeder vorhergegangene Zeitabschnitt hat mich die kurze Spanne, in der ich mit der Stellvertretung des Kaisers betraut war, in das Triebwerk seiner technischen Regierungsarbeit, seiner Information durch die verschiedenen Dienststellen, seine Zeitdisposition schauen lassen. Und obwohl ich die äußeren Umrisse dieses Mechanismus doch durch eine jahrelange beiläufige Beobachtung leidlich gut kannte, hat mich — wie ich mich deutlich noch erinnere — der nahe Einblick in die innere Struktur damals tief betroffen gemacht. Wenn ich auch hierüber rückhaltlos offen spreche, so mag dieser Umstand schon erkennen lassen, daß ich nicht meinen Vater für den letzten Endes allein verantwortlichen Schuldigen an diesen Zuständen halte. Der Kaiser ist hinter seiner repräsentativen Form im Grunde eine schlichte Natur gewesen, und wenn er diese Auswüchse um sich her wer-

den ließ und duldete, so wurzelt sein Schuldanteil nur in seiner auf eine überkommene Auffassung der königlichen Würde gerichteten Erziehung und mehr noch in einer in seiner Natur liegenden Zugänglichkeit für Arrangements seiner Umwelt, in dem Verzicht darauf, das Schlichte und Gerade, das seinem tiefsten Wesen vielleicht besser entsprochen hätte, durchzusetzen. Da hatte sich nach und nach durch die Überwilligkeit seiner Umgebung für kleine und kleinste Handlungen ein weitläufiges Zeremoniell herausgebildet, das den einfachsten Vorgängen die Natürlichkeit nahm, das jedes Steinchen, an dem sein Fuß sich etwa hätte stoßen können, aus seinem Wege räumte und jeden seinem Ohre vielleicht unerwünschten Laut im Werden erdrosseln wollte. Das entwöhnte in seiner jahrzehntelangen Übung den Kaiser mehr und mehr von der Fähigkeit, der rauhen Wirklichkeit fest und mit zäher Ausdauer entgegenzutreten.

Wie aber soll ein Mann, der es schließlich als selbstverständlich nimmt, daß man ihm vor jeden Schritt seines Fußes einen Teppich breite, bestehen, wenn er plötzlich vor wirklich ernsthafte Konflikte gestellt ist, in denen ihm allein die eigene zielsichere Entschlußkraft helfen kann?

Der Begriff der Zeit schien bei repräsentativen Fragen keine Rolle zu spielen — aber sie fehlte, während sie hier vertan wurde, dann doch nur allzuoft, wenn wichtige Fragen eine ernsthafte und ruhige Beratung verlangten.

Es war — und das galt ebenso für manchen Minister oder Staatssekretär wie für mich selbst — bisweilen ge-

radezu ein Kunststück, die schützende Mauer von eifrigen Herren, die Seine Majestät vor „Belästigungen“ mit ärgerlichen Angelegenheiten, vor Überbürdung und Verstimmung bewahren wollten, zu durchbrechen. War das gelungen, dann war man noch lange nicht am Ziel — und ich erinnere mich mancher Fälle, in denen irgend eine Exzellenz, die ausgezogen war, um dem Kaiser Vortrag über eine bestimmte brennende Frage zu halten, wohl mit dem guten Eindruck von der Lebhaftigkeit, Frische und Mitteilsamkeit Seiner Majestät, vielleicht auch bereichert in seinem Wissen über irgend ein Gebiet der Forschungen oder der Technik, aber ohne seinen eigenen Drang losgeworden zu sein, wieder nach Hause strebte. Wer nicht mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit seinen Vortrag durchsetzte, dem konnte es geschehen, daß er statt dessen einen Vortrag des Kaisers über das gleiche Stoffgebiet erhielt, daß er sich so von vornherein vor vorgefaßten Ansichten sah — und aus der Besprechung verabschiedet war, ehe er auch nur dazu kommen konnte, seinen besonderen Standpunkt zu entwickeln. —

Ich habe an anderer Stelle schon angedeutet, daß ein Filtrat der öffentlichen Meinung in Form von in der Reichskanzlei zusammengestellten Presseausschnitten dem Kaiser zugänglich gemacht wurde. Die Redaktion dieses Materials schien mir zu sehr von dem Wunsche auszugehen, Unerfreuliches oder gar Bedrohliches auszuschalten, mehr angenehm als tief zu sein. Manches, was, wenn es auch nicht eben erfreulich zu lesen war, doch unbedingt vor die Augen des Kaisers gehört hätte, bekam er so nie zu sehen. Auf einem auf ähnlichen Gedankengängen errichteten Niveau bewegten sich vielfach

die für den Kaiser bestimmten Gesandtschafts- und Konsularberichte. Es waren häufig nur mehr oder weniger amüsante Plaudereien und Feuilletons — nicht mehr. Als diese „politischen Berichte" im Jahre 1908 durch meine Hände gingen, vermißte ich nur zu oft die Klarheit in der Beurteilung der Lage, fest umrissene Bilder, positive Vorschläge!

Eine günstige Ausnahme unter den einlaufenden Mitteilungen der Mehrzahl unserer Auslandsvertreter machten die Berichte der Seeoffiziere, der Kommandanten. In ihnen zeigte sich das an breiter Weltkenntnis geschulte Auge, die Fähigkeit, die Dinge in ihrer richtigen Abschätzung am Maße der Gesamtlage zu sehen, erfahrene Ruhe und sachliche Kritik. Auch Anregungen von Umsicht und Weitblick sind ihnen zu danken.

Ich habe meine Ansichten über die hier gestreiften Fragen damals und später noch oft vor meinem Vater ebenso wie vor den in Frage kommenden Dienststellen zum Ausdruck gebracht.

August 1919.

Die Tage haben mir wieder ein paar liebe Besuche aus der Heimat gebracht — vor allem den vortrefflichen Major Beck, mit dem mich so viel gemeinsames schweres Erleben bei der Heeresgruppe verbindet. In Stunden und wieder Stunden sind da auf langen Spaziergängen und beim Beieinandersitzen, in Worten und im Schweigen, die versunkenen Zeiten des ungeheuren Ringens wieder vor mir lebendig geworden.

Namentlich die letzte Qual, die nach unserem Mißlingen vor Reims gekommen war — das unaufhaltsame Zerbröckeln von Kraft und Zuversicht — und dann das Ende.

Auch ein paar holländische Familien haben mich aufgesucht, und Ilsemann aus Amerongen war bei mir und mußte mir vor allem von meiner lieben Mutter viel erzählen. Sie leidet schwer, ist körperlich erkrankt und gibt sich doch nicht nach, kennt nur einen Gedanken: meines Vaters und unser aller Wohl, hat nur einen Wunsch: uns leichter zu machen, was wir tragen müssen.

Aber der beste Besuch steht noch bevor: meine Frau und die Kinder sollen für eine kurze Weile zu mir auf die Insel kommen! Wie wir es bei der Enge und dem Mangel an jeder Bequemlichkeit hier schaffen wollen, weiß ich selbst noch nicht — aber es wird schon werden. Rührend, wie auf die bloße Erzählung hin, daß ich Frau und Kinder bald hier zu sehen hoffe, die Hilfsbereitschaft mir überall entgegenkommt. Nicht nur auf der Insel, wo sie mich ja jetzt alle gerne mögen und wo die friesische Zurückhaltung längst einer herzlichen Anteilnahme an meinen Freuden oder Leiden gewichen ist, auch drüben auf dem festen Lande.

Dieser Tage will Müldner, mein unermüdlicher und getreuer Kamerad in dieser Einsamkeit, auf ein paar Tage nach Amsterdam, um Besorgungen und Einkäufe zu machen. Tapeten sollen in ein Zimmer, allerlei Hausrat muß ergänzt werden, und Amsterdamer Freunde wollen fehlende Möbel leihen. Die Pastorie soll sich verschönen — so wie sie jetzt noch ist, wäre es kaum möglich, eine Dame aufzunehmen. Meine prächtigen Leute arbeiten fieberhaft.

Doch ich will zu meiner Darstellung zurückkehren! Bei Erinnerungen über unsere äußere Politik in den Vorkriegsjahren war ich stehen geblieben. In unmittelbarem Zusammenhange mit ihr stand die innere. Auch hier litten wir immer wieder unter dem gleichen Mangel an Stetigkeit, Festigkeit und Weitblick. Man ging mit dem Blick auf den Tag und nicht mit dem Blick auf die Zukunft. So kam es auch hier zu halben Maßnahmen und zur Verstimmung aller.

Seitdem ich angefangen habe, politisch zu denken, hat sich in mir immer entschiedener die Auffassung gestärkt, daß für unsere innere Politik eine gesunde Entwicklung in liberalerer Richtung die gegebene Linie sei. Daß man heute nicht mehr mit den Grundsätzen Friedrichs des Großen und noch weniger mit einer leeren, seiner Art äußerlich nachstrebenden Geste regieren dürfe, war mir durchaus klar. Ebensowenig aber konnte ich mich mit der dauernd nachgiebigen, meist verspäteten Weise, mit der liberale Reformen bei uns durchgeführt wurden, befreunden. Die beinahe zum System gewordene Art, erst zu verweigern, dann gezwungen einen Teil zu geben, schien mir bedenklich und gefährlich. Eine vorausschauende, rechtzeitig einsetzende und in liberaler Richtung bewegte Politik hätte es erreichen müssen, uferlosen Wünschen, von welcher Partei immer sie kommen mochten, einen Damm zu setzen und damit eine gerechte Balance der Kräfte zum Wohle des Ganzen zu erhalten. Eine solche Regierung würde auch mit einer gewissen Stetigkeit der Gruppierungen haben rechnen können. Nach dem Zerfalle des Bülowschen Blockes aber — der an sich gewiß keine Naturschönheit von besonderem Anreiz gewesen ist —

bestand die letzte Weisheit der „über den Parteien" schwebenden Bethmannschen Regierungspolitik nur noch in einer krampfhaften Majoritätsbildung von Fall zu Fall und in einer Verstimmung wechselnder Minoritäten.

Die Sozialdemokratie als Vertreterin großer Teile der von Parteiorganisationen straff zusammengefaßten Arbeiterschaft mußte, soweit ihre politischen und wirtschaftlichen Bestrebungen sich irgend in das auf Grund seines geschichtlichen Bestandes weiter zu entwickelnde Staatswesen einordnen ließen, unbedingt und ohne Verkennung oder drosselnde Beschränkung des Möglichen berücksichtigt werden — aber die Regierung brauchte und durfte sich trotzdem von ihr nicht in allen Unternehmungen treiben und drängen lassen. In dem ideologischen Bestreben, die Sozialdemokratie von dem Boden der Negation zur positiven Mitarbeit heranzuziehen, und in Verkennung des Umstandes, daß die Sozialdemokratie jener Jahre an ein Aufgeben ihrer Oppositionspolitik im Rahmen der damals bestehenden Verfassung aus rein taktischen Gründen nicht herangehen wollte, hat die Bethmannsche Regierung sich von der außerordentlich geschickt geführten, innerlich gut disziplinierten Partei über Bedarf ausnützen und schwächen lassen. Auf die übrigen Parteien wurde nur wenig Rücksicht genommen. Ganz hinweggegangen wurde dabei über die Tatsache, daß in dem damaligen Deutschland doch ohnehin schon die soziale Gesetzgebung und Arbeiterfürsorge in ihrem humanen und fortschrittlichen Geist turmhoch über allen Maßnahmen dieser Art in anderen Ländern stand und daß dieses große Werk unter eifrigster Förderung durch den

Kaiser entstanden war. Unklar, wechselnd und nahezu immer an der unrichtigen Stelle hart oder nachgiebig, wie in der Stellung zur Opposition, war die Politik der Regierung auch in der polnischen und elsaß-lothringischen Frage.

An einer wirtschaftlichen Mobilmachung für den Fall eines Krieges wurde von seiten der Regierung überhaupt nicht gearbeitet, trotzdem doch kein Zweifel darüber bestehen konnte, daß England bei Kriegsausbruch sofort versuchen werde, uns von jedem Überseeverkehr abzusperren, und daß wir damit in bezug auf Nahrungsmittel und Rohstoffe aller Art auf die Eigenproduktion und etwaige Bestände angewiesen sein würden.

Der einzige Mann der Regierung, bei dem ich, wie in allen Problemen der äußeren Politik, so auch bei diesen Fragen der inneren Angelegenheiten Verständnis für meine Sorgen und Befürchtungen fand, war Admiral von Tirpitz.

Ich habe seit dem Juli 1909, in dem Herr von Bethmann Hollweg die Nachfolge des Fürsten Bülow antrat, in den acht Jahren seiner Kanzlerschaft zu vielen Malen Gelegenheit gehabt und Anlaß gesucht, mich mit ihm über die Stellungnahme der Regierung nach außen wie nach innen auszusprechen. Im gleichen Satze, in dem ich hier niederschreibe, daß ich ihn stets als durchaus anständig denkenden und handelnden, hochehrenwerten Mann erkennen lernte, möchte ich aussprechen, daß wir keine Freunde gewesen sind und daß zwischen unserer geistigen Wesensart eine unüberbrückbare Kluft lag. Da stand auf einer Stelle, an die wir den Besten, Kühn-

sten, Weitestblickenden und Weisesten uns hätten wünschen müssen, ein Bureaukrat, dessen Seele voll Schwerblütigkeit und Unentschlossenheit war, dessen Geist in einer müden Resignation von Weltbürgertum und einem stillen Hinnehmen von unabänderlichen Entwicklungen träumte. Die Leute haben ihn gern einen Philosophen genannt: den Philosophen von Hohenfinow. Ich habe Spuren einer Weltweisheit in dem matten Wesen dieses nur allzuleicht in tatlosen Fatalismus verfallenden Mannes, der jeden Aufstieg selbst mit dem Schlagworte von der „gottgewollten Abhängigkeit" umgrenzte, nie zu entdecken vermocht. Sein bedenkliches Herz hatte keine Flügel, sein Wille war freudlos, sein Entschluß war lahm.

Dieser in seinen Entschlüssen ewig schwankende Mann, der sich bedrängt fühlte, wenn er mit Naturen von frischerer Farbe in Berührung kam, war sicher nicht die Persönlichkeit, die geeignet war, die deutsche Politik in den Vorkriegsjahren und gar während der drei ersten Jahre des Krieges gegen jene auf zähen Willen, gesammelte Kraft und rücksichtslose Tat gerichteten schlagfertigen Männer zu vertreten, die England und Frankreich als Exponenten ihrer Macht aufgestellt hatten.

Viele sehr urteilsfähige Leute erzählten mir schon in jener Zeit meiner informatorischen Beschäftigung, daß man mit Bethmann sehr gut diskutieren könne — das Unbefriedigende sei nur, daß man dabei niemals zu einem schlüssigen Ergebnis komme. Denn wie auch endlich eine scheinbar endgültige Fassung lauten möge — er habe dann nach einigem Sinnen doch noch einen Satz zu sagen, und der beginne mit dem Worte „immerhin —".

Dieses „immerhin“ steht mir gleich wie ein Motto über Herrn von Bethmann Hollwegs politischem Werk.

Zu einer richtigen Demonstration gegen ihn vor aller Öffentlichkeit habe ich mich ein einziges Mal hinreißen lassen, und ich gebe gerne zu, daß diese öffentliche Äußerung meiner Ansicht besser unterblieben wäre. Man wird sich erinnern, daß ich damals in der Reichstagssitzung des 9. November 1911 meinem Beifall zu den Reden gegen Herrn von Bethmanns und von Kiderlen-Wächters erst herausfordernde, dann wieder den Rückzug antretende Marokko-Politik, die uns einen schweren diplomatischen Echec eingetragen hatte, deutlich Ausdruck gab. Man hat mich damals in der linksstehenden Presse eilig als Sturmbock überspannter alldeutscher, auf den Krieg hinzielender Ideen affichiert. Nein doch: die Dinge lagen anders! Mir war die „drastische Methode“ Kiderlens, das Provozieren, wie es durch die Sendung des „Panther“ nach Agadir zum Ausdruck gekommen war, gleich unsympathisch wie das eilige Zurückweichen nach der Drohrede des Lloyd George im Mansion House — denn beides waren Zeugnisse der tastenden Unsicherheit unserer Führung, die nicht ermaß, wie sehr der erste Schritt die Mentalitäten der Gegenseite treffen, wie sehr der zweite unser eigenes Prestige vor der Welt beeinträchtigen mußte. So kam ich aus dem Gefühle, daß die politische Spannung bis auf Manometer neunundneunzig gestiegen war, an jenem 9. November 1911 zu meiner spontanen Akklamation jener Reden, die sich geißelnd gegen die schwächliche und schwankende Politik der Regierung wandten.

Wie doch der Zufall spielt: wieder ein 9. November,

der in dem Merkbuche meiner Erinnerung steht! Drei Jahre nach dem großen Reichstagssturm um jenes Kaiser-Interview des Daily Telegraph — und auf den Tag sieben Jahre vor dem letzten Akte des Niederbruches in Berlin und Spa!

Zu einer Aussprache über den Vorgang ist es bald genug gekommen. Am gleichen Abend noch.

Zunächst hat Seine Majestät mich verwarnt. Gut.

Dann habe ich meinem Herzen Luft gemacht und alles das von mir geladen, was ich an Sorgen für die Zukunft, an Wünschen nach Abstellung einer von Unzulänglichkeit geführten Politik in mir getragen habe. Ganz ohne Rückhalt habe ich gesprochen — und nur wieder bemerken müssen, daß der Kaiser nicht zuhören konnte.

Schließlich haben wir wenig unterhaltsam bei Tisch gesessen.

Und dann hat Bethmann, der sich bei all dem wieder höchst achtenswert und sachlich gab, mir, dem „Frondeur", auf Wunsch Seiner Majestät und in dessen Gegenwart einen ausführlichen Vortrag gehalten, der mich nicht überzeugen konnte. —

Politik, auch große Politik ist keine Geheimwissenschaft. Die Zeiten, in denen sie mit Metternichschen Kniffen betrieben werden durfte, sind endgültig überholt. Sie kann heute auf Aperçus der Rede und kann auf das Jabot des Wiener Kongresses so gut wie auf das Monokel einer jüngeren Entwicklungsepoche verzichten. Aber ein paar andere Werte setzt sie neben allem Selbstverständlichen, Erlernbaren voraus: Gesunden, praktischen Verstand, der alle Probleme in ihrer Reduktion

auf die einfachste Formel erfaßt, Menschenkenntnis gegenüber dem Einzelnen und Blick für die allgemeine Geistesverfassung der Völker, mit denen sie zu rechnen hat.

Keine von diesen Eigenschaften hat Herr von Bethmann, der übrigens das Ausland kaum kannte, besessen. Und weder Kiderlen-Wächter noch der Staatssekretär von Jagow waren die Männer, um dieses Manko durch ihre geistige Mitgift auszugleichen.

Wohl gab es auch in unserer Diplomatie Männer anderen Formats, die großzügig dachten und klar sahen, aber man war zufrieden, sie auf Auslandsposten zu wissen, von wo ihre Stimme zwar gehört wurde, aber ihr Einfluß auf die Führung der auswärtigen Politik doch nur sehr gering sein konnte. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß Männer wie Wangenheim und Marschall oder auch Monts und Metternich es verstanden hätten, unsere auswärtige Politik in eine richtige und stetige Bahn zu lenken.

Gerade Herr von Kiderlen wurde von Bethmann gerne als das große politische Licht aus dem Osten gepriesen. Ich selbst mochte den erfreulich natürlichen, tapferen Schwaben trotz seines Panthersprunges in den Porzellanladen von Agadir persönlich gerne leiden — seine besondere sachliche Eignung für den wichtigsten Posten unserer Außenpolitik ist mir nicht aufgefallen, zumal ihm hierfür eine der wichtigsten Voraussetzungen völlig mangelte: die Fähigkeit, die Dinge auch einmal aus dem Augenpunkte des Anderen zu betrachten. Er hat nicht nur die Mentalität Frankreichs und Englands stets völlig aus dem Bereich seiner Erwägungen

gelassen, er hat nicht einmal die politische Stimmung des Landes erfaßt, in dem er zehn Jahre lang die Interessen Deutschlands zu vertreten hatte — Rumäniens!

Das klingt beinahe wie ein schlechter Witz, und ist doch nur ein Beispiel dafür, wie wenig Menschenkenner der Kanzler selber war und wie weit der Horizont seiner Auguren im Auswärtigen Amt sich spannte. — Doch ich bin den Beleg auf meine Auffassung von Herrn von Kiderlens rumänischen Erfahrungen noch schuldig.

Nach der Rückkehr von meiner Reise nach Rumänien im April 1909 meldete ich meinem Vater, ich hätte den Eindruck gewonnen, daß uns dort ein einziger Mann wohlgesinnt sei, und das sei König Carol selbst. Die politisch führenden und nur auf den Abgang des greisen Königs wartenden Kreise ständen durchaus und nachhaltig unter französischem und russischem Einfluß. Die Sympathien der Kronprinzessin seien nach England gerichtet, und der Kronprinz stehe sehr unter dem Einfluß seiner Frau. So könne ich mich dem Gedanken nicht entziehen, daß Rumänien im Kriegsfalle seine Bündnishilfe zum mindesten versagen werde — wenn es sich nicht zum Anschluß an die Gegenseite entschlösse. — Seine Majestät schickte mich zum Staatssekretär des Äußeren in die Wilhelmstraße, damit ich dort meine Wahrnehmungen mitteile. Herr von Kiderlen-Wächter hörte mich behaglich-überlegen an und lächelte zu meinem Bericht. Am Ende meinte er, ich müsse mich getäuscht — ich müsse böse geträumt haben. Ganz Rumänien, das er doch kenne „wie sei' Weste'tasch'“, sei bündnistreu bis auf die Knochen. „Sozusage' mündelsicher!“ — Wir haben bald darauf erfahren müssen, wie die Ereig-

nisse ihren Lauf nahmen, sobald König Carol gestorben war.

Aber was wollte am Ende die falsche Einschätzung Rumäniens besagen neben dem Irrwahn, in dem Herr von Bethmann Hollweg und Jagow in der Beurteilung der Stimmung Englands befangen waren! Befangen blieben bis zu jenem Augusttage des Jahres 1914, an dem Sir Edward Goschen dieses Wahngebilde vor den entsetzten Augen des Reichskanzlers zerriß.

Weil er — was ihm hoch anzurechnen bleibt — sachte, unzureichende Versuche einer Annäherung an England verschiedentlich gemacht und dabei nicht auf grundsätzlichen Widerstand gestoßen war, und weil er wußte, daß England in Paris mehrfach erklärt hatte, daß es eine herausfordernde Politik zu vermeiden und einen von Frankreich erzwungenen Krieg nicht mitzumachen wünsche, glaubte er, die Annäherung sei soweit gediehen, daß England in einen Krieg mit uns überhaupt nicht eintreten werde. Aber auch der letzte Anlauf, den man im Jahre 1912 mit der Einladung des Kriegsministers Lord Haldane nach Berlin genommen hatte, war ergebnislos geblieben. Er war an den inzwischen viel zu eng gewordenen Beziehungen Englands zu Frankreich und damit zu Rußland gescheitert, und selbst die großen Opfer, die Admiral von Tirpitz in der Frage der Flottennovelle für eine englische Neutralitätsklausel zu bringen sich bereit erklärte, konnten hier keinen Umschwung mehr herbeiführen. England war fest, seinen „Zwei Kiele zu einem"-Standard unter allen Umständen durchzuhalten — Sir Edward Grey lehnte unter Hin-

weis auf seine „bestehende Freundschaft zu anderen Mächten" jede Bindung ab — und damit ergab sich für jeden, der da Augen hatte, um zu sehen, das Gesicht der Dinge.

Auch Haldane hat aus der Stellung Englands in einem Kriegsfalle Frankreichs und Rußlands keinerlei Hehl gemacht; er hat, wie mir der Kaiser später selbst erzählte, dem Botschafter Fürsten Lichnowsky bei einem in politischen Fragen erfolgten Besuche offen mitgeteilt, daß seine Regierung unter den genannten Voraussetzungen, und gleichgültig von welcher Seite der Stein ins Rollen gebracht werden möge, eine Niederringung Frankreichs durch uns und damit eine absolute Vorherrschaft Deutschlands auf dem Kontinente nicht würde hinnehmen können. Sie würde eingreifend an der Seite von den England verbündeten Mächten stehen.

Daß die Herren unseres Auswärtigen Amtes und daß vor allem der verantwortliche Leiter unserer Politik trotz dieser Tatsache in ihrer Traumwelt weiteratmeten und sich beruhigt und selbstzufrieden im Schatten ihrer Illusionen ergingen, bleibt eine Unbegreiflichkeit im Bilde jener von Gefahren und Bedrohungen umlagerten Zeit und Stellung unseres Vaterlandes. Man hatte aus den Pariser Stimmen den Friedenswillen Englands herausgehört und ließ sich gerne zu der lockenden Auffassung verführen, daß England den Frieden in Europa unter allen Umständen wahren wolle, daß die warnend ernsten Worte von Lord Haldane in London allein darum gesprochen worden seien, um einen Bruch dieses Friedens von deutscher Seite nach Möglichkeit zu verhindern.

Ich bin, was meinen Weg betrifft, wieder über die Zeit hinausgeglitten, von der ich folgemäßig erzählen wollte. Also auch zu einem richtigen Chronikschreiber will es nicht langen!

Ich muß versuchen, den Faden wieder aufzunehmen. — Bis zum Jahre 1909 hatte ich auf gelegentlichen Reisen, teils allein, teils im Gefolge meines Vaters, England, Holland, Italien, Ägypten, Griechenland, die Türkei und einige Gegenden Kleinasiens besucht. Meine Aufenthalte in fremden Ländern waren dabei stets nur von verhältnismäßig kurzer Dauer gewesen, aber sie hatten hingereicht, mir wertvolle Vergleichsmöglichkeiten zu geben und mich von der Notwendigkeit, mehr von der Welt zu sehen, zu überzeugen.

Eine große Freude war es daher für meinen Wissensdrang, als mir mein Vater im Jahre 1909 die Genehmigung zu einer ausgedehnten Orientreise erteilte. Meine Frau begleitete mich bis Ceylon und ging dann nach Ägypten, während ich eine Reise durch Indien unternahm. Die englische Regierung hatte diese Reise in äußerst entgegenkommender Weise vorbereitet, sodaß ich wirklich reichen geistigen Gewinn von ihr nach Hause brachte. Großzügig und herzlich war im einzelnen die Gastfreundschaft, die mir überall geboten wurde. Besonders gerne gedenke ich Lord Hardinges, Sir Harold Stuarts, Sir John Havitts und Sir Roos Keppels. Auch der Maharadja von Dschaipur und der Nisam von Haiderabad bereiteten mir glänzende Aufnahmen.

Mein jagd- und sportliebendes Herz fand in Indien alles, was es sich je ersehnen mochte, und die großarti-

gen Bilder indischer Landschaft und Baukunst erschlossen mir eine neue Welt. Ich habe mich der Flut von Erlebnissen aller Art, die so auf mich eindrangen, mit der ganzen Aufnahmefähigkeit und Genußfreude meiner jungen Jahre hingegeben, wollte all das Große und Neue ungezwungen auf mich wirken lassen und übersah dabei vielleicht doch manchmal, daß ich repräsentieren sollte, daß man in mir den Sohn des Deutschen Kaisers und den Urenkel der Queen erwartete.

Den größten und nachhaltigsten Eindruck machte auf mich das organisatorische und verwaltungstechnische Talent der Engländer. Dabei fiel mir als hervorstechende Eigentümlichkeit auf, daß in den verschiedenen Verwaltungszweigen verhältnismäßig sehr junge aber tatkräftige Beamte mit großer Selbständigkeit und Verantwortung ausgestattet waren. Allgemein herrschte eine weitgehende und gesunde Dezentralisation. Überall trat mir auf dieser Reise die ungeheure Weltmacht Englands entgegen — deren ganze Größe man in unserem an seinem eigenen raschen Emporschnellen berauschten Deutschland vor dem Kriege leider vielfach und erheblich unterschätzte.

Ebenso klar aber wurde mir auf dieser Reise, wie gewaltig groß die Konkurrenz war, die Deutschland den Briten auf dem Handelsmarkte im fernen Osten machte. So mancher englische Kaufmann sagte mir in vertraulichem Gespräch, daß es so nicht weitergehen könne; England dürfe und wolle sich von uns nicht an die Wand drücken lassen. Ich selbst habe während der Seefahrt festgestellt, daß uns etwa ebensoviel deutsche wie englische Handelsdampfer begegneten. Auch der halblaute

Fluch »Those damned Germans!« drang zuweilen an mein Ohr.

Das waren Sturmzeichen. —

Als ich später den maßgebenden Herren in der deutschen Heimat von diesen Beobachtungen sprach, wurde die Warnung leicht genommen und abgetan: Daß irgendein englischer Pfeffersack fluchte, wenn wir ihm das Geschäft verdarben, was hatte das zu sagen? Der Mann sollte sein weekend aufgeben und arbeiten wie unsere Leute, dann brauchte er nicht zu fluchen! Im übrigen wollten wir doch wahrhaftig in Frieden mit den Herrschaften leben! „Und sehen Kaiserliche Hoheit selbst — wie hat man Sie dort aufgenommen!" — Also da war nicht viel zu machen. Ich für mein Teil wußte und ließ mich darin nicht beirren: daß der „Pfeffersack" England selber war — daß niemand dort gewillt war, sein weekend zu opfern — daß meine Aufnahme ein Akt der internationalen Höflichkeit gewesen war, nicht mehr. Der Wille, mit den anderen in Frieden durchzukommen, hat aber nur dann Bedeutung, wenn man zugleich die Wege kennt und geht, ihn zur Tatsache umzusetzen. —

Nach meiner Rückkehr von der Orientreise besuchte ich auf Befehl Seiner Majestät mit meiner Frau die Höfe in Rom, Wien, St. Petersburg und zur Königskrönung London.

Überall fanden wir wohl persönlich sehr freundliche Aufnahme — aber überall traten mir auch mahnende Zeichen der Konflikte und Gefahren entgegen, die sich immer drohender rings um das Reich zusammenballten.

Die Reise nach London machten wir auf dem neuen

riesigen Panzerkreuzer „Von der Tann“, und dieses hervorragend durchkonstruierte Kriegsschiff erregte in England das größte Aufsehen. Bei der großen Flottenparade in Solent war es interessant zu beobachten, wie die englischen Seeoffiziere und Mannschaften sich mit gespanntester Aufmerksamkeit mit unserem „Von der Tann“ beschäftigten. Für die Kriegsschiffe der anderen Nationen hatten sie daneben überhaupt kaum noch Interesse übrig. Die Urteile kamen durchweg auf ein uneingeschränktes Lob für die wundervollen Linien des Schiffes und für die praktische Verteilung seiner Artillerie.

Die Aufnahme, die meine Frau und ich während der Krönungsfeierlichkeiten in London in allen Kreisen der Bevölkerung fanden, war ungemein herzlich. Auch die englische Presse begrüßte uns außerordentlich warm, und wir haben in diesen festlichen Tagen von Deutschenhaß nichts gespürt. Aber wenn es ein sprechendes Beispiel dafür gibt, wie falsch es wäre, aus solchen einem Fürsten oder Thronfolger dargebrachten Zeichen von Sympathie Schlüsse auf dem Gebiete der großen Politik zu ziehen, so haben wir das dort erlebt. Ein »signum vanitatis« haftet es in meinem rückschauenden Gedenken:

Als König Georg und Königin Mary am Schlusse der Krönungsfeier in der Westminsterabtei in feierlichem Zuge die Kirche verließen, stieg unvermittelt ein dreimaliges Hoch auf sie aus der Versammlung auf. Gleich darauf, als die fremden Fürstlichkeiten ebenfalls aufbrachen, machten auch wir uns auf den Weg. Und da, als wir etwa die Mitte der riesigen Kirche erreicht hatten, wurde die gleiche spontane Huldigung, die erst dem Könige

und der Königin gespendet worden war, auch der Kronprinzessin und mir zuteil. Es ist mir nachher von englischer Seite gesagt worden, wir könnten uns auf diesen Vorgang „etwas einbilden", denn es sei in der englischen Geschichte bisher noch nie dagewesen, daß in der Westminsterabtei einem fremden Fürstenpaare eine derartige Ovation dargebracht worden wäre.

Vier Jahre später standen wir im Kriege — vier Jahre später war ich, dem sie damals zugejubelt hatten, ein »hun«. —

Von meinem damaligen Aufenthalte in London möchte ich hier noch eine Episode erwähnen, die ein Licht auf die Auffassung eines führenden englischen Politikers jener Tage wirft. Der Staatssekretär des Äußeren, Sir Edward Grey, wurde mir vorgestellt, und im Laufe des bald recht lebhaften Gespräches machte ich die unvorsichtige Bemerkung: es wäre nach meiner Ansicht im Hinblick auf einen sicheren Frieden das weitaus Vernünftigste, wenn Deutschland und England, die beiden großen germanischen Nationen, die stärkste Landmacht und die stärkste Seemacht, zusammengingen; dann könnten wir uns übrigens auch (wenn wir das überhaupt sollten) in die Welt teilen. — Grey hörte zu, nickte und meinte dann etwa: „Ja — richtig, aber England will mit niemand teilen, auch nicht mit Deutschland." —

In Wien sprach der damalige Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand mir gegenüber sehr ernst und sorgenvoll über die staatsgefährliche serbische Propaganda, und er sah einen baldigen europäischen Konflikt, der seine Wurzeln in diesen von Rußland her geschürten Umtrieben finden mochte, voraus. Mir, der ich bis dahin

die immer peinlicher gewordene Abhängigkeit unserer äußeren Politik in allen Ostfragen von den Ideen des Wiener Ballplatzes nur mit großem Mißbehagen beobachtet hatte, stiegen angesichts der Ausführungen des Erzherzogs schwere Bedenken mit Hinblick auf diese Verschiebung unseres politischen Augenpunktes von Berlin nach Wien auf — und diese Bedenken, die ich von da ab immer wieder sowohl im Auswärtigen Amte wie vor einzelnen Vertretern unseres diplomatischen Dienstes rückhaltlos, leider aber ohne Erfolg zum Ausdruck gebracht habe, sind seit jenem Tage in mir nicht mehr zur Ruhe gekommen. Die schon vom Fürsten Bismarck in seinen letzten Aufzeichnungen mit banger Voraussicht ausgesprochene Sorge, daß das Reich eines Tages in eine verhängnisvolle Abhängigkeit von der überlegenen Diplomatie Österreich-Ungarns gelangen könnte, schien mir längst ihre bedrohliche Erfüllung gefunden zu haben. Und damals, im Wiener Belvedere, unter den merkwürdig suggestiven Worten des gefährlich ehrgeizigen und keineswegs zu einer bescheidenen Rolle gewillten Mannes, der so klug wie rücksichtslos war, hat mich das bestimmte Gefühl, daß wir infolge dieser schon zu weit gediehenen Abhängigkeit eines nahen oder fernen Tages in einem zur höheren Ehre der österreichisch-ungarischen Hausmacht forcierten Konflikte zu Vorspanndiensten herangezogen werden könnten, unmittelbar angeweht: Hier streckte der Erzherzog vorsichtig seine Taster vor, entwickelte Gedanken, deren Wirkung auf mich ihn erkennen lassen sollte, was er von mir erwarten durfte. — Das Schicksal hat dem an sich zweifellos bedeutenden Manne das Spiel aus den Händen

genommen und hat ihn selbst zum Funken gemacht, an dem der große Brand sich entzünden sollte. Aber es hat dann hinter seinem blutig beschlossenen Leben uns keine von den bitteren Folgen unserer Unselbständigkeit und Unterordnung erspart: es hat uns durch die Auswirkung der überspannten Wiener Forderungen an Serbien gegen unseren eigenen Willen in den Krieg verstrickt. — Am 28. Juli 1914 war es, daß mein Vater, als Serbien fast alle Punkte des österreichischen Ultimatums angenommen hatte, zu der Depesche, die diese Unterwerfung Serbiens meldete, die Worte niederschrieb: „Eine brillante Leistung für die Frist von bloß 48 Stunden! Das ist mehr, als man erwarten konnte! Ein großer moralischer Erfolg für Wien; aber damit fällt jeder Kriegsgrund fort, und (der österreichische Gesandte) Giesl hätte ruhig in Belgrad bleiben sollen! Daraufhin hätte ich niemals Mobilmachung empfohlen!" — Ich zitiere das Telegramm mit dieser Marginalnotiz, weil es ein unumstößlicher Beweis für Deutschlands und des Kaisers Friedenswillen ist. Für einen guten Willen — über den hinweg unser an die Politik des Wiener Ballplatzes bis zur Hörigkeit gefesseltes Schicksal sich erfüllte. — —

In Rußland, wo ich nach Abschluß der Indienreise gleichfalls — wie an anderer Stelle schon erwähnt — mit meiner Frau verweilte, gewann ich den Eindruck, als sei der Zar an sich deutschfreundlich gesinnt wie nur je — als könne er seine Gesinnung weniger betätigen als jemals vorher. Er war vollständig von der panslawistischen, deutschfeindlichen Partei des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch umsponnen und kam dem Groß-

fürsten gegenüber, der seinen Deutschenhaß jetzt ganz offen zur Schau trug, kaum zu Wort.

September 1919.

Jetzt sind die glücklich-schönen Tage auch wieder versunken, die ich mit meiner lieben Frau und mit den Jungens hier verbringen konnte, in denen wir alle die kurze Schönheit wie ländliche bescheidene Sommergäste genießen wollten und in denen ich mich mit Willen darüber hinwegzutäuschen gesucht habe, daß meine Nächsten nur als kurzer Besuch bei einem freiwillig Verbannten weilten!

Ich bin nach Anlage und Entwicklung nicht sentimental und will mich auch an Regungen von Weichheit nicht verlieren — aber das kann ich ehrlich zugestehen, daß mir die Insel noch leerer ist, seit ich die Gänge zwischen den Weidekoppeln, an den Bewässerungskanälen, am Strande hin und durch die Dörfer wieder allein machen muß — ohne die Frau und ohne die Jungens. Die kleinen Bengels, die in ihrer Kinderart alles, was ihnen hier neu und fremdartig entgegentrat, unvergleichlich und herrlich fanden: tausendmal „feiner" als das Beste, was sie in unserem Cecilienhof in Potsdam oder in Öls um sich haben! Überall fehlen mir jetzt diese jungen, wißbegierig fragenden Stimmen der Jüngsten, die ihren Vater doch in diesen Tagen auf der Insel eigentlich erst kennen lernten, fehlen mir die immer guten, verstehend-klugen Worte der Frau, die selbst so viel zu sorgen und zu tragen hat und die doch gleichfalls keinen Augenblick verzagt.

Drüben in Hippolytushoef, beim immer hilfsbereiten Bürgermeister Peereboom, hatten wir die kleinen Kerle untergebracht — denn soviel Raum gab meine Pastorie nicht her — und da waren sie auch bald mit allen halbwegs gleichalterigen Jungens angefreundet und vertraut. In unserem Oosterlander Häuschen war nur für meine Frau und für ihre Begleiterin Quartier gemacht. Leer wirkt auch das alles jetzt wieder, da sie es nicht mehr mit ihrem Humor über all die primitiven Herrlichkeiten und Behelfe unserer „Junggesellenwirtschaft" erfüllt.

Auf ihrer Heimfahrt war sie auch in Amerongen. Bedrückend, was sie mir in ihren Briefen darüber sagt. Unsere geliebte Mutter leidend und dabei rastlos sorgend für den Kaiser, für die Brüder, meine kleine Schwester und die Enkel — der Vater bitter und noch nicht imstande, sich aus dem Ring des immer kreisenden gleichen Grübelns über Vergangenes zu lösen.

Es ist eben ein völlig anderes, ob der Wille und der Lebensmut eines Sechsunddreißigjährigen die furchtbare Belastungsprobe des Schicksals zu bestehen haben — ob ein Sechzigjähriger, der zugleich sein Lebenswerk, das er für ehern und unvergänglich hielt, in Scherben liegen sieht.

Meine Gedanken sind in diesen Tagen auch immer wieder zu ihm gegangen.

In der Zeit, als ich im Begriffe stand, die Indienreise anzutreten, war ich in meiner soldatischen Laufbahn so weit, daß ich ein Kavallerie-Regiment bekommen sollte. Dieses Kommando lag mir sehr am Herzen, und ich hatte, gerade mit Hinblick auf die politischen Vorgänge, den Wunsch, den Reichsstellen, bei denen die

Suppe gekocht wurde, an deren Auslöffelung ich seinerzeit doch recht erheblich beteiligt werden sollte, nicht allzu ferne zu sein.

Der Kaiser war für mich in dieser dienstlichen Frage nicht zu sprechen, ich mußte mich an den Chef des Militärkabinetts General von Lyncker als Vermittler wenden, besprach mit ihm die Angelegenheit und erbat das Regiment Gardeducorps. Herr von Lyncker, der meinem Wunsche durchaus sachlich und ohne Voreingenommenheit gegenüberstand, war sehr bedenklich und erklärte mir, Seine Majestät würde das wohl nicht zugeben, und ehe man dieses „Problem" noch einmal zur Sprache brachte, ließ man lieber meine Anregung fallen. Im übrigen war aus dem Gange des Gespräches zu erkennen, daß mein Wunsch, dem Regierungszentrum nahe zu bleiben, von einigen Ratgebern aus der Umgebung Seiner Majestät wie von einzelnen Reichsämtern nicht eben leidenschaftlich geteilt wurde.

Nun bat ich, mir entweder die Königsulanen in Hannover oder die Breslauer Leibkürassiere anzuvertrauen, worauf Herr von Lyncker meinte, das werde keinerlei Schwierigkeiten machen, er werde Seine Majestät in diesem Sinne beraten. — Ich war's zufrieden, schließlich lagen ja auch Hannover und Breslau nicht aus aller Welt, und eine gewisse Fühlung ließ sich auch von diesen Standorten aus aufrecht erhalten.

So lagen die Dinge, als ich in Indien, an der Nordwestgrenze, in Peshawar, in einer englischen Zeitung die Nachricht las, daß Seine Majestät mich zum Kommandeur seines 1. Leibhusarenregiments in Langfuhr bei Danzig ernannt habe.

Mein erster Eindruck war damals das Gefühl einer Enttäuschung, nicht nur weil meine militärischen Wünsche wieder einmal völlig übergangen worden waren — das grundsätzliche Nichterfüllen der militärischen Anregungen von uns Söhnen schien eine Art Prinzip zu sein. Nein, auch die abgeschiedene Lage Danzigs und das rauhe Klima, das ich namentlich für die Kronprinzessin fürchtete, schienen mir nicht sehr verlockend. Entgegen diesem Vorurteile kam dann aber alles ganz ausgezeichnet, und die zweieinhalb Jahre, während deren ich in Danzig lebte, sind, abgesehen von den Sorgen um die allgemeine Lage, die glücklichste Zeit meines Lebens geworden.

Wir wohnten in einer kleinen Villa, die kaum den nötigen Raum bot für meine damals schon recht ansehnliche Familie. Wir haben uns aber doch recht behaglich eingerichtet und führten ein harmonisch glückliches Leben.

Es war eine Ehre und ein frohes Glück für mich, Kommandeur des prachtvollen alten Regiments zu sein. Das Offizierkorps war durchgängig jung, adlige und bürgerliche Kameraden bunt durcheinander. Der ernsten und treuen Persönlichkeit meines alten Regimentsadjutanten Graf Dohna gedenke ich besonders gerne. Die meisten waren Söhne von Grundbesitzern in Ost- und Westpreußen, deren Väter und Großväter auch schon die schwarze Attila und den Totenkopf der 1. Leibhusaren getragen hatten. Ebenso hatte das Regiment einen glänzenden Ersatz an Unteroffizieren und Mannschaften, nahezu alles junge Leute vom Lande aus Ostpreußen, Westpreußen und Posen, die Liebe zum Pferde und Verständnis für seine Behandlung bereits von zu Hause her mitbrachten. Endlich war auch das Pferdematerial — wir

waren das einzige Schimmelregiment in der Armee — ausgezeichnet.

Meine von frühester Kindheit her stammende Vorliebe für die Reiterei konnte sich jetzt richtig ausleben. Entsprechend meiner aus Erfahrungen gewonnenen Auffassung wurde die Bahnreiterei auf das Notwendigste beschränkt, hiergegen der Hauptwert auf Geländereiten und Springen gelegt. Auf diesen Gebieten wurden auch wirklich schöne Ergebnisse erzielt.

Großen Nachdruck, vielleicht mehr, als es damals noch bei vielen eingefleischten Kavalleristen der Fall war, glaubte ich auf Übungen im Fußgefecht und im Geländeschießen legen zu müssen. Der Krieg hat später gezeigt, daß diese Ausbildung auch für den Reiter nicht gründlich genug gepflegt werden kann.

Ich habe mich ehrlich bemüht, meinen Husaren die Lust und Freude an ihrem Dienst zu erhalten und auch in ihr außerdienstliches Leben Erholung und Abwechslung zu bringen. So ließ ich für die Unteroffiziere ein hübsches, gemütliches Kasino einrichten, und die Mannschaften erhielten ebenfalls eine möglichst behagliche Ausstattung ihrer Unterkunftsräume. Die älteren Jahrgänge und die Rekruten wurden getrennt gelegt, um irgendwelchen Übergriffen der ersteren vorzubeugen. In den dienstfreien Stunden fanden viel Sportspiele statt. Wir hatten gegen Ende meiner Kommandeurzeit eine sehr gut eingespielte Fußballmannschaft, in der auch Offiziere mitmachten.

In diese Zeit fällt die Herausgabe des Bilderwerkes „Deutschland in Waffen“ für die deutsche Jugend. Das Vorwort, das ich der Schrift vorausgeschickt habe, hat

man an mancher Stelle zu Unrecht so ausgelegt, als ob ich mich hier in die Reihen der Kriegshetzer gestellt hätte. Derlei hat mir stets fern gelegen, und derlei ist bei objektiver Würdigung aus meinen Ausführungen auch niemals herauszulesen. Was ich gesagt habe, das wurde angesichts der immer drohender sich ballenden Gefahr gesprochen, ging gegen einen öden Materialismus an und wies die deutsche Jugend darauf hin, daß es ihr Pflicht und Ehre werden müsse, im Ernstfall für das Vaterland zu kämpfen. Das war die Mahnung eines Deutschen und Soldaten an unseren deutschen Nachwuchs, dessen junge Kräfte und dessen vaterländische Opferfreude wir nicht entbehren konnten, wenn jene Stunde der Entscheidung kam. —

Seit meiner erwähnten Demonstration gegen die Bethmann Hollweg'sche Marokko-Politik war mir der Ruf eines Kriegstreibers von allen blinden Pazifisten Deutschlands und von ihrem böswilligen Echo im Auslande als eine falsche Etikette angeheftet worden, wo auch ich in der Öffentlichkeit zu Worte kam. Man suchte also auch aus dieser kleinen Schrift über unsere Armee Belege für die mir mit Unrecht unterstellte Richtung herauszubrechseln und glaubte mich ganz fest zu haben, als bald darauf ein anderer Anlaß mich in eine öffentlich gewordene Angelegenheit eingreifen ließ. Es handelte sich um den zu so bedauerlichem Ruhme gelangten Fall Zabern.

Unsere Politik in den Reichslanden hatte mich schon seit vielen Jahren mit schweren Sorgen und Bedenken erfüllt. Die Reisen in dem Gebiete und viele Gespräche und Berichte befreundeter Kameraden aus den westlichen

Grenzgarnisonen und gründlicher, ehrlich schildernder Kenner der Verhältnisse hatten mir die Augen geöffnet über die dort herausgebildeten Zustände. Zuckerbrot und Peitsche hatten seit 1871 geherrscht. Der Erfolg entsprach dieser Taktik. Die letzte Periode hatte im Zeichen des Zuckerbrotes gestanden, und die reichsländische Verfassung war ihre Krönung gewesen. Nun schaltete und waltete die französische Propaganda nach freiem Belieben. Die französisch gesinnten Notablen waren tonangebend, und nach ihren Pfeifen tanzte die Zivilverwaltung. Das Militär war von den irredentistischen Kreisen gewissermaßen geduldet. Ein Beispiel nur, um diese Vorkriegszustände in den deutschen Reichslanden und die Stellung der Regierungsbehörden in ihnen zu kennzeichnen: Zwei meiner Fliegeroffiziere erzählten mir eines Tages, im Jahre 1913 sei in Mülhausen eine große französische Fahnenweihe abgehalten worden, und ihnen, dem Militär, sei an jenem Tage nahegelegt worden, nicht auf die Straße zu gehen, um die Franzosen nicht durch den Anblick der preußischen Uniformen zu ärgern! — Unter solchen Voraussetzungen kam es zum Ausbruch des Konfliktes. Die Zivilbevölkerung hatte das preußische Militär angepöbelt, der Offizier hatte sich zur Wehr gesetzt, und nun heulte auf einmal die ganze Welt gegen den preußischen Militarismus. Zu diesem Zeitpunkt, in Tagen also, in denen das Ausland und die in unserer armen Heimat nie fehlenden Sophisten der absoluten Gerechtigkeit alles daran setzten, auch noch unseren letzten einzigen Aktivposten, unsere Armee, vor Freund und Feind zu diskreditieren, bin ich gern, ohne die gebotene Zurückhaltung, wie man

mir vorwarf, auf die Seite meiner vom Sturm der öffentlichen Diskussion hart bedrängten Kameraden getreten. Ich habe an den General von Deimling und an den Oberst von Reuter telegraphiert. Soweit stimmte alles. Daß ich dem Oberst eine Depesche mit den Worten: „Immer feste druff!“ gesandt hätte, erfuhr ich dann allerdings erst durch die Zeitungen und dank der Fälscherphantasie jener Friedensfreunde, die mit dieser Erfindung die große Friedensstimmung rings um uns vielleicht zu stärken suchten. In Wahrheit hatte ich dem Oberst von Reuter als Kamerad dem Kameraden telegraphiert, er möge nur ja scharf durchgreifen, da das Ansehen der Armee auf dem Spiele stehe. — Wäre Leutnant von Forstner verurteilt worden, so hätte sich dadurch jeder Rüpel ermutigt gefühlt, Uniformträger anzugreifen. Ein unhaltbarer Zustand wäre sanktioniert worden, doppelt unhaltbar in den Reichslanden, wo durch das fehlende Rückgrat der Zivilbehörden das Militär bereits in der schwierigsten Lage sich befand. Ich hätte nur sehen mögen, was geschehen wäre, wenn in England oder Frankreich ein Offizier derartig provoziert worden wäre wie der Leutnant von Forstner!

Aber wir waren in Deutschland. Und die deutsche Öffentlichkeit hatte wieder einmal Anlaß gehabt, sich im Zusammenhang der geschilderten Vorgänge mit mir zu beschäftigen — das schöne Lied von der Nebenregierung, von dem Kriegshetzer und Frondeur von Langfuhr lag wieder auf der Walze der leitartikelnden Schmöcke. Wenn man ihnen glauben durfte, hatte ich mich wieder einmal „unmöglich“ gemacht. — Hohe und höchste Würdenträger trugen die für solche nationale Trauerfälle vor-

gesehenen bedenklichen Gesichter zur Schau, und Seine Majestät war höchst unzufrieden.

Bei Schiller heißt es im Wilhelm Tell: „Es rast der See und will sein Opfer haben" — und an einer anderen schönen Stelle: „Doch es war mir zum Heil, es riß mich nach oben."

Aus heiterem Himmel und mit großer Plötzlichkeit spielte sich alles ab: Seine Majestät nahm mir mein liebes Regiment ab und befahl mich nach Berlin, damit mir meine allzugroß gewordene Selbständigkeit beschnitten werde und mein Tun und Lassen besser überwacht werden könne. Ich sollte dort im Generalstabe arbeiten.

Im Grunde schloß sich hier ein Ring: der Wunsch, mich nicht zu nahe bei den Zentralbehörden zu wissen, hatte mir Langfuhr bei Danzig eingetragen; der Wunsch, mich doch in Reichweite zu sehen, rief mich zurück. Aber ein wenig Entrüstung und Verstimmung spielten in beiden Fällen mit.

Entrüstung, wenigstens bei den unverbesserlichen Pazifisten, die den schon am Horizonte drohenden Krieg mit niedlichem Gut-Zureden besänftigen wollten, erregten auch die Abschiedsworte wieder, die ich zu meinen Leibhusaren sprach. Da hatte ich es einen Augenblick des höchsten soldatischen Glücks genannt, „wenn einmal der König ruft und das Signal Marsch! Marsch! geblasen wird". Nach ihrer Meinung hätte ich meinen lieben tapferen Kameraden zum Abschied wohl ein schönes Märchen erzählen sollen!

Damals, als ich zum letzten Male vor der Front meines schönen Regiments ritt und als der Abschiedsruf

meiner Husaren mir tief ins Herz klang, da wurde mir das Scheiden unsagbar schwer. Als ob mir eine stille Stimme sagte, daß dies der Abschied von einer friedlichen Soldatenherrlichkeit sei, wie sie mir nicht wieder werden sollte. Wie schön, wie glückhaft und wie fruchtbar durch ehrliche Arbeit war all das gewesen, was ich nun verließ!

Auch von den frischen, tüchtigen jungen Kameraden meines lieben und tapferen Leibhusarenregiments, dessen Uniform ich mit frohem Stolz während des ganzen Krieges getragen habe, ruhen jetzt viele, allzuviele zum ewigen Schlaf gestreckt in fremder Erde. Unter ihnen mein Vetter Prinz Friedrich Karl von Preußen, ein besonders unerschrockener Reiter und Soldat. In dankbarer Wehmut wird mein Erinnern bei ihnen allen sein, so lange ich selbst leben bleibe.

Vielleicht, daß ich die letzten Blätter, die ich gestern schrieb, doch hätte zerreißen und ihren Inhalt anders fassen sollen.

Wie ich sie heute wieder lese, finde ich einen Ton von Gereiztheit darin, den ich in meine Niederschriften nicht tragen wollte.

Ich habe sie dann dennoch stehen lassen, wie sie sind, als Zeugnis dafür, wie mich heute noch, gerade wenn ich des letzten Jahres vor dem Kriege und des Widersinnes unserer Vogel-Strauß-Politik gedenke, die Bitterkeit erfaßt. Wie mich jetzt noch der Galgenhumor anfällt, wenn ich mich daran erinnere, wie sie mich für jeden Mahnruf: dann wahrt euch doch zum wenigsten das Letzte für den schweren Tag und seid gerüstet zu dem

Kampf, der kommen wird! als Hetzer zu einem „frisch-fröhlichen Kriege" affichierten.

Die Wahrheit ist, daß ich mir des furchtbaren Ernstes unserer Lage klar bewußt gewesen bin, daß ich keine Kassandra-Natur war oder bin, die „Trojas Hallen" mit edel klagenden Versen erfüllt hätte — sondern ein Mann und Soldat. Aber das letztere nahm und nimmt man einem in unserer geliebten Heimat manchmal verflucht übel! —

Für den Winter 1913 auf 1914 wurde ich also zur Orientierung und Einarbeitung in die Geschäfte des Großen Generalstabes kommandiert.

Als Lehrer erhielt ich den Generalleutnant Schmidt von Knobelsdorf, meinen späteren Generalstabschef beim Oberkommando der 5. Armee. In militärwissenschaftlicher Hinsicht verdanke ich Exzellenz von Knobelsdorf viel. Er war ein glänzender Lehrer auf allen Gebieten der Taktik und Strategie. Seine Vorträge und die Aufgaben, die er mir stellte, waren Meisterwerke. Sein Hauptlehrsatz war damals: Klarheit im Entschluß des Führers! Umsetzen des Entschlusses in Befehle! Im übrigen: den Unterführern die weitestgehende Selbständigkeit lassen!

Mein Kommando zum Generalstab gab mir einen erschöpfenden Einblick in die gewaltige dort geleistete Arbeit. Ich konnte in die hervorragende Organisation des Ganzen eindringen, die Erhaltung, Ergänzung und Bewegung des Heeres kennen lernen und ein Urteil über die Wehrkräfte der anderen Völker gewinnen. In der Operationsabteilung wurden mir Vorträge über den für den Kriegsfall gedachten Aufmarsch der Armeen gehalten.

Bei den Vorträgen und Besprechungen über einen etwaigen kommenden Weltkrieg hatte ich den Eindruck, als ob man die englische Landarmee und ihre Ausbaumöglichkeit im Kriegsfalle zu leicht nähme. Als ob man zu sehr mit den im Augenblick vorhandenen Kräften, zu wenig aber mit den Werten rechnete, die ein auf Krieg und Widerstand gestellter Geist zu schaffen vermöchte. Ich kannte die Engländer und die englische Armee von meinen verschiedenen Besuchen her aus eigener Beobachtung einigermaßen — und kannte auch ihr großes Organisationstalent, ihr ungemeines Geschick im Improvisieren. Gelang es, einen etwaigen Krieg zu einem raschen Friedensschluß zu führen, ehe diese Begabungen sich auswirken konnten, dann mochte die Schätzung, die ich in unserem Generalstab antraf, Recht behalten. — Auch die russische Armee schien man mir nicht immer nach ihrer vollen Bedeutung zu werten.

Bezüglich unseres westlichen Grenznachbars und voraussichtlich unmittelbaren Kriegsgegners sei nur in Erinnerung gebracht, daß Frankreich damals, trotz seiner erheblich geringeren Bevölkerungsziffer, ein nahezu ebenso starkes Herr unter Waffen hielt wie wir. Es hob, um dies zu erreichen, etwa achtzig Prozent seiner Männer zum Dienste aus, während wir uns mit etwa fünfzig Prozent begnügten.

Das Gesamtbild der Friedensstärken für den Fall eines Krieges, wie er dann eingetreten ist, ergab neben nicht ganz 900000 Mann, die wir unterhielten, etwa 500000 Österreicher und Ungarn, also rund 1400000 Mann auf seiten der Mittelmächte. Rußland allein brachte dagegen in die Entente weit über zwei Millionen

Kämpfer ein — dazu kam Frankreich und kam Belgien. Schon zu Beginn des Krieges standen wir also etwa im Verhältnis von 1 : 2 vor dem Feinde. — Das war, wenn man die Qualität des deutschen Mannes auch noch so ehrend hoch einschätzte — und dazu bestand das volle Recht! — zu wenig.

Bei all dem haben wir im Jahre 1914 eine in jeder Hinsicht glänzend geschulte Armee gehabt und sind so auch im Sommer, als die Würfel gefallen waren, „mit der besten Armee der Welt" ins Feld gezogen.

Das Höchstmaß an Schlagkraft hatten wir in unserer Friedensarbeit, soweit sie Vorsorge für den Kriegsfall gewesen ist, leider doch nicht erreicht. Bei weitem nicht alle Kraftquellen des Volkes und des Landes haben wir ausgenutzt und rechtzeitig mobil gemacht. Daß vom Großen Generalstabe in dieser Richtung verschiedentlich dringende Wünsche ausgesprochen worden sind, kann ich bezeugen — an ihm hat's nicht gelegen. Auch nicht am Deutschen Reichstag, der trotz aller Parteizerrissenheit dem deutschen Schwerte sicher die größtmögliche Wucht und Schärfe angesichts des drohenden Ernstes der Lage nicht versagt haben würde, wenn sich die verantwortlichen Leiter mit dem ganzen Gewichte ihrer Stellung dafür eingesetzt hätten. Aber schon im Bürokratismus des Kriegsministeriums wuchsen die Widerstände. Das Schicksal der vom Generalstab im Dezember 1912 geforderten drei neuen Korps wurde von ihnen entschieden. Dazu schien es schon damals, also noch im Frieden so, als ob jede von seiten der militärischen Stellen und vor allem vom Generalstabe kommende Mitteilung, Anregung oder Anfrage bei den Herren im Auswärtigen

Amt nur mit einem gewissen Widerstreben aufgenommen würde. Zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit konnte es so nicht kommen.

Gerade im Frühjahr 14 stand eine Frage, die von beiden Seiten völlig verschieden beurteilt wurde, zur Diskussion: Die Russen nahmen umfassende Truppenverschiebungen vor. Ganz augenfällig bewegte sich der Schwerpunkt der Umgruppierungen in der Richtung auf die deutsche und österreichische Grenze, deren Vorfelder mit diesen Massen mehr und mehr belastet wurden. Auch aus dem Innern von Rußland lagen dem Generalstabe Nachrichten über eigenartige Truppenbewegungen vor. Wie waren diese Vorgänge zu deuten? Der militärischen Auffassung, daß sie uns zu einer Bereitschaft für alle Fälle veranlassen müßten, trat die verwässernde Auslegung, daß es sich wohl um eine Probemobilmachung handle, entgegen. Und die Furcht, nicht etwa durch eine sachliche Klärung „die Lawine ins Rollen zu bringen", ließ die Herren in dem Zustande des Abwartens verweilen.

Im Anschluß an die im Frühsommer des Jahres 14 unter Leitung des Generalstabschefs von Moltke erfolgte große Generalstabsreise in die Vogesen erhielt ich einige Wochen Sommerurlaub nach Westpreußen. Anfang Juli traf ich bei meiner Familie ein, die eine reizende kleine Villa bewohnte, ein Geschenk der Gemeinde Zoppot. Es war ein herrlich strahlender Sommer, und die Tage der Erholung gingen mit Schwimmen, Rudern, Reiten und Tennisspiel schnell dahin. Zoppot war überfüllt mit Fremden, auch viele Polen waren darunter.

Inmitten dieses heiteren Friedens traf mich da das grausame Telegramm, das mir die Nachricht von der Ermordung des Erzherzogs brachte. Daß dieser politische Mord ernste Folgen haben würde, lag auf der Hand. Diese dumpfe, sorgenvolle Erkenntnis blieb aber zunächst mein einsamer Besitz — kein Mensch an führender Stelle hielt es für nötig, meine Ansicht zu hören oder mir die Ansicht der leitenden Staatsmänner mitzuteilen. Weder vom Reichskanzler, noch vom Auswärtigen Amte, noch vom Chef des Generalstabes erfuhr ich irgend etwas über den Verlauf der Dinge.

Der Kaiser befand sich auf der Nordlandreise: dies mußte ich als ein Zeichen dafür auffassen, daß nichts Außergewöhnliches zu erwarten sei. Nur die Zeitungsnachrichten verstärkten in mir den Eindruck, daß folgenschwere Entwicklungen auf dem Wege seien. Und von Danziger Kaufleuten, die soeben aus Rußland zurückgekehrt waren, erhielt ich Nachrichten, die darauf hinwiesen, daß dort erneut große Truppenverschiebungen nach Westen vor sich gingen; die Richtigkeit dieser Mitteilungen konnte ich aber natürlich nicht nachprüfen. Von dem österreichischen Ultimatum erhielt ich auch erst durch die Zeitungen Kenntnis. Der Inhalt ließ, je nachdem sich die Politik unseres Auswärtigen Amtes zu ihm stellte, noch jeder Möglichkeit die Türe offen. Ganz selbstverständlich schien mir, daß die Wilhelmstraße sich als unabhängig erweisen müsse und daß sie sich nicht mehr noch, als dies bisher leider schon geschehen war, in das Schlepptau einer ausgesprochen österreichischen Politik nehmen lassen dürfe.

In diese Tage, in denen die Welt vor den ungeheuer-

sten Entscheidungen stand, fällt für mich als ein peinliches Intermezzo, das mir knapp vor dem zwölften Glockenschlage noch einmal die Klüfte zeigen sollte, die meine Auffassung der Dinge von jener des Reichskanzlers trennten: mein letzter Friedenskonflikt mit Herrn von Bethmann. Im Grunde eine Nichtigkeit — von der ich hier nur spreche, weil sie damals viel durch die Zeitungen geschleift und gegen mich ausgeschlachtet wurde.

Ich hatte zwei deutschen Männern, die gleich mir das aufziehende Gewitter kommen sahen und ihre warnenden Stimmen erhoben, mein Interesse an ihren Ausführungen ausgesprochen. Dem Oberstleutnant a. D. H. Frobenius zu einer politischen Broschüre, dem Professor Gustav Buchholz in Posen zu einer Bismarckrede. Der Text meiner Depesche an Frobenius lautete wörtlich: „Ich habe Ihre ausgezeichnete Broschüre ‚Des Deutschen Reiches Schicksalsstunde' mit dem größten Interesse gelesen und wünsche ihr in unserem deutschen Volke die weiteste Verbreitung. Wilhelm, Kronprinz." Diese „kriegshetzerischen Kundgebungen" hielt Herr von Bethmann für geeignet, seine fest gefügte Politik „zu kompromittieren und zu kontrekarrieren", und er fand am 20. Juli noch die Zeit, sich in einer langen eigenhändigen Beschwerdedepesche an Seine Majestät zu wenden und ihn zu bitten, mir „durch telegraphischen Befehl jegliches politische Hervortreten huldvollst zu untersagen". — In einem Telegramm aus Balholm vom 21. Juli hat der Kaiser darauf unter Appell an mein Pflicht- und Ehrgefühl als preußischer Offizier an mein Versprechen, mich in politischen Fragen zurückhaltend zu verhalten, erinnert, und ich habe — ohne die

Frage zu erörtern, ob im Wortlaute meines oben angeführten Telegrammes mehr zu sehen sei als der Dank eines interessierten und beifälligen Lesers — Seiner Majestät am 23. Juli gedrahtet: „Befehle werden ausgeführt." — Ich hatte im Augenblicke andere Sorgen als die, mich mit Herrn von Bethmann über die Grenzen meines Rechtes, für ein zugesandtes Buch entsprechend danken zu dürfen, auseinanderzusetzen.

Das Nächste, was ich dann zu dem Ablauf des großen Problemes erfuhr, war, daß der Kaiser an Bord der „Hohenzollern" in Kiel am sechsundzwanzigsten des Morgens eingetroffen und daß er ohne Aufenthalt sogleich nach Potsdam weitergefahren sei. Das war eine Beruhigung, denn wenn es Aussicht gab, den Frieden zu erhalten, dann würde er sie bis zum Letzten nutzen. —

Dann wieder Stille. Und nur Zeitungsblätter, nach denen wir voll Hunger haschten: Grey habe in Paris, Berlin und Rom einen gemeinsamen Schritt in Wien und Belgrad angeregt — der Kronrat in Cetinje habe die Mobilmachung beschlossen. —

Scharf, klar, als ob das gestern erst gewesen wäre, erinnere ich mich noch des 30. Juli.

Mein Adjutant Müller und ich lagen in den Dünen und sonnten uns nach einem herrlichen Bade in der See — als mir von einem nachgesandten Boten eine dringende Depesche gebracht wurde. Sie enthielt den Befehl Seiner Majestät für mich, sofort nach Potsdam zu kommen. Jetzt sahen wir den ganzen Ernst der Lage.

Ich reiste sogleich.

Am einunddreißigsten war Abendtafel im Neuen Palais, zu der auch mein Onkel Prinz Heinrich anwesend war.

Nach Tisch ging Seine Majestät mit mir und dem Prinzen Heinrich im Garten auf und ab. Er war außerordentlich ernst, verschloß sich nicht der ungeheuren Gefahr der Lage, sprach aber die Hoffnung aus, daß ein europäischer Krieg noch vermieden werden könne. Er hatte selbst an den Zaren und an den König von England ausführliche Depeschen gesandt und glaubte einen Erfolg erwarten zu dürfen.

Ich geriet noch mit meinem Onkel aneinander, als ich behauptete, daß England, wenn es zum Kriege käme, todsicher auf der Seite unserer Gegner stehen werde. Prinz Heinrich bestritt dies. So fand ich hier den gleichen Optimismus gegenüber England, der auch den Blick des Reichskanzlers umschleiert hielt, da er bis zum letzten Augenblicke fest und steif an die Neutralität Englands glaubte. Seine Majestät war sich noch zweifelhaft über die Stellung, die England im Falle des Krieges etwa einnehmen würde.

Mein letztes Gespräch über diese Fragen mit dem Reichskanzler von Bethmann Hollweg hatte ich am 3. August im Berliner Schlosse. Es steht wie eingehämmert, scharf und unverrückbar in meiner Erinnerung, denn es hat damals schon, in der eindringlichen Stunde, in die es fiel, einen tief erschütternden Eindruck auf mich gemacht — hat mich an der Schwelle des Krieges noch einmal mit aller letzten, furchtbaren Klarheit erkennen lassen, daß allein in der Kraft des deutschen Heeres unsere Aussicht auf Erfolg liegen könne. —

Ich hatte an jenem 3. August soeben von meinem Vater Abschied genommen, um zur Armee zu reisen. Fahrtbereit stand mein Wagen. Im Begriffe, den kleinen

Garten, der zwischen dem Berliner Schlosse und der Spree sich hinzieht, zu verlassen, traf ich mit dem soeben zum Vortrage bei Seiner Majestät kommenden Kanzler zusammen, und wir verweilten miteinander im Gespräche.

Bethmann: „Kaiserliche Hoheit gehen jetzt zur Front?"

Ich: „Jawohl."

Bethmann: „Wird die Armee es schaffen?"

Ich: „Was eine Armee der Welt schaffen kann, das schaffen wir, aber ich kann es nicht unterlassen, Eure Exzellenz darauf hinzuweisen, daß die politische Konstellation, unter der wir in den Krieg eintreten, die denkbar ungünstigste ist."

Bethmann: „Inwiefern?"

Ich: „Das ist doch klar: Rußland, Frankreich, England auf der Gegenseite, Italien und Rumänien günstigsten Falles neutral — aber auch das ist unwahrscheinlich."

Bethmann: „Das ist ja ausgeschlossen, England bleibt bestimmt neutral!"

Ich: „Eure Exzellenz werden in wenigen Tagen die Kriegserklärung haben. Es bleibt uns jetzt nur noch eines zu tun, Bundesgenossen zu finden. Es muß nach meiner Ansicht alles daran gesetzt werden, um die Türkei und Bulgarien so rasch wie möglich zum Abschlusse von Bündnissen zu bringen."

Bethmann: „Ich würde dies für das größte Unglück für Deutschland halten."

Ich starrte ihn unverstehend an, bis ich den Sinn seiner Worte im Zusammenhang mit dem vorhergegangenen Gespräche erkannte. Bei seiner unbegreiflichen Ideo-

logie meinte er also: wir könnten uns die Freundschaft und sichere Neutralität Englands durch solche Bündnisse verscherzen — eine Freundschaft, einen Neutralitätswillen, die allein in seinem Kopfe bestanden!

Als ich begriffen hatte, war unser Gespräch beendigt. Ich legte die Hand an die Mütze und ging.

Es gab nur eine Hoffnung, gab nur eine Kraft, auf die wir alles setzen mußten: das deutsche Volk in Waffen — das deutsche Heer. Mit ihm konnten wir es vielleicht trotz unserer Diplomaten und trotz dieses bis an die Grenze des Gespenstigen weltfremden Kanzlers schaffen! —

Die unglaubliche Auffassung von unserer politischen Lage, wie sie Herr von Bethmann Hollweg in dem hier wiedergegebenen Gespräche zum Ausdruck brachte, klingt auch in dem Berichte des englischen Botschafters Sir Edward Goschen über seine schon am nächsten Tage erfolgte entscheidende Aussprache mit dem Kanzler auf. Danach hat Herr von Bethmann, nachdem er hier endlich Englands wahres Gesicht vor sich sehen mußte, erschüttert zugegeben: nun sei seine ganze Politik wie ein Kartenhaus zusammengebrochen. —

Ich habe seit jenen verhängnisschweren Sommertagen des Jahres 14 viel über diese Ereignisse nachgedacht, und namentlich hier in der Einsamkeit der Insel haben sie mich immer wieder beschäftigt. Auch die Lektüre all der Blau-, Rot-, Weißbücher der verschiedenen Länder hat mir dazu manchen Fingerzeig über die tatsächlichen Vorgänge in den letzten Wochen vor Kriegsausbruch gegeben. So glaube ich heute mein Urteil schärfer denn je dahin zusammenfassen zu müssen: Die Politik des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg und das Aus-

wärtige Amt haben in diesen schicksalsschweren Tagen noch mehr versagt, als man das nach den vorhergegangenen Jahren befürchten mußte.

Daß bei einem Kriege Österreichs mit Serbien Rußland hinter Serbien und Frankreich hinter Rußland stehen würde, und so fort, das wußte in Deutschland jeder halbwegs politisch denkende Mensch. — Anstatt Österreichs Vorgehen kritisch unter die Lupe zu nehmen und dem Wiener Ballplatze rückhaltlos zu sagen: „Um Serbien führen wir keinen Krieg", tat man, was ich befürchtet hatte: man ließ sich vollends von Österreich ins Schlepptau nehmen. Das ist tatsächlich geschehen, und alle anderen Darstellungen des Auswärtigen Amtes gehen meines Erachtens um den Kern der Sache herum. — Die völlig unverständliche Haltung des Auswärtigen Amtes hat uns bei der Entente in ein ganz falsches Licht gesetzt, und sie behauptet nun, den äußeren Schein als Beweis anführend, wir hätten die Vermittlung Englands abgelehnt, weil wir zum Kriege hätten treiben wollen.

Dabei war dieses Auswärtige Amt so seelenruhig, daß es den Kaiser in dieser Zeit nach Norwegen reisen ließ; der Chef des Generalstabes weilte in Karlsbad, Exzellenz von Tirpitz auf Urlaub im Schwarzwald.

Dank einer unglaublich blinden Führung unserer äußeren Politik sind wir so in den Weltkrieg hineingetapert. So groß war die Beschränktheit der verantwortlichen Stellen — daß man der ganzen Welt unglaubhaft erschien, daß sie solche Einfältigkeit nicht für möglich halten wollte, sie für eine klug gewählte Maske nahm, hinter der sich ein ganz besonders gerissener Plan verbergen mochte!

Als der Kaiser aus Norwegen zurückkam, war es zu spät, noch etwas zu erreichen. Das Schicksal nahm seinen Lauf.

Juni 1920.

Ich habe diese Blätter, auf denen ich bis hierher eine Rückschau auf mein Leben und auf meine engere Umwelt bis zum Kriegsausbruche und zugleich meine Eindrücke und Erinnerungen aus der Vorgeschichte des großen Krieges niedergelegt habe, durch weit über ein halbes Jahr nicht mehr in Händen gehalten. Nicht etwa, weil ich von dem Vorsatze, auch die Erlebnisse des Krieges in gleicher Weise aufzuzeichnen, abgekommen wäre, sondern weil sich mir bei dem Fortschreiten dieser Arbeit bald genug eine Heraushebung gerade dieser über den Rahmen persönlicher Erinnerungen hinaus zu einem Stück Kriegsgeschichte ausgreifenden Teile des Manuskriptes als nötig zu erweisen schien.

So hat meine Arbeit seit den Oktobertagen des verflossenen Jahres bis in den neuen Sommer der Niederschrift der rein militärischen Erlebnisse gegolten, die ich vom Tage des Aufbruches ins Feld ab, während der langen Kriegsjahre als Führer der 5. Armee und als Oberkommandierender der „Heeresgruppe Kronprinz", gemeinsam mit den mir anvertrauten Truppen hatte. Und alles Große, was ich in dieser Zeit erleben durfte, wie alles Schwere, was ich durchrungen und getragen, habe ich gewissenhaft verzeichnet.

Damit ist die Grundlage einer Darstellung der ungeheuren militärischen Leistungen jener Verbände entstanden, deren Männer als Kameraden unter mir und

mit mir im Felde gestanden haben. Eine Darstellung, die mich, je mehr ich mich in sie vertiefte, desto mehr auch dazu verführte, die Fülle des vorhandenen Materials voll auszunutzen; es lockte der Gedanke, meinen getreuen Mitkämpfern hier ein schlichtes Ruhmesdenkmal durch eine sachlich-prunklose Schilderung ihres Weges aufzurichten.

Was ich da als rückschauender Soldat wie eine Rechenschaft über den Inhalt der blutigen und doch unsterblich großen viereinhalb Jahre niederschrieb, will sich zu dem, was ich vorher auf diesen Blättern hier erzählte, nach Art und Form nicht so recht fügen. Es ist militärische Facharbeit in engerem Sinne geworden und soll zu einem geschlossenen Werke eigenen Charakters entwickelt werden.

Diese Erwägungen haben mich dann zu dem Entschluß geführt, die ganze Darstellung der militärischen Unternehmungen und Kämpfe geschlossen aus dem Zusammenhange dieser Aufzeichnungen loszulösen und hier auch weiter, wie bisher, in freien Einzelschilderungen meine eigensten Eindrücke und Erlebnisse zu berühren, Stellung zu nehmen zu den wichtigsten Problemen, die der Krieg um mich her aufgerollt — in die der Niedergang und Zusammenbruch mich mit hineingerissen haben.

Aber ich möchte, ehe ich zu den Bildern dieser schon wieder ferneren Vergangenheit zurückkehre, erst noch von den acht oder neun Monaten reden, die hingegangen sind, seit ich die letzten in dem Manuskript verbliebenen Seiten vollgeschrieben habe. —

Wenn mir damals im letzten Herbst jemand gesagt hätte: du wirst, wenn das neue Jahr, das Frühjahr und

der Sommer kommen, noch immer hier auf der Insel und ferne deiner Heimat sein! — ich würde dem Propheten nicht geglaubt, die Härte des Gedankens kaum ertragen haben. So hat mir die immer rege gebliebene Hoffnung auf eine fortschreitende Gesundung unserer Heimat zu neuer Ordnung und Ruhe, und so hat mir die Arbeit, die ich neben allem anderen, was mir die Tage, Monate und Jahreszeiten brachten, nie auf längere Zeiten unterbrochen habe, auch über diese lange Lebensspanne hinweggeholfen. Auch Freunde, die mich in meiner Einsamkeit besucht haben und die mir etwas wie ein Echo aus der Welt auf meine Insel brachten, haben mir das Los der Abgeschiedenheit erleichtert — weiter die einfachen und guten Menschen hier ringsum, die mich, seit sie auch meine Frau kennen gelernt haben, doppelt gerne mögen — und endlich mein getreuer Kamerad Major von Müldner, der diese Einsamkeit in opferwilliger Hingabe mit mir teilt und immer wieder tausend große und kleine Sorgen und Plagen auf sich nimmt, um sie mir erträglich zu machen.

Wer alles bei mir war? Im Herbst besuchte mich der prächtige Redakteur Prell, ein echter deutscher Mann, der die Niederländische Wochenschrift in Amsterdam leitet, und sein deutsch-amerikanischer Kollege Mr. Rostock, der mir interessante Schilderungen von der amerikanischen Kriegspropaganda gegen Deutschland gab. Ein Propagandabild, das drüben viel „Erfolg" gehabt haben soll, brachte er mir mit: es zeigte mich in altgermanischer Waffenkleidung beim Sturm auf Verdun im Kampf gegen Frauen und Kinder! — Auch Kapitän König, der ruhmvolle Führer der U-Deutschland, sprach

damals auf der Insel vor, der Generalsekretär vom Ministerium des Innern Dr. Kan, dessen verständnisvoller und bei aller Korrektheit des holländischen Staatsbeamten echt menschlicher Fürsorge ich viel verdanke, und der ehemalige Oberpräsident von Ostpreußen und spätere Chef des Zivilkabinettes Seiner Majestät, Exzellenz von Berg, einer der besten, unbeirrt treuen Berater unseres Hauses in Glück und Unglück. Er ist noch aus der fernen Bonner Borussenzeit ein Jugendfreund des Kaisers und einer von den Männern, die dem einsam alternden Manne in Amerongen mit tief menschlichem Verstehen treu geblieben sind.

Trostlos in seiner düsteren Härte hat dann der Winter wieder eingesetzt. Der Tag, an dem sich's jährte, daß ich auf der Insel landete, war so wie jener erste eingehüllt in Grau und Nebel. Wolken, die bleischwer auf der See und auf dem kleinen Eiland lagen, und Stürme, die bei Tag und Nacht über die Deiche weg das armselige Land zerfegten. Da waren ein paar Tage gemeinsamer Arbeit mit dem Major Kurt Anker — meinem klugen und unermüdlich tätigen ehemaligen Nachrichtenoffizier der Heeresgruppe — eine erleichternde Befreiung.

Und kurz vor Weihnachten kam Müller, mein alter Adjutant und Chef meiner Verwaltung, und brachte Weihnachtsgaben aus der Heimat mit. Geschenke von Angehörigen und rührende Zeichen der Liebe von bescheidenen, ungekannten deutschen Menschen. Den deutschen Kindern, die damals zur Pflege und Erholung nach den grausamen Wirkungen der Hungerblockade bei guten Menschen auf der Insel weilten, habe ich dann noch vor dem Feste in dem kleinen Gasthofe „Seeblick" in Ooster-

land eine Weihnachtsfeier mit Lichterbaum, mit allerlei Gaben und alten deutschen Weihnachtsliedern veranstaltet.

Am 23. Dezember war in dem engen Kreise der wenigen treuen Hausbewohner die Feier in der Pastorie — und tags darauf fuhr ich mit Müldner, begleitet von den beiden Herren, die von der holländischen Regierung mit diesem Dienst beauftragt waren, aufs Festland hinüber und weiter nach Amerongen, um dort den Heiligen Abend und die Feiertage im gastlichen Schloß des Grafen Bentinck mit den Eltern zu verbringen. Wenige Monate vorher — im Oktober — hatte ich meinen Vater zum ersten Mal wiedergesehen seit jenem 9. November des vorhergegangenen Jahres, an dem ich, nach schweren Aussprachen und in der sicheren Überzeugung, daß er allen Widerständen zum Trotz beim Heere bleiben werde, in Spa von ihm gegangen war.

Unauswischbar ist mir das Bild, unauslöschlich in meinem Ohr der Klang der Stimme, wie er jetzt an dem Heiligen Abend im silbergrau gewordenen Haar, im Widerschein der vielen Lichter vor dem hohen schwarzgrünen Baume stand und uns das Weihnachtsevangelium las: „— Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Am siebenundzwanzigsten fuhr ich nach Wieringen zurück. —

Es kam das neue Jahr — und seine Tage glichen den Tagen des versunkenen Jahres. Friede auf Erden? — Haß und Rachsucht nur wilder noch als je vorher! Der ungebrochene Vernichtungswille Frankreichs, das uns die Verlogenheit seiner Kriegsschuldthesen nicht verzei-

hen kann. Die Zeitungen wieder voll hetzender Glossen zur Auslieferungsfrage. Dazwischen, als Humor für mich, wilde Gerüchte über meine bevorstehende oder schon erfolgte Flucht im Flugzeug, Unterseeboot, und weiß Gott wie sonst. Einmal erschienen doch wahrhaftig zwei amerikanische Journalisten in dem Häuschen und baten, sich durch Augenschein von meinem Vorhandensein überzeugen zu dürfen. Ich habe ihnen diesen Wunsch gerne erfüllt. — Zu Anfang Februar wurde dann die „offizielle Auslieferungsliste" bekannt: neunhundert Namen etwa — und der meine an der Spitze. Damals zum ersten, einzigen Male bin ich aus der Zurückhaltung meines Lebens auf der Insel herausgetreten und habe mich in einem Telegramm an die interalliierten Mächte gewendet und mich freiwillig für die übrigen angeforderten Männer zur Verfügung gestellt. Dieser aus einem einfachen Antrieb meines Empfindens getane Schritt — auf den übrigens niemals eine Antwort von irgend einer der Mächte erfolgte — ist in der Heimat wie im Auslande vielfach mißverstanden worden.

Hatte ich bis in den Monat März hinein auf Grund der Nachrichten in den verschiedenen Tagesblättern in der Hoffnung gelebt, daß unsere Heimat trotz aller nachwirkenden Fieberschauer der Revolution und trotz aller ungelösten Parteigegensätze auf dem Wege zu einer inneren Beruhigung und Festigung wäre, so brach dieser gute Glaube nun mit den Berichten über das Kappunternehmen und seine schwerwiegenden Folgen zusammen. Über den Schmerz an diesem Rückfall in blutige Unruhen hinaus bedeutete der Zwischenfall für mich eine bitter harte Enttäuschung meiner bis hierher bestehenden

Aussichten, daß ich es vielleicht in nicht zu ferner Zeit würde wagen können, meinen Platz in meiner Familie und auf meinem deutschen Grund und Boden wieder einzunehmen, ohne daß durch mein Kommen neuer Zündstoff in das Vaterland getragen würde. Die Vorgänge hatten gezeigt, daß die rechte Stunde zur Heimkehr noch nicht gekommen war — daß sie vielleicht noch in weiter Ferne lag. Wie nun die geistige Verfassung der Heimat sich offenbart hatte, mußte ich fürchten, zum Zankapfel der gegnerischen Parteien zu werden, mußte ich besorgen, daß meine Rückkehr, und wenn ich selbst mich jeder politischen Stellungnahme auch noch so ferne hielt, ohne Rücksicht auf meinen Willen von der einen oder anderen Richtung zur Parole neuer Kämpfe für oder gegen bestehende Zustände gemacht werden würde. Die Gründe, die für mich an jenem 11. November 1918 entscheidend gewesen waren, an dem ich mich mit schwerem Herzen zur Fahrt nach Holland entschlossen hatte, erwiesen sich als noch nicht überwunden — ich mußte also, wenn ich den Sinn meines Opfers von damals erfüllen und dieses nicht durch ein Versagen auf halbem Wege entwerten wollte, weiter warten und harren.

Ich gebe offen zu, daß die Märztage, in denen ich mich durch schwere Bitterkeiten zu diesem Erkennen durchgerungen habe, zu den härtesten Prüfungszeiten meines Lebens gehören. Die fünfzehn Monate, die ich bis dahin auf meiner Insel in der primitivsten Umwelt, ferne aller geistigen Anregung und Kultur verbracht hatte, waren mir erträglich geworden, weil ich das Ende dieser Einsamkeit, den Wiedereintritt in den Kreis der Meinigen und in das deutsche Arbeitsleben jederzeit als ein

nicht mehr allzufernes Ziel vor mir zu sehen glaubte. Als ein Ziel, das in wenigen Monaten vielleicht erreichbar war. — Dieser offene Blick ins Freie hat mich auch wahrhaft Hartes mit gutem Mute tragen lassen, und der Gedanke: Nur noch eine kurze Weile! war der beste Trost. Alles gewann dadurch das Wesen des Vorübergehenden und Provisorischen.

Es wäre eine törichte Selbsttäuschung gewesen, wenn ich versucht hätte, mir diesen Trost über die Märztage hinaus zu erhalten. Was da an alten Wunden aufs neue aufgerissen worden war, das konnte nicht in Monaten vernarben — das brauchte Jahr und Tag zur Heilung — vielleicht länger.

Seltsam, wie kleine, scheinbar äußerliche Hilfen der Natur uns oft in schweren seelischen Konflikten, mit denen wir durch viele Tage, viele Nächte ringen, in Augenblicken Kraft zur Klarheit und zur Überwindung dieser Qualen geben! Ganz deutlich sehe ich den späten Märztag noch, spüre noch, wenn ich daran denke, den herben Geruch des Seewindes und den Dunst der im ersten Vorfrühlingsschein erwachenden Erde. Aus dem Arbeitszimmer in meiner Pastorie geht es nach rückwärts durch eine kleine und im Winter eisig kalte Veranda in den schmalen, langgestreckten Gemüsegarten. Ein richtiges Handtuch. An diesem Tage war die Verandatüre weit offen, und ich stand in ihr und sah in suchenden Gedanken über das kleine nachwinterlich verkommene Gärtchen hin, in dem wir auch im Vorjahr alles, was etwa grünen wollte, hatten wachsen und wildern lassen, wie es eben wuchs: wozu? — man war in einem Vierteljahr ja doch wohl nicht mehr hier! Jetzt aber vor

den wirren, ungepflegten Beeten, vor dem Gestrüpp der Sträucher und vor den von Schnee und Regen verwaschenen Wegen spürte ich plötzlich den drängenden Wunsch, auch hier zu schaffen. Neben dem rohen Bretterverschlage, der als Hundezwinger sich an das Haus anschließt, lehnte ein Spaten. Mit einer heißen Arbeitslust habe ich den ergriffen und habe umzugraben begonnen. Weiter — immer weiter; bis das Kreuz mich schmerzte. Eine Befreiung von inneren Lasten sind mir die Spatenstiche dieser Stunde gewesen: Nicht in unfruchtbarem Zuwarten die Zeit bis zur Heimkehr verrinnen lassen! Nach dem Ziele der Wünsche und Sehnsucht streben — aber sich abfinden mit der Härte der Tage und sie so leben, daß auch sie erfüllt sind und in die Zukunft wirken! — Seitdem habe ich täglich in unserem kleinen Garten gearbeitet. Es ist Ordnung in ihn gekommen. Einer wird seine Früchte ernten — ich oder ein anderer.

Das waren die Tage des Kapp-Putsches gewesen. Ich muß zu dieser unglückseligen Episode noch etwas sagen. Ich würde mein Empfinden und würde meine tiefe Überzeugung, nach der eine über den Gegensätzen der Parteien stehende monarchische Regierung den besonderen, innerpolitisch so vielfältig aufgesplitterten Verhältnissen unserer Heimat — des deutschen Landes und der deutschen Menschen — am besten entspricht, verleugnen, wenn ich nicht offen ausspräche, daß ich die Versuchungen und Lockungen verstehen kann, die so viele bewährte, vortreffliche und sicher von idealer Gesinnung geleitete Männer in dieses abwegige Unternehmen verstrickten. Daß nicht zugleich ein genügend klares Ver-

ständnis für die nach dem Zusammenbruche gewordene Lage ihnen die Kraft gab, diesen Versuchungen zu widerstehen, bedaure ich tief. Mit Tatsachen zu rechnen, auch wenn die Tatsachen unseren Wunschbildern nicht entsprechen, ist für uns Deutsche heute nötiger denn je, weil uns als erste und wichtigste Pflicht gegen uns selbst und gegen jene, die nach uns kommen werden, zunächst der Wiederaufbau unseres niedergebrochenen Hauses vorgeschrieben ist, weil jede Kraft, die sich im Streben nach anderen Zielen verzettelt, diesem Notwendigsten verloren geht und entgegenwirkt. Steht das Haus erst wieder groß und fest auf unserem Heimatboden, dann wird am Stolz auf das Geschaffene auch unser krank gewordenes deutsches Nationalgefühl wieder erstarken! — —

Was bleibt noch zu berichten? Es ist sachte Frühling — mein zweiter Frühling auf der Insel — geworden. Die Eltern sind auf ihren neuen Wohnsitz übergesiedelt.

In den im Spätherbst 1919 erschienenen „Records", seinem Memoirenwerke von rückhaltloser Offenheit, sagt Lord Fisher:

»The Essence of War is Violence.
Moderation in War is Imbecility.«

Auf gut deutsch:

„Das Wesen des Krieges ist Gewalttätigkeit.
Beschränkung im Kriege ist Dummheit."

Und weiter: „Es ist Pflicht der Regierung, und zwar jeder Regierung, sich in weitem Maße auf die Ratschläge der Militär- und Marinesachverständigen zu verlassen, aber auf die Dauer muß eine Regierung, die

ihren Namen verdient und die vom Vertrauen des Volkes getragen wird, alle diese Fragen in ein bestimmtes proportionales Verhältnis bringen, und manchmal wird es nicht nur besser, sondern unbedingt erforderlich sein, Wagnisse auf sich und Gefahren in Kauf zu nehmen, denen man mit Befolgung der Ratschläge der Militär- und Marinesachverständigen wohl aus dem Wege gehen könnte."

Erkennen wir diese Sätze des Lord Fisher als richtig an — und ich für meine Person stehe nicht an, mich hier zu ihnen zu bekennen — so ergibt sich hieraus eine herbe Kritik des Verhaltens unserer Reichsregierung, denn es hat während des ganzen Krieges ein solches Zusammenarbeiten zwischen ihr und der Obersten Heeresleitung, vor allem aber ein solches Übergewicht der Regierung niemals bestanden. Die Reichsregierung, die in allen das politische Gebiet berührenden Fragen das letzte und entscheidende Wort hätte sprechen müssen, hat eine viel zu passive Rolle gespielt. In den kritischen Augenblicken, in denen die Ereignisse nach Entscheidungen, nach Handlungen und Taten schrieen, geschah von ihr aus meist wenig oder garnichts. Allenfalls „pflog sie Erwägungen", „stellte Erhebungen an", schwankte zwischen dem „Allerdings" der Einsicht und dem „Immerhin aber" ihrer eigenen Angst vor jeder Bewegung — und ließ die rechten Augenblicke ungenutzt verstreichen. So kam es — was jetzt den Hauptpunkt aller Vorwürfe gegen General Ludendorff ausmacht — daß die O.H.L. zeitweise mehr in Probleme der äußeren oder inneren Politik eingriff — eingreifen mußte! — als ihr nach der sachlichen Abgrenzung ihres Arbeitsfeldes eigent-

lich zustand. Sie tat es notgedrungen, tat es, damit zur Lösung der drängenden Fragen nur überhaupt etwas geschehe und die Dinge nicht ganz und gar im Sande verliefen und einschliefen.

Wenn man also in der breiten Öffentlichkeit dem General Ludendorff den Vorwurf gemacht hat, und immer noch macht, daß er wie ein Diktator geherrscht habe, indem er sich in alle Fragen der Politik, in die Probleme des Ersatzes, der Ernährungs-, Rohstoff- und Arbeiterangelegenheiten mischte, so wird der Kenner der tatsächlichen Umstände und Vorgänge einen Kern von Wahrheit, der in einer solchen Behauptung liegt, kaum bestreiten. Er wird nur immer wieder darauf verweisen müssen, daß General Ludendorff zum Eingreifen gezwungen war durch die Tatlosigkeit und Schwäche der Behörden und Persönlichkeiten, die von Rechts und Pflicht wegen zur Erfüllung der auf den erwähnten Gebieten erwachsenen Aufgaben berufen waren. Ich konnte ihm nicht widersprechen, wenn er mir mehrmals sagte: „Das alles ist ja garnicht meine Sache, aber gemacht muß doch etwas werden — und wenn ich es nicht tue, geschieht zu Hause (d. h. von seiten der Regierung) doch nichts!" Mein Herz hat in solchen Augenblicken den tatkräftigen und verantwortungsfreudigen Mann wohl verstanden, wenngleich mein Verstand mir sagte, daß sich hier allzuviel auf diese Schultern türmte. — Jede Arbeitskraft hat ihre natürlichen Grenzen, und mehr als vierundzwanzig Stunden ergibt kein Tag. So mußte es denn ausgeschlossen sein, daß ein Mann, und wenn er auf seinem ureigenen Felde unser Bester und darüber hinaus auch noch so reich begabt war, neben

dem ungeheuren Apparate der Obersten Heeresführung gleichzeitig auch noch alle Gebiete der Wirtschaftsfragen, der inneren und äußeren Politik übersehen und beherrschen konnte. Der Zwang, sich auf eine solche übermächtige Aufgabe einzustellen, mußte selbst die stärkste Persönlichkeit zu einer Zersplitterung ihrer Kräfte führen. —

Der ungünstige Ausgang der Marneschlacht im September 1914 hatte uns das Schlieffensche, nach ihm von Moltke übernommene Kriegsprogramm — schnelle Niederwerfung Frankreichs, dann Abrechnung mit Rußland — verdorben. Daß wir jetzt vor einem Kriege von nicht absehbarer Dauer standen, schien wahrscheinlich, und ich persönlich habe bald darauf schon — im Jahre 1915 — die Einsicht gewonnen, daß die Zeit im Falle einer übermäßigen Ausdehnung des Krieges für unsere Gegner und gegen uns wirksam sein müsse. Sie mußte ihnen die Möglichkeit geben, eine ihnen als Hinterland ihrer Fronten offenstehende Welt mit all ihren unermeßlichen Kraftquellen zu mobilisieren und gegen uns heranzuführen, und mußte unser umschlossenes Mitteleuropa auf den Verbrauch seiner durch keinerlei planmäßige Vorkriegsvorsorge gehobenen Bestände an Material aller Art beschränken. Sie mußte den Gegnern Gelegenheit gewähren, Riesenheere aufzustellen und damit die Ansprüche an die Leistung ihrer einzelnen Kämpfer auf ein Mindestmaß herabzusetzen — und sie mußte uns zwingen, von jedem deutschen Manne die Hingabe des Letzten weit über Menschenkraft hinaus zu fordern, uns endlich an der Ungleichheit der Bedingungen hüben und drüben erschöpfen!

Von dem Augenblick der Erkenntnis dieser Lage an

wäre es Pflicht und Aufgabe des leitenden Staatsmannes, des Reichskanzlers gewesen, bis zu einem gewissen Grade unabhängig von den Plänen und Ansichten der militärischen Führung, dauernd auf politische Schritte zur Beendigung des Krieges zu sinnen, Fühler auszustrecken, Verbindungen hinter den Kulissen des Kampfes zu suchen und auszuwerten. Mochten die Waffen noch so glänzende Augenblickserfolge bringen, der weitschauende Politiker konnte und mußte diese wohl als Tritte und Griffe für sein Vorwärtskommen nutzen, er durfte sich aber nicht von ihnen blenden lassen. Er durfte nicht der O.H.L. gegenüber den Standpunkt einnehmen: Macht ihr erst eure Arbeit zu Ende, nachher komme ich an die Reihe, vorläufig ist für mich nichts zu tun.

Ich möchte nicht ungerecht gegen den zweifellos guten Willen unseres ersten Kriegskanzlers werden, und so komme ich zu der Frage: War Herrn von Bethmanns Energie denn überhaupt noch fähig zu starkem Wollen und starkem Wagen? Hatte er den furchtbaren Zusammenbruch seiner England-Theorie und hatte er das Harakiri seiner Reichstagserklärung vom 4. August 1914 als seelisch intakter Mann überlebt? Jedenfalls blieb unser politisches Schicksal weiter diesen in mißlungenen Unternehmen unsicher gewordenen Händen, diesen müde und resignierend ausblickenden Augen anvertraut. — Unvergeßlich stellt sich, wenn ich Bethmann Hollwegs Energetik suche, eine Episode vor mich hin, die mir ein Hamburger Großreeder im Sommer 1915 mit aller Bürgschaft für die Wahrhaftigkeit des Vorganges erzählte: Ballin sei beim Reichskanzler gewesen und habe dem

eindringlich und aus seiner breiten Kenntnis der Weltlage über die Situation gesprochen. Als er geschwiegen, habe Bethmann aus tiefer Versunkenheit geseufzt, sich über die Stirne gestrichen und gesagt: „Am liebsten wäre ich tot — —" Und Ballin, um ihn aus dieser Lethargie zu reißen, mit dem Versuch zu lachen, im Sinn der alten Kasernenhofanekdote: „Ja — das könnte Ihnen so passen: den ganzen lieben Tag im Sarge liegen und zusehen, wie sich die anderen quälen müssen!" —

Ganz gewiß wäre es keine leichte und keine für dieses entmutigte Herz erfüllbare Aufgabe gewesen, einen unserer Gegner vom Verbande abzusprengen und mit ihm zu einer Sonderverständigung zu kommen; daß es aber, wie man im Auswärtigen Amte annahm, zwecklos gewesen wäre, einen ernstlichen Versuch dazu zu machen, habe ich während des Krieges nicht einsehen können, und das sehe ich auch heute noch nicht ein.

In Frage gekommen für einen Sonderfrieden wäre nach meiner Ansicht vor allem Rußland. Vielleicht schon im Frühsommer 1915 nach unserem siegreichen Durchbruch bei Gorlice — obwohl die Schwierigkeiten für Verhandlungen mit Rußland damals noch sehr groß waren. Nikolai Nikolajewitsch und die gesamte russische Kriegspartei waren noch am Ruder, das Ententeabkommen gegen jeden Sonderfrieden war noch sehr frisch, und endlich war der Eintritt Italiens in den Krieg gegen uns Ende Mai erfolgt. Bei alldem aber war nicht abzusehen, wie Rußland sich zu einem Vorschlage unsererseits gestellt hätte, der ihm die Grenzen vom 1. August 1914 und vielleicht eine große finanzielle Anleihe oder auch die Übernahme aller seiner

finanziellen Verpflichtungen gegen Frankreich angeboten hätte.

Ausgesprochen für ein Sonderabkommen mit Rußland aber war die Lage, als im Hochsommer 1915 Rußland militärisch arg in der Klemme war und der Zar den anerkannt deutschfreundlichen Stürmer zum Ministerpräsidenten ernannte. Ich hielt das damals für ein unverkennbares Zeichen der Geneigtheit zu etwaigen Verhandlungen und drang in unsere leitenden Persönlichkeiten, diese Handhabe zu ergreifen. Es sind denn in der Tat im Laufe des Sommers und Frühherbstes reichlich Besprechungen allgemeiner Art geführt und Bedingungen erwogen worden — aber das blieben schließlich Privatunterhaltungen deutscher Diplomaten untereinander oder Fühlungnahmen zwischen diesen und der O.H.L. Praktische Folgerungen, die sich in der Aufnahme von Beziehungen zu Stürmer ausgewirkt hätten, sind nicht geboren worden. Es blieb bei leeren Wehen, bei allgemeinen tatlosen Klagen darüber, daß aller und jeder Draht zu den respektiven Herren jenseits der Fronten mit dem Kriege so völlig abgerissen sei — daß man zusammen nicht kommen könne: das Wasser sei viel zu tief. —

Wenn man mir gegen diese Ausführungen einwenden will, daß es verhältnismäßig einfach sei, jetzt nach dem Verluste des Krieges aufzutreten und zu behaupten: „Ich hab's ja immer gesagt!" und „Wenn man mich gehört und mir gefolgt hätte, so wäre es vielleicht anders gekommen!", so will ich mich solchen an sich nicht ungerechtfertigten Einwürfen gegenüber durch die Mitteilung einiger Gedanken und Anregungen aus einer Denkschrift

ausweisen, die ich zu einer Zeit, in der sie noch wirken und fruchtbar werden konnten, am 18. Dezember 1915, aufgesetzt und allen in Frage kommenden Stellen zugänglich gemacht habe. Ich vertrat in dieser Denkschrift die Auffassung, daß mit allen Mitteln auf die Erreichung eines Sonderfriedens mit einem unserer Gegner gesonnen und gearbeitet werden müsse. Rußland schien mir hierzu am meisten geeignet. Am Schluß dieser Denkschrift hieß es damals wörtlich:

„Was unser Volk in diesem Kriege geleistet hat, das wird erst die spätere Geschichtschreibung in vollem Umfange zu würdigen wissen. Wir wollen uns aber keiner billigen Selbsttäuschung hingeben. Die Blutopfer, die das deutsche Volk bisher gebracht hat, sind bereits jetzt enorm ... Es ist nicht meines Amtes, hier die Verlustzahlen aufzustellen, nur sollte uns eine Reihe ernster Anzeichen zum Nachdenken anregen, wie lange unsere Lücken im Heere noch geschlossen werden können. Es ist mir wohl bewußt, daß, wenn wir, wie die Franzosen, unsere Volkskraft restlos ausschöpfen würden, der Krieg noch recht lange geführt werden könnte. Dies sollte aber gerade vermieden werden. Jeder, der mit der Front in enger Fühlung lebt, wird schon jetzt oft tief traurig, wenn er die Kinder sieht, die in die Gräben wandern müssen. Wir sollten daran denken, daß Deutschland auch nach dem Kriege noch genügend Kräfte übrig behält, um seine Mission zu erfüllen. Von den finanziellen Verhältnissen soll hier garnicht gesprochen werden, weil ich nicht in der Lage bin, über diese Frage ein kompetentes Urteil abzugeben. Wirtschaftlich hat sich Deutschland großartig den Kriegs-

zeiten angepaßt, und dennoch muß auch hier der Wunsch bestehen, daß der Krieg nicht unnötig in die Länge gezogen wird, da sonst zu große Werte verloren gehen. Auch die trotz aller guten Maßregeln der Regierung dauernd steigende Teuerung der Lebenshaltung der armen Bevölkerungsklassen, die große Futternot auf dem Lande und was damit in Zusammenhang steht, lassen eine Abkürzung des Krieges sehr erwünscht erscheinen. Somit liegt die Beantwortung der Frage: was können wir erreichen? einfach so:

Bekommen wir einen Sonderfrieden mit Rußland, so können wir im Westen reinen Tisch machen. Ist dies aber nicht möglich, so müssen wir versuchen, eine Verständigung mit England herbeizuführen . . .

Nur auf diesen beiden Wegen ist meines Erachtens ein Ende abzusehen, und ein Ende muß abzusehen sein, wollen wir nicht unser Vaterland bis zur gänzlichen Erschöpfung weiter kämpfen lassen.

Gerade unsere momentane günstige Lage ermöglicht es uns, im angedeuteten Sinne zu verfahren." —

Das also habe ich vor Weihnachten 1915 geschrieben und geraten — es hat nicht mehr genutzt, als wenn ich's in den Wind gerufen hätte. Ein ähnliches Spiel wiederholte sich im folgenden Jahre, und es wurde Herbst 1916, bevor der Reichskanzler mit seinen Erwägungen bis zu der Erklärung gereift war, daß von Aussichten auf einen Sonderfrieden mit Rußland nicht die Rede sein könne: Rußland hänge am Diktate Englands, und England wirke auf Fortsetzung des Krieges. Inzwischen hatten wir es allerdings zu einer Errungen-

schaft gebracht, die jede gütliche Verständigung mit dem zaristischen Rußland ausschließen mußte: wir hatten das Königreich Polen geschaffen und im Hochsommer 1916 ein polnisches Programm aufgestellt, das auf den Zaren und auf ganz Rußland wie ein Schlag ins Gesicht wirken mußte. Stürmer fiel, und im Vorfrühling 1917 fiel unter den anprallenden Wogen der von der Entente geförderten Revolution auch der Zar. Die Ostfront war in den Monaten, die dem Ausbruch des russischen Umsturzes folgten, ruhig, und erst am letzten Juni setzten die Russen mit dem zweiten Brussilow-Angriff ein, den unser zwei Wochen später vorgetragener Gegenangriff und Durchstoß westlich Tarnopol zu einem großen Siege über das in Zersetzung befindliche Heer gestaltete. Etwa zur gleichen Zeit, am 12. Juli, erfolgte endlich Bethmanns Rücktritt. Den in der Hauptsache richtigen Mitteilungen, die der Kanzler selbst im zweiten Bande seiner „Betrachtungen" über meine Stellung in den bezüglichen Vorgängen gibt, habe ich Wesentliches nicht hinzuzufügen. — Herr Michaelis, ein politisch ungeprüfter Mann, über dessen Können oder Versagen damals niemand so recht ein überzeugendes Urteil hatte, übernahm das Erbe. Soviel ich damals hörte, war Exzellenz von Valentini, als er — „Ein Königreich für einen Kanzler!" — händeringend nach einer ihm geeignet erscheinenden Persönlichkeit suchte, auf den im Rahmen seines bisherigen Arbeitsfeldes sicher hochverdienten Beamten verfallen.

Ich selbst habe Herrn Dr. Michaelis, den ich bis dahin nicht kannte, den man mir aber als besonders tüchtig und gewissermaßen als ein stilles aber tiefes Wasser ge-

rühmt hatte, in jenen Julitagen des Jahres 1917, in denen ich auf Befehl Seiner Majestät im Zusammenhange der Bethmann-Krise mit den Parteiführern in Berlin verhandelte, im Schloß Bellevue unmittelbar vor seiner Präsentation bei Seiner Majestät zum erstenmal gesehen und gesprochen. Die Unterredung bewegte sich um die brennenden Fragen der durch den im Reichstagsausschuß erfolgten Vorstoß des Abgeordneten Erzberger geschaffenen Lage und mehr noch um den üblen Eindruck, den die in Form und Inhalt so unpolitisch, unklug und plump aufgezogene und daher unsere Interessen schwer schädigende Friedensresolution auf die Gegner machte. Statt als der Ausdruck ehrlichen Friedenswillens eines ungebrochenen Kämpfers mußte diese Kundgebung als ein Zeichen unserer militärischen Schwäche und schwindender Widerstandsfähigkeit erscheinen. Als Folgen konnte nur das Gegenteil der bezweckten Wirkung erwartet werden. — Ich fand Michaelis in der Hauptsache durchaus meiner Ansicht — konnte ihn zu einer Aufdeckung seiner eigenen Ideen in dieser kurzen Zwiesprache allerdings nicht recht bewegen und so auch kein Bild davon gewinnen, welche Pläne er zur Meisterung der überaus schweren Aufgabe, die ihm nach Herrn von Bethmanns Scheiden als Erbe zufallen sollte, in der Tasche trug. Nur daß hier beste Gesinnung und guter Wille zu einem gottesfürchtigen Vertrauen kamen, ließ sich erkennen. Das war nicht gerade viel, aber ich sagte mir: er steht vor seiner Audienz bei Seiner Majestät, er kennt deine Abwehrstellung gegen die bisherige Politik, weiß nicht, wie weit er zu dir reden darf — und man muß eben sehen.

Jedenfalls schien mir der Kanzlerwechsel der rechte Augenblick zu sein, um noch einmal den Versuch zu wagen, meine Stimme, meine Auffassung der Dinge den entscheidenden Stellen zu Gehör zu bringen. Mich trieb dazu, nach aller Kritik, die ich an Herrn von Bethmann Hollwegs Regierung stets geübt hatte, die Überzeugung, daß sich ein Urteil über ein System, das nun mit Bethmanns Ausscheiden zu einem gewissen äußeren Abschluß gekommen war, nicht in Ablehnung und Negation erschöpfen dürfe; daß, wer für sich das Recht der Kritik einer Leistung in Anspruch nimmt, damit auch die Pflicht trägt, Vorschläge für einen besseren Weg zu machen und vor Gegenwart und Zukunft zu vertreten.

So habe ich in jenen Sommertagen 1917, während derer wir in Rußland kämpften, eine weitere Denkschrift ausgearbeitet und gleichzeitig dem Kaiser, dem Reichskanzler und der O.H.L. eingereicht. Sie ist entstanden in Tagen, in denen ich als Führer meiner Heeresgruppe auf einen soeben bestandenen breiten Abwehrsieg an der Aisne und in der Champagne gegen eine Durchbruchsoffensive von neunundsiebzig französischen Divisionen zurückblicken konnte — und ich will das Urteil darüber, ob in ihr nun der „Kriegsfanatiker" und „Sieger" sich zum Worte meldet, oder ob sie ein Zeugnis meines Willens zum ehrenvollen Frieden ist, gerne der Allgemeinheit überlassen. Ich setze die hauptsächlichen Ausführungen dieser nach einer Unterredung mit dem klugen, politisch weitsichtigen Dr. Viktor Naumann entstandenen Denkschrift hierher, obwohl erst jene Abschnitte, die sich auf die auswärtige Politik beziehen, für

meine Stellung zur Ostfriedensfrage Bedeutung haben, weil sie in ihrem Zusammenhange meine damalige Haltung auch zu mancher anderen kriegswichtigen Frage zeigt:

„Der Wechsel in der Reichsleitung, mit der zugleich eine neue Ära deutscher und preußischer Politik beginnen soll, wird es als eine natürliche Folge mit sich bringen, daß man die Bilanz aus der Vergangenheit ziehen muß, um nach ihrer Feststellung den Plan für die Zukunft auf einigermaßen sicherer Grundlage überhaupt entwerfen zu können. Meines Erachtens muß daher zunächst Aufklärung über folgende Punkte geschaffen werden:

1. Wie groß ist unser Vorrat an Rohmaterial aller Art?

2. Welches Höchstmaß der Verarbeitung dieses Materials ist möglich?

3. Wie groß ist unser Vorrat an Kohle?

4. Wie der an Nahrungs- und Futtermitteln?

5. Wie steht es mit den Transportverhältnissen?

Hat man alles dies festgestellt, so wird man weiterhin sich darüber Klarheit zu verschaffen haben, wieviel zum Militärdienst verwendbare Reserven Deutschland im kommenden Jahr einziehen und ausbilden kann, ohne hierdurch seine durchaus notwendige wirtschaftliche Arbeitskraft zu gefährden.

Doch auch hiermit ist der Abschluß dieser Bilanz noch nicht beendet.

Wir müssen auch den moralischen Wert noch einsetzen, die Stimmung unseres Volkes, und bei ihrer Prüfung wird es sich voraussichtlich ergeben, ja man kann wohl

‚gewiß‘ sagen, daß die Friedenssehnsucht in den weiteren Schichten der Bevölkerung eine recht starke geworden ist.

Die ungeheuren Blutopfer des nunmehr drei Jahre andauernden Krieges, die fast ausnahmslos jedes deutsche Haus und jede deutsche Familie in Trauer versetzt haben, die Aussicht, daß neue schwere Verluste an kostbarsten Menschenleben zu erwarten stehen, die Gemütsdepression, die durch Entbehrung aller und jeder Art erzeugt und genährt wird, die Ernährungs- und Kohlennot, alles dies zusammengenommen hat eine Unlust in weiten Volksschichten, und zwar nicht etwa nur in sozialdemokratischen, erzeugt, die für die Fortführung des Kampfes ebenso erschwerend ist, wie sie zersetzend auf den monarchischen Gedanken gewirkt hat.

Rechnet man hinzu, daß die bestimmte Hoffnung auf schnelle Beendigung des U-Bootkrieges sich nicht erfüllt hat, so wird man sich über die ernsten Stimmungen kaum wundern dürfen. Genau die gleiche Aufstellung wie für uns selbst müssen wir nach dem besten uns zugänglichen Material für den Bestand bei unseren Bundesgenossen vornehmen, denn nur auf diese Weise erfahren wir, was wir überhaupt zu erwarten haben und daher leisten können.

Ist für uns und unsere Bundesgenossen die Antwort auf die bezeichneten Fragen gefunden, so werden wir uns einen annähernd richtigen Einblick in die Machtmittel und Reserven unserer Gegner zu verschaffen haben. — — Man darf aber schon heute, ohne als Schwarzseher verschrieen zu werden, es rund heraus sagen, daß ein Vergleich beider Aufstellungen, der

unseren und der gegnerischen, kaum zu unseren Gunsten ausschlagen wird. —

Die natürliche Folge davon ist, daß selbst im besten Falle an eine Offensive nicht mehr gedacht werden darf, sondern nur an ein möglichstes Halten der Stellung bei intensiver Fortführung des U-Bootkrieges für eine gewisse Zeit.

Ist sie verstrichen und keine Hoffnung auf Beendigung des Kampfes eingetreten, so müssen wir den Frieden suchen, den unsere Diplomatie in der Zwischenzeit schon vorzubereiten hat.

Dies zu tun, ist um so mehr unsere Pflicht, als wir es uns selbst sagen können, daß unser größter Bundesgenosse, Österreich-Ungarn, gezwungen durch seine wirtschaftlichen, noch mehr durch seine innerpolitischen Verhältnisse, über eine sehr gemessene Frist hinaus den Krieg nicht mehr fortzuführen vermag. — — —

Ich brauche wohl garnicht erst zu erwähnen, daß auch in der Türkei die Verhältnisse nicht allzu rosig sind. —

Nun verkenne ich durchaus nicht: auch unsere Gegner befinden sich in einer sehr schlechten Lage, und auch in ihren Reihen scheut man den Winterfeldzug aufs äußerste, jedoch haben zwei Momente in letzter Zeit einen gewissen Umschwung der Stimmung hervorgerufen.

Zunächst der Eintritt Amerikas in den Streit und die dadurch wachgerufenen Hoffnungen, dann aber die vorschnelle Handlung des Deutschen Reichstags (Friedensresolution), die im feindlichen wie im neutralen Ausland als unsere glatte Bankerotterklärung angesehen worden ist. Heute glaubt man in London und Paris, ja selbst in Rom, abwarten zu können, weil die Frage

unserer Waffenstreckung nur noch als eine zeitliche erscheint. — —

Was haben wir nun zu tun, um mit Ehren und möglichst mit Erfolg trotz alledem zu bestehen?

Zunächst, was sollen wir im Innern tun?

Innehaltung der Trennungslinien zwischen den einzelnen Reichsämtern, ohne die Gemeinsamkeit des Handelns aus dem Auge zu verlieren.

Trägt daher auch der leitende Staatsmann die volle Verantwortung für die innere und äußere Politik, so ist andererseits ein gedeihliches Zusammenarbeiten mit der O.H.L., dem Admiralstab usw. unerläßlich. Auch die großen Bundesstaaten müssen auf dem Laufenden gehalten werden.

Ernste Sorge bleibt nach wie vor die Regelung der Kohlen- und Ernährungsfrage.

Äußere Politik. Auch hier kann nur ein Wille herrschen, gestützt auf die gegenseitigen offenen Informationen der leitenden Stellen, Auswärtiges Amt, O.H.L., Admiralstab.

Offenheit gegen unsere Bundesgenossen muß uns Pflicht werden. Soweit es irgend angängig ist, haben wir die Neutralen zu schonen und ihren Wünschen entgegenzukommen. —

Jeder Gedanke des Friedensuchens über England ist aufzugeben, und zielbewußt muß auf den russischen Frieden hingearbeitet werden.

Es besteht die Hoffnung, daß nach dem Abschlagen der jetzigen Offensive ein Stimmungswechsel in Rußland eintreten wird; dann heißt es, den richtigen Zeitpunkt erfassen.

Wir können auch die Neutralen verständigen, daß wir im wesentlichen einen Frieden auf dem status quo

haben wollen; sie werden das der anderen Seite mitteilen, zugleich müssen wir durch gewandte Unterhändler die Russen bearbeiten.

Es ist fast sicher anzunehmen, daß der Westen ablehnt, dagegen steht zu hoffen, daß Rußland dann für sich den Frieden sucht. In dem Fall haben wir eine Situation geschaffen, die England, das schon unter der U-Bootnot stöhnt, zweifelhaft stimmen wird, ob es und seine Verbündeten noch weiter kämpfen sollen oder in absehbarer Zeit in Unterhandlung mit uns eintreten müssen.

Sollte jedoch Rußland nicht nachgeben, so können wir dann vor unser Volk hintreten und sagen: Wir haben alles getan, den Frieden herbeizuführen. Die Gegner — das ist nunmehr bewiesen — wollen uns aber vernichten, also müssen wir den letzten Nerv anspannen, ihren Plan zu vereiteln. — Vielleicht bringt ein solches Handeln uns ungeahnte Hilfe aus unserem Volke heraus. Unter allen Umständen ist es daher unsere Pflicht, auf einen nicht zu fernen Frieden hinzuarbeiten, denn haben die U-Boote innerhalb der nächsten Monate England nicht zur Einsicht gebracht, so nützt ihr ferneres Wirken nicht mehr in dem gleichen Maß wie zuvor.

Die Not wird bei uns steigen, die Auffüllung der Mannschaftsreserven bei uns von Tag zu Tag schwieriger werden.

Die Lebenskraft unseres Volkes wird durch weitere blutige Verluste sich mindern, im Innern können Streiks und Aufstände kommen, ein Brachliegen der Munitionserzeugung kann uns wehrlos machen. Die finanzielle Belastung des Reiches wird ins Riesenhafte wachsen, die Bundesgenossen werden möglichenfalls ihren Frieden

mit den anderen suchen, die Neutralen zum Anschluß an die anderen gezwungen werden.

Politik treiben bedeutet den Mut besitzen, der Wahrheit ins Antlitz zu sehen. Eine Gefahr kennen und erkennen, heißt sie schon halb überwunden haben.

Es handelt sich heute um die Erhaltung der Dynastie, um den Bestand des Deutschen Reiches und das Fortbestehen des deutschen Volkes. Diktieren unsere Gegner den Frieden, dann ist der letzte Buchstabe hohenzollernscher, preußischer und deutscher Geschichte mit dem gleichen Federstrich geschrieben. Dazu darf es nicht kommen, und daher ist es unsere Pflicht, wenn es sein muß, auch auf einen Verständigungsfrieden einzugehen. Ein solcher bringt uns zwar eine Enttäuschung, aber eine uferlose Verlängerung des Krieges könnte uns im Frühjahr 1918 allein, ohne Bundesgenossen, nach dreieinhalb Kriegsjahren aus schweren Wunden blutend der ganzen Welt gegenüberstehen sehen, uns mit Vernichtung bedrohen.

Erhalten wir einen baldigen Frieden mit dem östlichen Gegner, so wird sich auch das Resultat für uns ergeben, daß Rußland als wirtschaftliches Expansionsgebiet uns gewonnen ist; kommt er zu spät, so kommen wir zu spät, weil der Amerikaner sich in dem weiten Reich bereits eingenistet hat.

Im ersteren Falle ist aber der Krieg finanziell für uns gewonnen, auch daran müssen wir denken.

Eins steht fest: Behaupten wir uns in diesem Kriege, so sind wir tatsächlich die Sieger, weil wir gegen die ganze Welt gekämpft haben, ohne vernichtet zu werden.

Dies wird uns ein unerhörtes Ansehen nach dem Kriege verschaffen und eine gewaltige Machtvermehrung.

Unsere Lage gleicht der Friedrichs des Großen vor dem Frieden von Hubertusburg. Er gilt in der Geschichte mit Recht als Sieger, weil er im Kampf nicht unterlag.

gez. Wilhelm,
Kronprinz des Deutschen Reiches
und von Preußen."

Im März des Jahres 1918, rund dreiviertel Jahre nach dem Entstehen meiner Denkschrift haben wir einen Sonderfrieden mit dem revolutionären Rußland geschlossen — aber was für einen Frieden! Auf der einen Seite mit der herrischen Gebärde des Siegers, der seinen Willen diktatorisch aufzwingt, auf der anderen Seite nachgiebig und willfährig vertrauend in Fragen, die unser eignes Lebensmark berührten. Herr Joffe durfte, allen Warnungen Helfferichs zum Trotz, in Berlin einziehen und seine Rubel für die Weltrevolution in Deutschland rollen lassen. — Immer wieder das gleiche Bild: Halbheiten.

Nein, die Regierung hat meines Wissens nicht genug ernstliche Versuche unternommen, um die Arbeit der Waffen durch nachdrücklich und rechtzeitig eingeleitete, zulängliche politische Maßnahmen zu ergänzen.

Ich habe durch Heranziehung von Denkschriften, die ich im Dezember 1915 und im Juli 1917 dem Kaiser, der Obersten Heeresleitung und dem Reichskanzler eingeschickt oder übergeben habe, gezeigt, wie ich mehrfach während des Krieges die Anbahnung eines Verständi-

gungsfriedens mit dringenden Worten angeregt habe. Die beiden hier erwähnten Ausarbeitungen erschöpfen das Bild meiner vielfältigen Bemühungen in dieser Richtung natürlich bei weitem nicht. Die aktenmäßige Zusammenstellung all dessen, was ich im Laufe der Kriegsjahre seit den Tagen der ersten Marneschlacht zur Durchsetzung meiner in all dieser Zeit niemals verleugneten Ideen über die Unerträglichkeit einer unbegrenzten Kriegsdauer für Front und Heimat, über die Dringlichkeit eines Verständigungsabkommens und über die Vorzüge eines solchen (auch wenn es zunächst wenig vorteilhaft erschiene!) vor einem nach uferloser Erschöpfung erreichten Ausgleich unternommen habe, würde den Rahmen, der diesen Aufzeichnungen gesetzt bleiben soll, sprengen. Dazu kamen meine Versuche, irrige allzu optimistische Auffassungen, die an einzelnen hohen Stellen über die Heimatnot, über die Tragfähigkeit der in dem letzten Jahre weit überlasteten Fronttruppen und über viele andere ähnliche Fragen herrschten, auf Grund meiner in direkter Berührung mit den leidenden Menschen gewonnenen Einsicht und Überzeugung zu korrigieren. All diese Dinge bleiben einer anderen noch im Werden befindlichen Schrift vorbehalten.

„Aber“ — so werden viele hier einwenden — „vor der Öffentlichkeit und namentlich vor der Truppe hat der Kronprinz doch mehr als einmal in Wort und Schrift Siegeswillen und Siegeszuversicht bekundet und gefordert. Er wollte doch sogar darauf hinwirken, daß gewisse deutsche Zeitungen, die diesen Siegesglauben dämpften, nicht an die Front gelangen sollten.“

Jawohl, das habe ich getan! Und tat damit meine Pflicht als Heerführer und Soldat, genau so, wie ich meine Pflicht als politisch denkender Mann und als Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen tat, wenn ich vor den maßgebenden Befehls- oder Regierungsstellen auf Anbahnung eines Verständigungsfriedens oder auf klare Erkenntnis auch unangenehmer Wahrheiten hinzuwirken suchte. Ich bin dabei der festen Überzeugung, daß diese beiden, scheinbar so verschieden gerichteten Handlungen nur in dieser Verbindung jede für sich ein volles Recht besitzen, daß sie eine ohne die andere unvollkommen geblieben wären. Was ich bedaure, ist allein der Umstand, daß ich als politisch unverantwortlicher Ratgeber nicht Mittel oder Möglichkeiten hatte, auf die politisch verantwortlichen und entscheidenden Stellen erfolgreich einzuwirken — daß ich sehenden Auges politische Entschlüsse oder Entschlußlosigkeiten miterleben mußte, die nach meiner Auffassung Schicksalsfragen über Deutschlands Zukunft aufs unglücklichste entscheiden mußten.

Der Hinweis auf meine Anregung eines Verbotes verschiedener den Krieg in seiner um jene Zeit geltenden Form methodisch sabotierender Blätter für die Front ist mir vorhin in die Feder gelaufen. Man hat damals bei den Demokraten mit großer Entrüstung von einer beabsichtigten Knechtung der Pressefreiheit und der öffentlichen Meinung durch die etwaige Durchführung der Idee geredet. Damals, als es sich darum handelte, die Truppe, an deren Kampfkraft alles hing, ihrer alleinigen Aufgabe zu erhalten, sie vor einer Verstrickung in abwegige, zersetzende Fragen zu bewahren. Es ist denn in

der Tat auch nichts erfolgt, man ließ das Übel ruhig weiterfressen. —

Nur mit einem von hartem Siegeswillen und Siegesglauben erfüllten Volke hinter sich konnte die Regierung Schritte zur Herbeiführung eines Sonderfriedens, einer Verständigung mit dem einen oder dem anderen unserer Gegner wagen. Zwecklos und geradezu verderblich und schädigend für unsere Lage war jeder Versuch, wenn wir dabei den Eindruck machten, als ob wir etwa ein dringendes Friedensbedürfnis hätten und den Krieg nicht lange aushalten könnten. Zweck- und sinnlos waren daher unsere offen in die Welt hinausgeschrieenen Friedensangebote — die überdies noch keinerlei klares Bild von dem gaben, was wir eigentlich wollten. Sie hatten nur den Erfolg, daß sie der Hoffnung der feindlichen Völker auf unseren baldigen Zusammenbruch psychologische Stützen gaben und daß sie damit den Siegesglauben und den Willen der Gegner, bis zum „knock out blow“ durchzuhalten, stärkten — uns zum Schaden, uns zum Verhängnis.

Umgekehrt aber waren Siegeswille und Siegeszuversicht für die Dauer und bis zum glücklichen Ende nur in einem Volke und in einem Heere aufrecht zu erhalten, die an ihrer Spitze nicht nur eine kraftvolle kühne Heeresleitung wußten, sondern gleichzeitig, und dieser völlig ebenbürtig, auch eine Regierung, die während des blutigen Ringens zu Lande, zu Wasser und in der Luft keine Sekunde lang die Beherrschung der zahllosen Fäden und Drähte der äußeren Politik aus dem Auge verlor, deren zum starken Zugriff bereiter Hand nicht die leiseste, etwa für unser Schicksal nutzbare Bewegung

auf dem im Weltkriegsfieber sich windenden Erdball entging. Eine Regierung, die in kühnem Fernblick, aber gleichzeitig in weiser Abwägung und Erkenntnis des Möglichen den Weg vor sich sah, auf dem sie das Vaterland so rasch wie möglich zu einem glücklichen und ehrenvollen Frieden führen konnte.

Ein sicherer Wegführer zu einem brauchbaren Frieden konnte nur eine solche Regierung sein, die in ihrer inneren Politik das gesamte Volk in all seinen verschiedenen Gliedern, Schichten, Richtungen und Parteien fest in der Hand hatte.

Daß es bei einem zu inneren Zwistigkeiten und Spaltungen so besonders neigenden Volke wie dem deutschen ganz außerordentlich schwer war, die Vielheit der Meinungen, Wünsche und Dränge zu einheitlicher Kraft zu sammeln, ist sicher. Das nationale Empfinden, das etwa in England und Frankreich während der ganzen Dauer des Krieges alle Parteien zu einem einzigen Willen zusammenschloß, hat bei uns Deutschen leider vielfach durch Parteigesichtspunkte, die nur allzu bald da und dort wieder zur Geltung kamen, offensichtliche Aufsplitterungen erfahren; hierdurch wurde die Idee des Burgfriedens erschüttert und wurden Einbußen unserer Stoßkraft herbeigeführt. In dieser Richtung ist keineswegs allein auf der linken Seite gegen den großen Gedanken selbstloser vaterländischer Opferfreudigkeit gesündigt worden. Auch eine verfehlte Wirtschaftspolitik, die dem Kriegsunternehmertum uneingeschränkte Selbständigkeit und uferlose Gewinnchancen ließ und die kriegsnotwendigen Betriebe dem um sein Dasein

ringenden Staatswesen nicht straffer einzuordnen verstand, hat durch diese Unterlassungssünde zweifellos zu einem frühzeitigen und bald sehr schroffen Zutagetreten der alten sozialen und wirtschaftlichen Gegensätze beigetragen. — Dazu hat der geradezu krankhafte Hang zu einer mißverstandenen Objektivität um jeden Preis weite Teile unseres deutschen Volkes auch während des Krieges immer wieder zu breiten Erörterungen und bis zur seelischen Flagellation gesteigerten Selbstprüfungen vor aller Welt getrieben — hat diese Welt schließlich glauben gemacht, daß die Gewissenhaften unter uns an unserem Recht, an unserem Tun und Wollen verzweifelten. In England aber haben zur gleichen Zeit alle Parteien für jedes Programm und jede Handlung ihrer Regierung nur den einen alten starken Grundsatz der festgefügten Nation gehabt: »Right or wrong — my country!«

Ein armer Held solch mißverstandener Objektivität, ein Mann, in dessen Herzen die starke Flamme für die größere Idee niemals auflodern konnte, ist auch der erste Kriegskanzler des Reiches gewesen. Seine am 4. August 1914 im Reichstage abgegebene Erklärung über unseren Einmarsch in Belgien bleibt das große bittere Schulbeispiel für sein Unvermögen, die Seele des eigenen Volkes und die Mentalität der Gegner zu verstehen. An jenem 4. August 1914, und ehe noch ein Schuß da drüben gefallen war, hatten wir Deutschen die erste große Schlacht vor den Augen der Welt verloren. —

Und blind für alles Werden und Geschehen um ihn ist er auch während der langen Jahre, die wir ihn dann im Laufe des Krieges noch ertragen mußten, geblieben. —

So hat er immer wieder hervorgehoben, es sei ein besonderes Verdienst der sozialdemokratischen Partei gewesen, daß sie sich zu Beginn des Krieges zur Mitarbeit gestellt habe. Als ob die Arbeitermassen damals nicht ihre Führer einfach hinweggefegt hätten, wenn die sich etwa gegen ein Mitmachen ausgesprochen hätten. War doch damals das ganze deutsche Volk einmütig der tiefen Überzeugung, daß wir an der Schwelle eines uns aufgezwungenen, unausweichlichen Krieges standen, aus dem nur entschlossener Kampf- und Siegeswillen uns zu einem gesicherten Frieden bringen konnte. Daß manche Führer der äußersten Linken im stillen einen restlosen deutschen Sieg niemals gewünscht haben, scheint dem Kanzler lange verborgen geblieben zu sein. Getan hat er jedenfalls nichts gegen all ihre Bestrebungen, die darauf ausgingen, das Vertrauen der Massen in die deutsche Sache zu untergraben und zu erschüttern.

General Ludendorff führt in seinen Kriegserinnerungen bewegte Klage darüber, daß die Regierung in der Heimat so gut wie nichts unternommen habe, um den Willen zum Siege im deutschen Volke lebendig zu erhalten und die defaitistischen Strömungen energisch zu bekämpfen. Auch ich konnte mich während des Krieges dem gleichen Eindruck, daß die berufenen Stellen das Anschwellen dieser Gegenströmungen ohne jede tatkräftige Abwehr duldeten, nicht verschließen. Der Defaitismus, der in Frankreich, England und Amerika als ein gegen die Notwendigkeiten der Stunde und gegen das Staatsinteresse gerichtetes Prinzip mit rücksichtsloser Tatkraft erstickt wurde, konnte bei uns die üppigsten Blüten treiben. Hilflos stand unsere Regierung ihm gegenüber,

und sie glaubte durch weiche Nachgiebigkeit die antinationalen Treibereien beschwichtigen und beschwören zu können. Widerstandslos ließ sie die Dinge laufen und schien sich über das schicksalschwere Ende, in das sie so über kurz oder lang ausmünden mußten, die letzte Klarheit garnicht geben zu wollen.

Wo irgend Schwierigkeiten aufwuchsen und Hindernisse sich ergaben, da sollten wieder die kleinen Mittelchen, die halben Maßregeln, die mit beiden Händen hingestreckten übergroßen Konzessionen oder das zaghaft und zu spät gewährte Entgegenkommen helfen. Sie gaben Flickwerk, mit dem man sich notdürftig behalf, bis dann am Ende alles aus den Fugen ging. — Zivildiktatoren mit starkem, weg- und zielbewußtem Siegeswillen, wie Clemenceau und Lloyd George solche für ihre Länder gewesen sind, haben bei uns vollständig gefehlt. Je länger der Krieg dauerte, umso autokratischer und straffer wurde in den Ländern unserer Gegner regiert, umso unsicherer und nachgiebiger gegen jeden Druck von links bei uns. — Den heimischen Munitionsarbeitern wurden, um sie bei guter Stimmung zu erhalten, phantastische Löhne bewilligt. Ihre Begehrlichkeit wurde dadurch nur gesteigert, die Drückebergerei nur noch lohnender prämiiert, der Frontsoldat noch mehr verärgert und kriegsunlustig gemacht. Warum wurde nicht jede kriegswichtige Arbeit in der Heimat als Wehrpflicht geregelt? Warum wurden die zu der Heimatarbeit Eingezogenen nicht in Entlohnung und Verpflegung den Heeresangehörigen gleichgestellt? Man redete ja bis zum Überdruß von den pflichttreuen Heimatkämpfern! Die Organisation in diesem Sinne hätte

Kriegsarbeitgeber und Kriegsarbeitnehmer mit gleicher Kraft umspannen müssen.

Zur Zusammenfassung des Heimatkampfes wurde endlich — und erst auf das Betreiben der O.H.L., deren Sache das wieder garnicht war — das Hilfsdienstgesetz eingeführt. Aber wie verwässert, wie verstümmelt sah das aus!

Entschlußlos und wenig glücklich ist das Verhalten der Regierung auch in dem Probleme der preußischen Wahlrechtsfrage während des Krieges gewesen. Die Sozialdemokratie trieb eine große Propaganda mit dem zur Parole erhobenen Begriff und schreckte — während draußen unsere Heere in schwerstem Ringen lagen und mit ihrem Wohl und Wehe von dem Weiterarbeiten des versorgenden Mechanismus in der Heimat abhängig waren — selbst vor Streikdrohungen nicht zurück.

Demgegenüber gab es für die Regierung nur zwei Wege: Entweder stellte sie sich auf den Standpunkt, daß der Krieg keine geeignete Zeit für Verfassungsänderungen sei, zumal während des Krieges der beste Teil des Volkes, der an der Front unter den Waffen stand, von der Mitwirkung an der Neugestaltung ausgeschlossen war — dann mußte sie sich aber auch dazu aufraffen, jede auf eine gegenteilige Auffassung zielende Agitation rücksichtslos zu unterdrücken. Oder die Regierung entschloß sich für diese Wahlrechtsänderung — dann hätte sie aber auch vor einer schnellen Auflösung des Abgeordnetenhauses nicht zurückschrecken dürfen, um kein Mittel unversucht gelassen zu haben, ihren Willen durchzusetzen.

Die Regierung wählte auch hier den Weg der Halbheiten.

Als mir der Chef des Zivilkabinettes, Exzellenz von Valentini, 1917 die sogenannte Osterbotschaft mitteilte, erklärte ich ihm mein Befremden über dieses Stückwerk, indem ich darauf hinwies, daß mit einem derartigen Erlaß niemand zufrieden sein würde. In kurzem würde die Regierung doch gezwungen werden, das gleiche Wahlrecht zu geben — da geschähe das doch schon besser jetzt und aus freiem Entschluß Seiner Majestät. Valentini erwiderte: „Das gleiche geheime Wahlrecht bleibt ausgeschlossen; es ist ein Pluralwahlrecht ähnlich dem belgischen beabsichtigt." Zeuge dieser Unterredung war mein Generalstabschef der Heeresgruppe, Graf von der Schulenburg.

August 1920.

Seit ich die Blätter hier aus meinen Händen legte, ist wiederum ein schwerer Schmerz über die Eltern und über uns Geschwister gekommen: Mein Bruder Joachim ist, seelisch niedergebrochen, aus dem Leben geschieden. Ich bin gleich am Tage nach dem Eintreffen der Nachricht nach Doorn hinüber gefahren, um meiner Mutter wenigstens in der ersten, härtesten Zeit nahe zu sein. Wie viel Leid das Geschick auf dieses arme kranke Mutterherz lädt!

Anfang des Monats hat mich dann mein Bruder Oskar, der gleich nach mir nach Doorn gekommen war, auf der Insel besucht, und auch Eitel Friedrich war hier. So lernen sie nun alle nach und nach den kleinen

Flecken Erde kennen, auf dem ich seit über 20 Monaten lebe. Ich kann mir denken, daß es ihnen, wenn sie hier zufällig gut Wetter treffen, für ein paar Tage garnicht so schlimm erscheint. Eine große Freude brachte mir das Kommen meines alten allzeit getreuen Maltzahn, der bei seinen Besuchen im Felde manche ernste Sorge um unsere Lage im Inneren mit mir geteilt hat. — Ende des Monats soll auch meine Frau wieder kommen — diesmal mit allen vier Jungens!

Es drängt mich, im Zusammenhange meiner Aufzeichnungen über mein persönliches Erleben auch einige Worte über die beiden Männer zu sagen, in deren Namen sich für das gesamte deutsche Volk Idee und Bild des militärischen Führertumes verkörpern, über den Generalfeldmarschall von Hindenburg und über seinen Ersten Generalquartiermeister, den General Ludendorff.

Was unser Vaterland den beiden Männern dankt, darüber sind wohl keine Worte nötig. Es mag genügen, die Erinnerung an die Tage der großen Siege bei Tannenberg und an den Masurischen Seen wachzurufen, in denen die Namen dieser Beiden auf allen Lippen waren, nach denen Front und Heimat in gleicher Weise wünschten, daß die Führung des gesamten deutschen Heeres in ihre Hände gelegt werden möge. Auch wir Oberbefehlshaber haben diesen allgemeinen Wunsch, Hindenburg und Ludendorff an der höchsten verantwortlichen Stelle wirken zu sehen, rückhaltlos geteilt und den endlichen Entschluß Seiner Majestät mit Freude und Hoffnung aufgenommen.

Nie vorher im Leben habe ich zwei Männer von so verschiedener Wesenheit sich ähnlich ergänzen und zu einer Einheit verbinden sehen wie diese beiden, denen der Gedanke an das Wohl des Vaterlandes, an Glück und Ehre des Heeres in allen Fragen jener Zeit, in der sie miteinander wirkten, der gemeinsame Boden für Pläne, Erwägungen und Entschlüsse gewesen ist.

Soll ich den Generalfeldmarschall, so wie er mir in den Jahren seiner reifen Höhe erschienen ist, charakterisieren, so möchte ich sagen, daß der ausschlaggebende Eindruck von der schlichten Wucht und Ruhe seiner in sich geschlossenen Persönlichkeit ausging. Von einer gläubigen, fest gefügten Ruhe, die sich jedem, der mit ihm menschlich oder dienstlich in Berührung trat, mitteilte, die jeden davon überzeugte, daß die Geschicke der Armeen in dieser gelassen festen Hand und unter dem Blick dieser ernsten und doch stets warm blickenden, tief gebetteten Augen aufs beste geborgen seien. Sprach er dann noch, drang neben der Wirkung des gleichsam unverrückbaren Bildes seiner statuarisch großen, breitschulterigen Gestalt noch die tiefe Klangfarbe seiner langsam, besonnen und bedächtig fließenden Worte auf seinen Partner ein, so verstärkte sich das vertrauende Empfinden, daß hier ein überlegener Beherrscher der Lage eine völlig gesicherte Auffassung vertrat. Dieser Eindruck war wirksam nicht nur auf den Einzelnen, mit dem er etwa sprach, er erstreckte sich auch auf die Menge, wenn sich der Generalfeldmarschall ihr zeigte. Dazu kam, daß eine kaum bestimmbare Besonderheit seiner Art die Grenzen zwischen seinem dienstlichen und seinem menschlichen Interesse an Menschen, Problemen und Dingen aufzuheben schien.

Vor dem Hintergrund der sehr bald schon mit beinahe mythischen Zügen umkleideten gewaltigen und befreienden Ostsiege wurde Hindenburgs Persönlichkeit für Feld und Heimat gewissermaßen das Symbol des deutschen Sieges und der Errettung aus der Not des Krieges. Das unenthüllte und wohl zum guten Teile in einer Kritik des Herzens und Gemütes wurzelnde Etwas, das für die Massen-Seele den volkstümlichen Heros macht und das sich von und zu Männern wie Falkenhayn oder Ludendorff niemals spannte, umwob ihn rasch mit vollem Nimbus, machte ihn zum erwählten Führerideale der deutschen Herzen. Ich habe dieses in seiner primitiven Gläubigkeit ergreifende Vertrauen: „Unser alter Hindenburg wird's schon schaffen!" immer wieder im Vaterlande wie an der Front als eine Zuflucht aus allem Druck der Zeit aufklingen hören — auch noch in späten Tagen, in denen wir Führer, denen die Kenntnis der Lage solchen Optimismus längst entzogen hatte, nur ein Schweigen als Antwort finden konnten.

Es war schon während des Krieges und es ist wohl heute mehr noch als damals die Meinung verbreitet, daß der Generalfeldmarschall während seines Wirkens an dieser höchsten Kommandostelle neben dem General Ludendorff, der als der eigentliche spiritus rector der Obersten Heeresleitung angesehen wurde und wird, eine mehr repräsentative Rolle gespielt habe. Diese Auffassung kann ich auf Grund meines Einblickes in das schöne Verhältnis zwischen den beiden Führern nur als irrig bezeichnen, und sie kann keinesfalls Geltung haben für jenen Zeitabschnitt, in dem der Generalfeldmarschall sich noch auf der Höhe seiner physischen Kraft und Ener-

gie befand. Daß auch ein Hindenburg, der als nahezu Siebenundsechzigjähriger, aber dabei im Besitze vollster geistiger und körperlicher Frische in den Krieg eintrat, sich nach drei und vier an Arbeit, Sorgen und Verantwortungen überschweren Jahren den natürlichen Folgen seines zunehmenden Alters nicht ganz entziehen konnte, darf sicher ausgesprochen werden, ohne daß dadurch den großen und unvergänglichen Verdiensten des Feldherrn und verehrungswürdigen Mannes irgendwie Abbruch geschähe. Die unermüdliche Arbeitskraft des soviel jüngeren Freundes und engsten Mitarbeiters ist ihm bei den im Laufe der Zeit notwendigen Entlastungen auf halbem Wege entgegengekommen, und jedenfalls ist ihre schöne Einheit zu einem starken zielsicheren Willen stets erhalten geblieben, ohne daß je ängstlich um die Zuschreibung des geistigen Anteiles zwischen ihnen gemarktet worden wäre. Was Hindenburg an seinem Kameraden in der Führung besessen hatte, das zeigte sich bitter hart von dem Augenblicke an, in dem diese Einheit der beiden durch das Ausscheiden Ludendorffs zerbrochen war und ein neuer Mann an seine Stelle trat, dessen Unzulänglichkeit vor dem Gedanken, das leck gewordene Schiff über Wasser zu halten und im Zeichen seiner alten Flagge durch allen Sturm sicher in den rettenden Hafen zu bringen, nur allzu rasch verzweifeln mußte. Ein Mann, dessen Wesensart mit einem Achselzucken diese Flagge strich, so wie er kühl Werte, die unserem deutschen Volke bisher Heiligtümer gewesen waren, als leere „Ideen" zum Gerümpel warf; dessen auf andere Ziele gerichtete Energie die stärkste Triebkraft für die besondere Entwickelung

der Vorgänge des 9. November im Großen Hauptquartier von Spa geworden ist.

Dienstlich bin ich — und das lag in der Natur meiner Aufgaben und Pflichten — wesentlich mehr als mit dem Generalfeldmarschall mit dem General Ludendorff in Berührung gekommen, und ich kann aussprechen, daß ich dabei stets das starke Empfinden hatte, hier einer Persönlichkeit von gestählter Energie und scharf geschliffenem Geiste, einem preußischen Führer im besten Sinne der alten ruhmvollen Tradition gegenüber zu stehen. Unzählige Male habe ich in seinem hellen Arbeitszimmer, in dem sich die Strahlungen von allen Fronten des vom Feinde umstellten Vaterlandes wie im Brennpunkte einer Linse fanden, die Fragen und Probleme des Krieges, und im besonderen die Kampflage bei meiner Heeresgruppe mit ihm besprochen. Gewann man bei solchen Aussprachen mit dem Generalfeldmarschall, wie ich erwähnte, den Eindruck, daß seine schwer und sachte fließenden Worte das Ergebnis einer von ihm vertretenen tiefen Sicherheit waren, so schien es in den Auseinandersetzungen mit General Ludendorff, als wäre man in jene blanke Werkstatt höchsten geistigen Ringens eingetreten, in der in einem nimmer still werdenden Kampfe mit ungezählten Widerständen, mit feindlichen Prinzipien, Hindernissen, Nöten, Unzulänglichkeiten aller Art diese Sicherheit jeden Tag neu gewonnen werden mußte.

Daß mit dem Komplexe dieser ungeheuren Forderung auch Aufgaben und Probleme sich an ihn heranschoben, die eigentlich nicht innerhalb der hergebrachten Grenzlinien seiner Stellung zur Erledigung hätten kommen

sollen, wurde schon erwähnt. Er hat sie auf sich genommen, weil ihre Lösungen von größter Bedeutung auch für die militärische Lage waren und weil sie ohne sein Zufassen und Eingreifen liegen geblieben wären. So dankenswert, gelungen und in mancher Hinsicht geradezu vorbildlich mir auch vieles erscheint, was er auf diesen Vorfeldern seines engeren Arbeitsbereiches geschaffen hat, so glaube ich doch, ohne jede Beeinträchtigung des Umrisses seiner starken Persönlichkeit, aussprechen zu dürfen, daß mir seine wesentliche Bedeutung und Größe auf den Gebieten der Strategie, Taktik und Organisation zu wurzeln schien. Auf diesem Felde hat sein theoretisch glänzend geschulter, an eigenen Ideen reicher und wunderbar exakt arbeitender Geist in jenen Jahren, in denen die Truppen und das Kriegsmaterial noch als intakter Apparat in seinen Händen lagen, militärische Probleme von schwierigster Gestaltung blendend sicher gelöst und unvergänglichen Ruhm für sich und für die deutschen Waffen erworben. Die scharfe, restlose Durchdenkung der Lage, die sichere Umwertung der Theorie in Befehl und Tat, die genaue Kenntnis der Leistungsfähigkeiten der zum Einsatz kommenden Kräfte, mit denen er wie mit feststehenden mathematischen Werten zu rechnen wußte, haben ihm damals im Osten die großen Siege von Tannenberg, von Lodz und an den Masurischen Seen gebracht. Sie haben ihm auch weiter, als er die gewaltigeren Aufgaben der O.H.L. übernommen hatte, im Ringen um die deutsche Linie bis in das Frühjahr 1918 hinein Erfolge von unvergänglicher strategischer Bedeutung gesichert. Erfolge, die vielleicht heute noch von dem Mangel einer letzten

Auswirkung und dem Dunkel des Niederbruches im Endkampfe umschattet erscheinen, die aber eine gerecht urteilende Zukunft zweifellos den größten militärischen Leistungen aller Zeiten zuzählen wird.

Beeinträchtigt wurden seine großen und kühnen Ideen erst von dem Augenblicke an, in dem die Einheiten, die er in das Kunstwerk seiner Operationspläne einbaute, den Forderungen, die er nach alter Tradition an die Truppe glaubte stellen zu können, nicht mehr entsprachen — in dem der gerne als kanonisch angenommene Kampfwert des Einsatzes dem Auf und Nieder physischer und psychischer Einflüsse allzusehr unterworfen war und damit in die exakte Berechnung der Maschine die Unsicherheit und Brüchigkeit des Materials als unabstellbare Fehlerquellen traten.

Der reife Schlachtendenker und Errechner der Siege, der, seit er als kleiner Leutnant zum ersten Male einen Zug geführt, gewohnt war, Begriffe wie Disziplin, Pünktlichkeit, Kampfgeist als eisern feststehend anzusehen, und dem sich, seit er als junger Generalstabsoffizier zum ersten Male die himbeerroten Streifen an den Beinkleidern getragen, mit Einsatzwerten wie Batterie oder Division stets die Vorstellung von Einheiten mit bestimmter Schlagkraft und schätzbarer Wirkungsfähigkeit verbunden hatte, mußte hinter all diese Begriffe mit einem Male große Fragezeichen setzen. Unternehmungen seines Geistes, die den Stempel des Erfolges bei Voraussetzung der Intaktheit aller Einzelfaktoren zu tragen schienen, mußten am Ende vor ihren letzten Zielen niederbrechen, weil die teils überanstrengte, teils verunreinigte Maschine in Einzelteilen oder als Ganzes

versagte. Die letzten deutschen Offensivstöße seit dem 21. März 1918 bis zu dem entscheidenden Wendepunkt des Krieges — dem 18. Juli mit dem Feindeinbruch vor dem Walde von Villers-Cotterets — sind, trotz zum Teil blendender Anfangserfolge, doch nur eine Kette von bitteren Beispielen für diese Tatsache.

General Ludendorff hat als Mann und Soldat schwer an diesen Zuständen getragen, hart unter ihnen gelitten, und ich, wie wohl auch jeder andere Führer, wußte ihm diese Qualen nachzufühlen. Wir alle, die wir durch die eiserne Schule der alten herrlichen Armee gegangen waren und die wir die Luft des roten Hauses auf dem Königsplatz geatmet hatten, sind dort mit dem sicheren Vertrauen auf die Unerschütterlichkeit des großen, auf Kraft und Stolz des deutschen Volkes selbst gestellten Heeres und aller seiner Teile ausgerüstet worden. Dieses Palladium mußten wir erschüttert sehen.

Ich für mein Teil habe mich der Erkenntnis werdender Sprünge, Risse und Schäden recht früh schon nicht entziehen können und habe meine Beobachtungen und Anregungen dem Generalquartiermeister in mancher Aussprache pflichtmäßig vorgetragen. Noch jetzt, wenn ich dieser Unterredungen gedenke, erfüllt mich tiefe Dankbarkeit bei der Erinnerung daran, wie General Ludendorff die Ansicht und Wünsche des soviel Jüngeren stets freundlich und aufmerksam entgegennahm und alles tat, um den Anforderungen, deren Berechtigung er erkannte, gerecht zu werden. Nur zu oft — und das gilt namentlich für die spätere Zeit unserer fortschreitenden Erschöpfung an Menschen, Nahrungsmitteln und Kriegsmaterial — mußte er freilich mit einem resignier-

ten »ultra posse — —« davon absehen, das zu geben, was er sicher nur zu gerne zugestanden hätte.

General Ludendorff ist, soweit ich ihn nach jahrelanger gemeinsamer Arbeit zum gleichen Ziele zu erkennen vermag, niemals ein Blender, niemals ein Streber gewesen. Das Drängen nach der Gunst oder die Sorge vor der Mißgunst einzelner Persönlichkeiten war seinem herb-soldatischen, geraden Wesen so fremd wie das Werben um Zustimmung der Masse oder die Angst, ihr zu mißfallen. Er kannte für seine Entschlüsse ein einziges Kriterium: ihre sachliche Eignung zur Erreichung des großen Zieles, die Mittelmächte und im besonderen Deutschland ungekränkt aus dem Kriege in einen starken Frieden zu retten, der unserer Zukunft Raum und Licht zur natürlichen Weiterentwickelung ließ.

Mit geradezu leidenschaftlicher Schaffensenergie und Hingabe hat er seine ganze reiche Persönlichkeit rückhaltlos in den Dienst seiner Führeraufgaben gestellt, ohne in dieser ungemessenen Opferwilligkeit jemals mehr zu sehen als eine selbstverständliche Pflichterfüllung, wie jeder deutsche Mann und Soldat sie seinem Vaterlande schuldig ist. Eine Folge dieser schönen und starkmütigen Auffassung von Pflicht und ausdauernder Treue, sowie seiner vornehmen, hohen Einschätzung der ethischen Werte des deutschen Mannes an der Front und in der Heimat war es, daß er, namentlich in den letzten Abschnitten des Krieges, geneigt war, solche Kräfte und Tugenden als eine tragfähige Basis für militärische Operationen oder für Anforderungen an die erschöpfte Heimat auch dort noch anzunehmen und vorauszusetzen, wo Entbehrungen und Enttäuschungen, wo zersetzende

Einflüsse amoralisch wirkender Kräfte die ursprüngliche Tüchtigkeit bereits zermürbt und angefressen hatten. Es ist dem von tiefstem nationalen Ehrgefühl durchdrungenen Manne bitter schwer gefallen, endlich, da sich kein sehendes Auge mehr den Tatsachen entziehen konnte, an den Zerfall dieses stärksten moralischen Haltes im deutschen Volke zu glauben. Er hat sich gegen diese bitterste Erkenntnis lange genug gewehrt und hat in seinem Innern darum gerungen, sich das stolze Idealbild des unerschütterlich zu Kaiser und Reich stehenden Deutschen zu erhalten. Diese hohe Einschätzung der Masse, der gegenüber er die absplitternden Kräfte durch geraume Zeit nur als üble Ausnahmeerscheinungen werten mochte, war vielleicht die letzte Ursache dafür, daß verhältnismäßig spät und zu spät erst an ein energisches Vorgehen gegen die Wühler und ihre Opfer gedacht wurde.

In der Beurteilung des moralischen Kampfwertes und der physischen Kampffähigkeit der Truppen, die als die wichtigsten Voraussetzungen für den Gedanken einer baldigen und glücklichen Beendigung des Krieges gelten mußten, wichen unsere Ansichten, wie schon angedeutet, namentlich in dem letzten Jahre des Ringens immer weiter von einander ab.

Ich möchte in diesem Zusammenhange nicht verbergen, daß General Ludendorff nach meiner Ansicht in der Wahl seiner nächsten Mitarbeiter nicht immer sehr glücklich gewesen ist und daß er auch für Hinweise auf die Unzulänglichkeit einzelner solcher Männer oder für Darlegungen, die ihren Berichten entgegen waren, nicht leicht zugänglich war. Eine hochgespannte Auffassung

des Begriffes der Treue gegenüber fleißigen Helfern, die im Rahmen ihres Könnens sicher das Beste geben wollten, ließ ihn dann solche Fehlbesetzungen länger ertragen, als das im Interesse der Sache wünschenswert erschien.

Stehe ich also dem General Ludendorff auch keineswegs als kritikloser Zustimmer zu jeder seiner Meinungen oder als stummer Bewunderer jedes seiner Schritte gegenüber, so bleibt er für mich doch ein überragend großer deutscher Feldherr von stärkster vaterländischer Kraft und Treue — ein Mann, der wie ein Sinnbild der Tradition und des Gewissens der deutschen Armee an ihrer Spitze stand.

Wenn seine Gegner diesen Mann als einen „Spieler" und „Hasardeur" bezeichnen, so setzen sie damit nur eine Unwahrheit in Umlauf. Wollte Gott, wir hätten auch in der Reichsleitung gleich tüchtige Fachleute von gleich gründlich wägender und ehrlich wagender Gewissenhaftigkeit gehabt wie diesen! Und wollte Gott, es wäre damit jedem Einzelnen möglich geblieben, alle Kräfte allein auf dem Felde seines ureigensten Berufes zu verwenden!

In der „Weltgeschichte in Umrissen" des Grafen Yorck von Wartenburg, in der ich dieser Tage wieder das Kapitel über Rom, die Schlacht bei Cannae und über die Standhaftigkeit gegenüber Niederlagen las, bin ich an einem Satze haften geblieben, der mir gleichsam für unsere Tage dazustehen scheint. Yorck spricht in einem Exkurse auf spätere Zeiten davon, wie schmählich das preußische Volk Schimpf und Schande auf die bei Jena geschlagene Armee gehäuft habe, „die doch weder die einzige noch die hauptsächlichste Schuldige war". Und er sagt weiter: „Will ein Volk auch ein Cannae sieg-

reich überstehen, so darf es die Achtung vor seinen Führern und seinen Fahnen nie gänzlich verlieren."

Aus tiefstem Herzen wünsche ich den neuen Aufstieg und die neue Größe unseres Vaterlandes und seiner deutschen Menschen. Aber nur wenn die breite Menge wieder frei geworden ist von jener Blindheit gegen vergangene Größe, mit der geifernde Hetzer und falsche Propheten sie schlugen, wird sie mit dem rechten Verstehen für das Versunkene auch die seelische Kraft zum gläubigen Bau am Neuen finden!

Oktober 1920.

Anfang des Monats bin ich ein paar Tage auf dem Festland drüben gewesen. In Overveen beim Zahnarzt Schäfer, der mich behandelt hat. Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß man sich auf die bescheidenen Vergnügungen, die ein Zahnarzt mit all seinen kleinen Folterinstrumenten zu bieten hat, so freuen kann! Geradezu wohlig habe ich mich in den schönen Kurbelstuhl zurückgelehnt — 'mal etwas anderes als unsere Wieringer Möglichkeiten. Der Ausflug ist seit langer Zeit der erste Durchbruch durch die gleichmäßige Stille und Einsamkeit der Insel gewesen und hat mich gerade in dieser trüben Zeit, in der das große Welken den letzten Reiz der armseligen Landschaft auslöscht und die Herbststürme zu fegen beginnen, leichter über den Gedanken hinwegkommen lassen, daß ich nun wieder einen langen, harten, dunklen Winter in dieser Abgeschlossenheit und Enge des kleinen Hauses fern der Heimat und den Meinen verbringen soll. Dazu fanden wir in Schäfers, die eine reizende kleine Villa bei Haarlem bewohnen, liebens-

würdige und hochgebildete Menschen, deren Gastfreundschaft zu genießen eine Freude ist. Und auf dem Rückwege haben wir für ein paar Stunden unseren alten Freund, den Bürgermeister Peereboom heimgesucht, der jetzt in Bergen haust, seit vor ein paar Wochen der vortreffliche, allzeit hilfsbereite Herr Kolff sein Nachfolger in Wieringen geworden ist. Auch er und seine hochgebildete, aus deutschem Hause stammende Gattin sind unausgesetzt bemüht, mir das Leben erträglicher zu machen.

An dieser Stelle möchte ich noch dankbar zweier holländischer Familien gedenken, in deren Heimen mir stets die größte Gastfreundschaft gewährt wurde, der Familien Bax und Coumou. Domine Bax ist nicht nur ein tief gebildeter Geistlicher, sondern auch ein warmherziger, aufrechter Mann, der fern aller Pose die verstehende, verzeihende Nächstenliebe werktätig übt. Wir sprachen einmal über religiöse Auffassungen, und da sagte der alte Herr mit fast schalkhaftem Lächeln: „Sehen Sie mal, wenn ein Vater einen Jungen hat, der dauernd zu ihm gelaufen kommt und sagt: ‚Vater, gib mir einen Cent‘, dann reißt dem Vater bald die Geduld, und der Junge kriegt eine Ohrfeige. So ist es auch mit den Menschen, die stets vom lieben Gott etwas wollen, die ihn dauernd im Munde führen — die kriegen denn auch eine Ohrfeige. Nur wer wirklich ein tiefes, ernstes Bedürfnis empfindet, soll sich an seinen Gott wenden mit der Bitte um Kraft, und dann soll er selbst fest zupacken: Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott!“ — Coumou war längere Zeit Ingenieur der Wasserbauverwaltung auf der Insel und ein fröhlicher, stets hilfsbereiter Freund.

Unter den Briefen aus der Heimat, die ich bei meiner Rückkehr vorfand, war auch das Schreiben eines Kriegskameraden. Von hundert Einzelheiten redet es und kommt dabei auch auf das törichte Geschwätz, das über meine Tätigkeit als Oberbefehlshaber der 5. Armee bei denen, die mehr wissen als alle anderen, im Umlauf ist. Also: auch den unglückseligen Rückzugsbefehl der O.H.L. nach der Marneschlacht des Jahres 1914 soll ich verschuldet haben.

Ganz genau wissen das diese Superklugen!

Da ist's vielleicht doch nicht ganz unberechtigt, wenn ich auch sage, was ich von der Schlacht, die unsere Schicksalswende bedeutet, zu sagen weiß — zumal das meiste, was von ernsten kritischen Betrachtern bisher gegeben wurde, nur wenig von den Vorgängen bei der 5., 6. und 7. Armee berichtet.

Was ich hier niederlegen will, soll nicht ein Bild der militärischen Entwicklung und Operationen meiner 5. Armee in jenen bitter schweren Tagen sein — dafür ist ja eine andere Stelle von mir vorgesehen — es soll allein in großen Zügen die Umstände zeigen, die das deutsche Heer damals mitten aus siegreichem Vormarsch heraus zu dem tragischen Rückzuge führten.

Eine Schuld meinerseits? Nur gemeine Böswilligkeit konnte derlei erfinden, nur grenzenlose Dummheit es glauben!

Als Oberbefehlshaber der 5. Armee habe ich im August 14 den Vormarsch meiner Armee geführt, die Entschließungen, Meldungen und spärlichen Aussprachen mit der O.H.L. und den Nachbararmeen ständig miterlebt und endlich in den Tagen der Marneschlacht die Ent-

wicklung der Dinge aus nächster, bester Stelle stündlich mitangesehen und studiert.

Nach meinem Eindruck ist es eine ganze Reihe von Umständen, deren unglückseliges Zusammenfließen die Entwicklung der Ereignisse zu ihrem heillosen Abschlusse geführt hat. Neben der zweifellosen Unzulänglichkeit und dem aus ihr sich ergebenden moralischen und physischen Niederbruch des Generals von Moltke die unglückliche und rasch entmutigte Führung bei A.O.K. 2 durch General von Bülow — und die geradezu unselige Tätigkeit eines Generalstabsoffiziers der O.H.L., der von einer ihm unverständlicherweise nur mündlich erteilten Direktive für besondere Fälle unter dem Druck der Verantwortung und seines persönlichen Pessimismus als von einer unbeschränkten Vollmacht Gebrauch machte und die beiden siegreich kämpfenden Flügelarmeen vor der Entscheidung zum Rückzug veranlaßte.

Stets wenn ich dieser Zeit der sinnlosen und unbegreiflichen Hingabe von errungenen Erfolgen gedenke, wenn mir das ganze Grauen dieser Kopflosigkeit wieder vor Augen tritt, schiebt sich damit auch die tragische Gestalt des Mannes in mein Gesicht, der damals führen sollte — und kein Führer war, und der, als die schwellenden Ereignisse das überkommene Schema sprengten, zusammenbrach: die Gestalt des Generalstabschefs Generaloberst von Moltke.

Ich habe den General gut gekannt, ich habe ihn als Menschen aufrichtig verehrt, und ich empfinde tief die Tragik seines Geschickes, das mir in seiner rein menschlichen Linie mit dem Geschicke des unglücklichen Öster-

reichers Benedek eine gewisse innere Gemeinsamkeit zu haben scheint.

General von Moltke war ein durch und durch vornehm denkender Mann, ein treu ergebener Freund meines Vaters. Als der Kaiser auf dringende Empfehlung seiner nächsten Berater ihn 1906 an die erste Stelle im Generalstab stellte, hat Moltke selbst Seine Majestät inständig gebeten, dies nicht zu tun, da er sich der Stellung nicht gewachsen fühle. Als aber der Kaiser auf seinem Entschluß beharrte, hat er am Ende als preußischer Offizier gehorcht. Er hat dann mit unendlichem Fleiß gesucht, die riesige Materie des Generalstabes zu meistern. Es lag in seinem Wesen etwas Schüchternes, er schien sich bisweilen selbst zu wenig zuzutrauen, und so geriet er bald in eine völlige Abhängigkeit von seinen Mitarbeitern. Die große persönliche Liebenswürdigkeit und von Herzen kommende menschliche Freundlichkeit, die er besaß, erschwerten es ihm, jene unbedingte Autorität zu erlangen, die ein Generalstabschef haben muß. Es wurde mir während meiner Kommandierung in den Generalstab als typisch bezeichnet, daß zu Zeiten des alten Schlieffen selbst die Oberquartiermeister nur mit einer gewissen Scheu zum Vortrag bei diesem genialen, rücksichtslosen und unerbittlichen Chef erschienen, während zum General von Moltke jeder gern und oft zum Vortrag ging.

General von Moltke hat nie in einer gesunden Haut gesteckt, er war häufig leidend. Zu Beginn des Krieges hatte er zwei anstrengende Kuren in Karlsbad hinter sich. Er war ein kranker Mann, als er in den Krieg zog.

Die Führung der einzelnen Armeen durch die Zentralstelle des Chefs des Generalstabes, die ihren Sitz viel zu



weit zurück hinter dem Kampfgebiete in Luxemburg hatte, war vollkommen lose. Er konnte aus dem abgelegenen Quartiere die Vorgänge nicht mit der nötigen Sicherheit verfolgen, nicht mit der gebotenen Klarheit übersehen — vielleicht auch, daß ihm in den entscheidenden Momenten der Schlacht der Blick für das Notwendige oder die rasche Entschlußkraft versagte. Jedenfalls ergaben sich, bei der während des damaligen Bewegungskrieges noch recht großen Unvollkommenheit der Fernverständigungsmittel, vielfach ganz ungenügende Verbindungen mit den im Vorrücken befindlichen Armee-Oberkommandos, ja manchmal sogar der völlige Ausfall des Zusammenhanges. Das führte zu einem Zerfall der einheitlichen Führung, es kam schließlich dazu, daß die einzelnen Armeen, nachdem der Vormarsch angetreten und ihre Marschrichtung ihnen bekannt war, mehr oder weniger selbständig Krieg führten und sich von Fall zu Fall durch Verständigung mit ihrer Nachbararmee halfen.

Gleich nach der Schlacht bei Longwy wurde ich in das Große Hauptquartier nach Luxemburg gerufen. Ich nahm dort Gelegenheit, mich zu Oberstleutnant Tappen, der rechten Hand Moltkes, über die lose Führung der Armeen durch die Oberste Leitung ganz unzweideutig auszusprechen, und ich verlangte zugleich ständige Verbindungsoffiziere der O.H.L. (diesen Begriff gab es damals noch nicht) bei den A.O.K.s. Der Vorschlag wurde lächelnd mit der Begründung abgetan: das sei gar nicht nötig, da ja alles sehr schön auch so gehe.

Als sich die Lage bei der 1. und 2. Armee östlich Paris verschärfte, entsandte der Chef des Generalstabes den

Oberstleutnant Hentsch als Nachrichtenoffizier der Obersten Heeresleitung auf eine Orientierungsfahrt zu den A.O.K.s. Man legte, wie mir der rühmlichst bekannte Chef der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht, General von Kuhl, einst sagte, die Entscheidung über den Ausgang der Schlacht geradezu in seine Hand.

Hentsch erschien bei Beginn seiner Reise zunächst am Nachmittage des 8. September beim A.O.K. 5 in Varennes und gab uns hier ein Bild der Gesamtlage, soweit man diese in Luxemburg kannte. Nach diesen Ausführungen ergab sich für den sachlich ruhigen Beurteiler ein keineswegs unbefriedigendes Gesamtbild, aus dem allerdings hervorging, daß der bisher rasch vorwärtsdrängende Siegeslauf zunächst zum Stillstand gekommen war. In direktem Anschluß an seinen Besuch beim A.O.K. 5 fuhr Hentsch dann die ganze Front ab über A.O.K. 4, 3, 2 und 1, um persönliche Eindrücke zu gewinnen.

Hier nun, bei den Besuchen der anderen Armeen, setzt jene unglückselige Wirksamkeit des Offiziers ein, von der ich andeutend schon gesprochen habe. Mag sein, daß Hentsch auf seiner Fahrt und namentlich beim A.O.K. 2 wirklich recht ungünstige Eindrücke gewann, mag auch sein, daß die Nerven ihm versagten, jedenfalls hat er beim A.O.K. 2, anstatt es mit schärfster Energie zu rücksichtslosem Widerstande anzuspornen, dem Rückzugsentschluß voll zugestimmt. Die Darstellung, die er dann weiter von der Auflösung der 2. Armee gab, und der Gebrauch seiner vermeintlichen Vollmacht, den Rückzug für die Armeen selbständig anordnen zu können, veranlaßte schließlich auch die 1. Armee, die ihre direkte Fühlung mit

der 2. Armee nicht hatte aufrecht erhalten können, nach starkem Widerstreben am 9. September ihrerseits den Rückzug auf Soissons anzutreten. Diese, die Vorgänge bei der 1. Armee bezeichnende Darstellung habe ich persönlich gleichfalls aus dem Munde des damaligen Generalstabschefs der Armee, General von Kuhl, gehört, auf dessen Urteil unbedingter Verlaß ist. Bei der 3. und 4. Armee hat Oberstleutnant Hentsch, so viel ich weiß, die gleiche traurige Wirkung erzielt — ein Zwang durch den Feind lag nicht vor.

Meine 5. Armee griff in diesen kritischen Tagen der Hentschschen Reisetätigkeit in der Linie Vavincourt—Rembercourt—Beauzée—St. André ohne Erfolg an und bereitete zugleich einen für den 10. September angesetzten Nachtangriff vor, dessen Zweck es war, uns in der beengten Lage, in der wir uns, eingekeilt zwischen Verdun und den unwegsamen Argonnen, befanden, mehr Luft und Bewegungsfreiheit zu schaffen. Der Plan zu diesem Nachtangriffe, an dem die Beteiligung des XIII. A.K. einschließlich der 12. R.D. und des XVI. A.K. vorgesehen war, wurde von der O.H.L., die durch inzwischen bei ihr einlaufende Nachrichten von Hentsch in der Beurteilung der Gesamtlage sichtlich immer unruhiger wurde, zunächst nicht gebilligt, dann aber auf mehrfache Vorstellung meines A.O.K.s gutgeheißen.

Das Unternehmen wurde also pünktlich durchgeführt und glückte glänzend: die Armee erkämpfte die Linie Louppy le Petit—Höhen östlich Rembercourt—Höhen nordöstlich Courcelles—Souilly. Die französische Armee Sarrails baute unter unserem Stoße nachweislich rund zwanzig Kilometer ab.

Am Tage dieses nächtlichen Erfolges, also am 10. September, kam Oberstleutnant Hentsch von seiner Rundfahrt zu den A.O.K.s über Varennes zurück. Sein Urteil über die Gesamtlage war seit seinem ersten Besuche ausgesprochen pessimistisch geworden. Er sprach sich hoffnungslos über die Zustände am rechten Flügel aus und verlangte auch von mir die sofortige Zurücknahme der 5. Armee. Nach seiner Darstellung erschienen die 1. und 2. Armee nur noch als flüchtende Trümmer, die 3. Armee hielt sich mühsam, die 4. war leidlich in Ordnung.

Ich erklärte dem Oberstleutnant Hentsch, daß von einem sofortigen Rückzuge der 5. Armee gar keine Rede sein könne, daß ein Zwang hierzu sich weder aus dem Gesamtbilde noch aus der Lage bei der Armee ergebe und daß auch, ehe der Gedanke überhaupt erwogen werden könne, die Rückführung aller meiner Verwundeten aus dem soeben glücklich durchgeführten Unternehmen gesichert sein müsse. Als Hentsch trotz dieser Einwände dringlich wurde, fragte ich ihn nach seiner schriftlichen Vollmacht — er besaß keine. Darauf habe ich ihm bedeutet, daß wir nicht in der Lage seien, seinen Wünschen nachzugeben.

Mit dem Rückzuge von der Marne war der große Schlieffensche Plan zusammengebrochen. Die rasche Niederwerfung Frankreichs war die Voraussetzung. Unvergeßlich wird mir der erschütternde Eindruck bleiben, den ich empfing, als am 11. September vormittags plötzlich General von Moltke mit Oberstleutnant Tappen in meinem Hauptquartier in Varennes en Argonnes erschien — ein gebrochener Mann, der buchstäblich mit Tränen kämpfte. Nach seinem Eindrucke war das ganze

deutsche Heer geschlagen und flutete fast unaufhaltsam zurück. Er legte dar, er wisse noch nicht, wo dieser Rückzug zum Stehen kommen würde. Wie er zu dieser Auffassung gelangt sein mochte, blieb uns damals unverständlich.

Er war sehr erstaunt darüber, daß er im A.O.K. 5 eine durchaus ruhige und zuversichtliche Beurteilung der Lage antraf, ließ sich hierdurch jedoch nicht zu einer besseren Auffassung bekehren und verlangte von mir — wie Hentsch am Tage vorher — die sofortige Rücknahme meiner Armee. Da irgend ein ersichtlicher oder zwingender Grund zu einem solchen übereilten Schritte auch jetzt nicht vorlag, kam es hierüber zu einer lebhaften Auseinandersetzung, an deren Schluß ich erklärte: Solange ich Oberbefehlshaber meiner Armee sei, trüge ich die Verantwortung für die Armee, und eine sofortige Zurücknahme könne ich mit Rücksicht auf die notwendige Bergung und den schonenden Abtransport meiner Verwundeten nicht zugeben.

Tief bewegt fuhr General von Moltke wieder ab. Menschlich hatte ich das tiefste Mitleid mit dem völlig geknickten Manne, aber als Soldat und Führer konnte ich einen derartigen seelischen Zusammenbruch nicht verstehen.

Am Nachmittage des 11. September überbrachte dann Oberst v. Dommes die nochmalige Weisung der O.H.L. für den Rückzug meiner Armee nach der Gegend östlich St. Menehould. Er schlug dabei vor, den Südrand des Argonner-Waldes zu halten. Dem gegenüber entschloß sich das A.O.K., noch weiter nach Norden zurückzugehen in die Linie Apremont—Baulny—Montfaucon—Ger-

court, da es ihm nicht angezeigt schien, vorwärts der auf Befehl der O.H.L. bereits im Rückmarsch begriffenen 4. Armee zu bleiben, während es dem nunmehr losgelassenen Gegner freistand, auch aus Verdun in jeder beliebigen Richtung hervorzubrechen und damit die rückwärtigen Verbindungen nicht nur der 5. Armee, sondern des ganzen Westheeres zu bedrohen.

Erst nach Rückführung aller Verwundeten ging die 5. Armee, ohne im geringsten vom Feinde gedrängt zu werden, in den Tagen vom 12. bis zum 15. September in voller Ordnung und mit dem Gefühle stärkster Überlegenheit in diese neuen Stellungen zurück. Sarrail getraute sich nicht, uns anzupacken; es wäre ihm auch schlecht bekommen. Ich habe mit eigenen Augen von den Höhen hart nördlich Varennes die letzten Nachhuten des XIII. und XVI. Korps ihre Schützengräben ausheben sehen und konnte dabei feststellen, daß der Feind nirgends außer mit Kavallerie-Patrouillen gefolgt war.

Ich hatte übrigens im Laufe des Krieges Gelegenheit, mit Hunderten von Offizieren aller Grade und mit ebensovielen Mannschaften der ganzen Front über die verhängnisvollen Vorgänge während der Kampfhandlungen der ersten Marneschlacht zu sprechen. Was ich da zu hören bekam, war immer wieder das gleiche: Wir hatten die französischen Gegenangriffe vollkommen abgeschlagen und gingen selbst zum Angriff vor, der überall erfolgreich zu werden versprach — da kam der unverständliche Rückzugsbefehl.

Mein Bruder Eitel Fritz führte in jenen Tagen das erste Garde-Regiment. Er schilderte mir später oft in tief-ehrlichem Zorn den Tag: „Wir waren in vollem

Angriff auf die französische Stellung, nachdem wir verschiedene französische Gegenangriffe abgeschlagen hatten. Unsere Leute waren zwar sehr ermüdet, aber sie gingen tapfer und entschlossen vor. Überall sah man die Franzosen zurücklaufen, wir hielten den Sieg in der Hand — da kam ein Ordonnanzoffizier mit dem verfluchten Befehl, sofort den Angriff einzustellen und den Rückmarsch anzutreten!" Er sagte mir, es seien die qualvollsten Stunden seines Lebens gewesen, als er mit seinen braven Leuten den ganzen in schwerem Ringen erkämpften Weg wieder zurück mußte und als sie die Verwundeten sahen, die nun sicher in Gefangenschaft fielen. Unsere famosen Grenadiere hätten es garnicht glauben wollen und nur immer wieder gefragt: „Warum müssen wir zurück, wir haben doch die Franzosen geschlagen?!"

Und sie hatten Recht. Das deutsche Heer ist an der Marne nicht geschlagen, es ist von seinen Führern zurückgenommen worden. Die Schlacht ging verloren, weil die Oberste Führung sie verloren gab, sie hätte trotz unserer zahlenmäßigen Unterlegenheit — das Kräfteverhältnis stand wie eins zu zwei — zum Siege führen müssen, wenn die Oberste Führung die Lage klar erfaßt und wenn sie zweckmäßig und entschlossen gehandelt hätte.

Es ist nicht nachträgliche Weisheit, sondern die Wiedergabe eines Eindruckes, der sich mir damals schon angesichts der Gesamtlage aufdrängte, daß in einer starken Zusammenfassung unseres rechten Flügels zu einheitlicher Aktion und in seiner Verstärkung durch eine technisch durchaus mögliche Verschiebung von Kräften aus dem linken Flügel eine Beseitigung der Gefahrpunkte unschwer hätte gelingen müssen.

Den General von Moltke habe ich nach diesen qualvollen Ereignissen nur noch einmal gesehen.

Es war im Hauptquartier Charleville. Er war seines Kommandos bereits enthoben; ich fand ihn, um Jahre gealtert, in einem kleinen Zimmer der Präfektur über die Karten gebeugt, in sich zusammengesunken. Der Anblick war erschütternd. Worte ließen sich nicht finden, mein Händedruck sagte ihm wohl alles, was zu sagen blieb.

In Berlin ist er am Ende an gebrochenem Herzen gestorben. Mit ihm ging ein echter preußischer Offizier, ein vornehmer Edelmann dahin. Daß ihm eine Aufgabe gestellt worden war, die über seine Kräfte ging — daß er sie in einem mißverstandenen Pflichtgefühl, wider Willen und in Erkenntnis seiner Unzulänglichkeit, doch auf sich genommen hat, war sein Verhängnis geworden. Seines — und das unsrige.

Ende Oktober 1920.

Nun bin ich in der zweiten Hälfte dieses Monats doch noch einmal drüben auf dem festen Land gewesen. Zum Zweiundzwanzigsten, dem Geburtstage der Mutter.

Stille, traurige Tage waren das in Doorn, denn keinem, der sie liebt, kann es entgehen, wie ihre Kräfte schwinden, sich in all dem Leid verzehren. Das Ende meines Bruders Joachim ist nicht verwunden in dem Mutterherzen, das gerade um ihn, als um den schwächsten von uns Brüdern, immer so viel Sorge getragen hat. An dem Geburtstag selbst mußte sie liegen; da konnte ich nur bei ihr an dem Bette sitzen, die schmal gewordene Hand in meiner halten

und zu ihr reden. Eine Menge kleiner harmloser Heiterkeiten aus meiner Inselwirtschaft habe ich ihr erzählt und war so froh, wie ich das gütige Gesicht dann immer wieder leise lächeln sah. Aber das kommt wie ein Sonnenschein — und vergeht wieder. Und auch wenn sie auf ist, durch die Zimmer geht und mit den müden Augen über all die alten Möbel und Erinnerungsstücke aus vergangenen Zeiten in Berlin und Potsdam hinblickt, hinstreichelt — so ist das alles wie ein stilles Abschiednehmen. —

Auch mein Onkel, der Prinz Heinrich, war in Doorn und ist dann auf der Rückkehr zu meiner Freude für einen Tag zu mir nach Wieringen gekommen.

Müldner soll im November wieder einmal nach der Heimat und hören, sehen, wie die Zustände jetzt sind. Wie der gute Vater Noah, der die Taube ausschickte, „auf daß er erführe, ob das Gewässer gefallen wäre auf Erden," komme ich mir bei diesen Reisen immer vor. Wann wird er mit dem Ölblatt wiederkommen?

Unser alter, stets hilfsbereiter Freund Major von Jena soll ihn während dieser Abwesenheit vertreten und mir und meinen beiden Hunden und meiner Katze in meiner Arche hier Gesellschaft leisten.

Ich habe vor wenigen Wochen versucht, in diesen Blättern gegen das alberne Geschwätz anzugehen, das mich mit dem Mißerfolg der ersten Marneschlacht in Verbindung zu bringen sucht. Ich möchte im Anschluß daran noch eine zweite Lügenlegende zerstören.

Unter den vielen Unwahrheiten, die Böswilligkeit oder Dummheit über mich in die Welt gesetzt und verbreitet haben, steht auch der Anwurf, ich sei an den schweren

Verlusten und an dem schließlichen Mißerfolge vor Verdun schuld. Die Zähigkeit, mit der diese Behauptung immer wieder auftaucht, macht eine Klarstellung der Tatsachen notwendig.

Der Befehl, Verdun anzugreifen, ist nicht von mir ausgegangen, sondern beruhte auf einem Entschlusse der Obersten Führung. Zum Ausdruck kommt die Absicht zu diesem Unternehmen und kommen die allgemeinen Ideen, aus denen es der O.H.L. vorteilhaft erschien, bereits in einem Vortrage, den General von Falkenhayn als Chef des Generalstabes des Feldheeres dem Kaiser um Weihnachten 1915 gehalten hat. Da heißt es: „Hinter dem französischen Abschnitt der Westfront gibt es in Reichweite Ziele, für deren Behauptung die französische Führung gezwungen ist, den letzten Mann einzusetzen. Tut sie es, so werden sich Frankreichs Kräfte verbluten, da es ein Ausweichen nicht gibt, gleichgültig, ob wir das Ziel selbst erreichen oder nicht. Tut sie es nicht und fällt das Ziel in unsere Hände, dann wird die moralische Wirkung in Frankreich ungeheuer sein. Deutschland wird nicht gezwungen sein, sich für die räumlich eng begrenzte Operation so zu verausgaben, daß alle anderen Fronten bedenklich entblößt werden. Es kann mit Zuversicht den an ihnen zu erwartenden Entlastungsunternehmungen entgegensehen, ja hoffen, Kräfte in genügender Zahl zu erübrigen, um den Angriffen mit Gegenstößen begegnen zu können." Bald darauf erteilte die O.H.L. dem A.O.K. 5 den Befehl zum Angriff auf Verdun. Mitbestimmend zu diesem Entschlusse der O.H.L. war zweifellos auch der Wunsch und die aus unserer zahlenmäßigen Unterlegenheit sich ergebende Notwendigkeit,

einem erwarteten Angriffe der Gegner aus deren ungeschwächter Kraft und gegen einen uns etwa unerwünschten Frontabschnitt zuvorzukommen. Die Organisation der Engländer war um diese Zeit wirksam geworden, die Entlastung der Franzosen war eingetreten. Der Gegner besaß im Frühjahre 1916 im Westen eine Übermacht von mehr als einer Million Kämpfern — nach General von Falkenhayns eigener Angabe standen 2350000 Deutsche gegen 3470000 Streiter der Entente — und ein gewaltiges Mehr an Material.

Bei der Beurteilung des Angriffsentwurfes vertrat das A.O.K. 5 die Ansicht, es müsse beiderseits der Maas mit starken Kräften gleichzeitig angegriffen werden. Ein solches Vorgehen lehnte die O.H.L. ab. Der alleinige Angriff auf dem Ostufer ist auf direkten Befehl der O.H.L. hin ausgeführt worden. Aber auch dieser Angriff wäre wahrscheinlich gelungen, wenn nicht ungünstige Umstände eingetreten wären.

Die Vorbereitungen zum Angriff waren den Franzosen vollständig entgangen. Der Artillerieaufmarsch war in keiner Weise gestört worden, die Angriffsinfanterie hatte in der Sturm-Ausgangsstellung kaum Verluste. Alles war glänzend vorbereitet. Da traten am Abend vor dem ursprünglich vorgesehenen Angriffstage strömende Regengüsse und Schneetreiben ein, die der Artillerie jede Möglichkeit nahmen, ihre befohlenen Ziele unter Feuer zu nehmen. Der Angriff mußte von Tag zu Tag aufgeschoben werden, so daß der Sturm erst zehn Tage später als ursprünglich beabsichtigt erfolgen konnte. Wir haben damals beim A.O.K. qualvolle Zeiten durchlebt, denn, wie die Dinge lagen, bedeutete

jeder verlorene Tag, jede verlorene Stunde Verminderungen unserer Aussichten auf raschen Erfolg. In der Tat ist in dieser Wartezeit der ganze Angriff den Franzosen durch zwei übergelaufene Landwehrmänner — elende Schufte — verraten worden.

Trotzdem wurde es unseren Gegnern nicht mehr möglich, die nötigen Gegenmaßregeln schnell genug durchzuführen. Der Angriff begann am 21. Februar 1916, und die überwältigenden Erfolge der drei ersten Tage sind bekannt. Die Infanterie des III., XVIII. A.K. und VII. Reservekorps vollbrachte auf ihrem Sturmwege Wunder der Tapferkeit. Die Einnahme des Forts Douaumont war die Krönung. Und auch jetzt noch wäre es gelungen, die gesamte Ostfront von Verdun zu überrennen, wären die uns zugesagten Reserven rechtzeitig zur Stelle gewesen. Warum diese nicht eintrafen, entzieht sich meiner Kenntnis.

Mir hat damals der Stürmer des Forts Douaumont, der Hauptmann von Brandis, erzählt, er habe am vierten Tage selbst beobachtet, daß in der ganzen Gegend zwischen Douaumont—Souville—Tavannes kein Franzose mehr war. Aber unsere eigenen Truppen waren am Ende ihrer Kräfte. Das Wetter war entsetzlich, und die Verpflegung konnte nicht überall rechtzeitig herangeführt werden. Daß es wohl möglich gewesen wäre, bei sofortiger Fortsetzung des Angriffes die gesamte Ostfront von Verdun zu nehmen, geht schon allein daraus hervor, daß die örtliche Führung der Franzosen bereits die Räumung der Ostfront befohlen hatte. Diesen Befehl hat erst General Joffre rückgängig gemacht. Aus dem mir unlängst zugegangenen Berichte eines französischen Offiziers aber,

der bei Verdun mitgekämpft hat und die Kämpfe beschreibt, ergibt sich, daß am dritten Tage die Verteidigung der Ostfront von Verdun in der Tat gebrochen war. Die ganze Gefahr der Lage für die Franzosen am 24. Februar schildert auch General Mangin in seinen Ausführungen in der Revue des Deux Mondes.

Die nach einer ungeheuren militärischen Leistung eingetretene Ermüdung unserer Sturmtruppen und der Mangel an Reserven haben uns um den Siegespreis gebracht.

Ich klage nicht an, ich stelle nur die Tatsachen fest.

Von diesem Tage ab war das Moment der Überraschung dahin, und die bisher stark vorwärtsdrängenden Stürme verwandelten sich in ein ungeheures Ringen und Würgen um jeden Fußbreit Boden. Schon nach wenigen Wochen wurde mir hierbei klar, daß es nicht möglich sein würde, die zähe Verteidigung zu durchbrechen, und daß die eigenen Verluste auf die Dauer in keinem Verhältnisse zu dem Gewinn standen. So habe ich dann bald alles daran gesetzt, den Angriff einzustellen, und ich habe diese meine Ansicht und die aus ihr gefolgerten Vorschläge mehrfach mündlich zum Ausdruck gebracht. Es wurde meinen Darlegungen, mit denen ich übrigens in einen gewissen Gegensatz zu der Auffassung meines damaligen Chefs, des Generals Schmidt von Knobelsdorf trat, zunächst nicht Folge gegeben, der Befehl lautete auf weitere Fortsetzung des Angriffes. Daß ein anderer Entschluß für die O.H.L. angesichts der hohen moralischen Werte, die an eine Aufrechthaltung des Unternehmens gebunden waren, ungeheuere Widerstände überwinden mußte und daß die O.H.L. den Kampf um

Verdun aus anderen Gesichtspunkten werten mußte als der Oberbefehlshaber des A.O.K. 5, ist ohne weiteres zuzugeben. Trotzdem glaube ich, daß meine Anregungen, auch von diesem höheren Standpunkte aus betrachtet, damals schon das Richtige trafen.

Als sich die Lage später so verschärfte, daß ich die Fortsetzung des Angriffes im Hinblick auf die Nutzlosigkeit der Opfer nicht mehr verantworten zu können glaubte, bin ich in persönlichem Vortrage bei Seiner Majestät dem Kaiser und auch schriftlich bei der O.H.L. vorstellig geworden, worauf der Kaiser meiner Ansicht beigetreten ist und die von mir gewünschte Einstellung des Angriffes genehmigt hat. Sie ist, nachdem General Falkenhayn am 29. August als Chef des Generalstabes des Feldheeres und von der Leitung der Operationen zurückgetreten war, von Generalfeldmarschall von Hindenburg am 2. September 1916 zugleich mit der Anweisung, die erreichte Linie als Dauerstellung auszubauen, befohlen worden.

So traurig das Endergebnis gewesen ist, so soll man doch andererseits nicht vergessen, daß, wenn auch uns der Angriff auf Verdun schwerste Verluste gekostet hat, die Franzosen in noch viel höherem Maße unter diesen Kämpfen gelitten haben. Etwa fünfundsiebzig französische Divisionen sind in dem Höllenkessel von Verdun zerschlagen worden. Die Wucht des französischen Anpralles an der Somme ist so durch Verdun ganz außerordentlich gemindert worden, und es bleibt unübersehbar, welche Folgen die Somme-Offensive gehabt hätte, wenn die Schlacht vor Verdun nicht die Hilfsquellen Frankreichs an Menschen und Material in diesem Maße vorzeitig gebunden und verzehrt hätte. —

Ich möchte die Darlegungen über meine Stellung zu den Kämpfen um Verdun nicht schließen, ohne mich auch noch mit einem Schimpfe auseinandergesetzt zu haben, der mir seit nun zwei Jahren immer wieder aus solchen Zeitungen, die lieber ein billiges Schlagwort gebrauchen als der Wahrheit Raum gewähren, feige und verleumderisch entgegenspringt.

Gerade dieser Tage konnt' ich's wieder lesen: „— der Kronprinz, der lachende Mörder von Verdun —"

Galle und Bitterkeit in das karg genug bemessene Licht, das mir auf meiner Insel hier, die von dreihundertfünfundsechzig Tagen dreihundert Tage lang in Sturm und Nebel liegt, verbleibt.

„— der lachende Mörder von Verdun —" das bin also ich. Eigentlich könnte man ja daran gewöhnt sein, so oft hat man die gleiche Niederträchtigkeit nun schon gelesen. Aber sie trifft mich immer wieder, weil sie an das rührt, was ich mir als letzten sichersten Besitz aus diesem Krieg und Niederbruch gerettet habe: an die reine Erinnerung meines Verhältnisses zu der mir anvertrauten Truppe — an das Wissen: die Leute und du, ihr habt euch verstanden und vertraut, und ihr habt mit Recht aneinander geglaubt, denn jeder hat an seinem Teil sein Bestes getan und gegeben.

Was von Verdun und meiner Rolle in dem Ringen um die Festung zu berichten ist, das habe ich ausgesprochen. Bliebe noch über mein Verhältnis zu der Truppe etwas zu sagen — und über mein Lachen.

Beinahe widerstrebt es mir, zum ersten dieser beiden Punkte überhaupt viel Worte zu machen. Nur dieses sei bemerkt: Mir waren meine in ungezählten Kämpfen

als tapfer und treu erprobten Divisionen wahrhaft wie Kinder ans Herz gewachsen, und ich habe stets alles getan, was in meinen Kräften stand, um ihnen Ablösung, Ruhe, Verpflegung, Fürsorge und Auszeichnungen zu teil werden zu lassen — so weit sich das unter den harten Umständen des Krieges nur irgend schaffen ließ. Wann und wo irgend möglich — das heißt: immer wieder, wenn mir die Pflichten meiner Stellung die längere Entfernung von dem Oberkommando der Heeresgruppe möglich machten — bin ich zu meinen kämpfenden Truppen in die im Feuer liegenden Abschnitte nach vorne gegangen, habe mit eigenen Augen nach ihrer Lage gesehen, wenn möglich dann auf Grund des eigenen Erkennens Erleichterungen für sie durchzusetzen gesucht. Das war in den Argonnen nicht anders als vor Verdun oder in den Kreidegräben der Champagne, und es wird wenig Kämpfer unter den vielen Hunderttausenden geben, die meinem Oberbefehl im Lauf des ungeheueren Ringens unterstanden haben, die mich nicht so in ihren Kampfabschnitten gesehen haben.

So kann ich, statt viel Worte zu verlieren, sie alle, meine tapferen Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften der alten 5. Armee und der Heeresgruppe, ohne Scheu zu Zeugen dafür aufrufen, wie ich zu ihnen stand. Das Wissen, daß sie mir alle meine Liebe mit unvergleichlicher Soldatentugend, mit Treue und Tapferkeit gedankt, daß sie rein menschlich an mir gehangen haben, das ist für mich noch heute ein Stück Glück, das ich mir aus der Vergangenheit herüber gerettet habe — und das mir auch kein leichtfertiger Hetzer mit seinen lügnerischen Anwürfen zerstören soll!

„— der Kronprinz, der lachende Mörder von Verdun —“

Also schließlich: mein Lachen.

Ja, und noch einmal ja: Ich habe gern gelacht in meinen jungen Jahren und bin ein Trübsalbläser und ein matter Stubenhocker nie gewesen. Ich habe gern gelacht, weil ich das Leben damals schön und reich gefunden habe und weil mir dabei war, als ob mein Lachen etwas wie ein Dank an das Geschick sei, das mich frisch, gesund und gläubig meine Kräfte fühlen ließ.

Ich habe auch im Krieg, trotz alles bitter Schweren, mein Lachen nicht völlig verlernt. Wer mitgemacht hat und ein ganzer Kerl ist, der hat das sicher auch an sich selbst erlebt, wie damals gerade in den schweren Zeiten alles in einem fortgedrängt hat von dem unerhörten Grauen, von Tod und von Vernichtung, und man beinahe gierig nach jedem Empfinden und jeder Äußerung der Bejahung dieses ewig zwischen hier und dem zweifellos besseren Jenseits pendelnden Lebens gewesen ist. Also auch damals habe ich aus meinem Gesichte kein Theater für ein registrierendes Publikum gemacht, sondern habe es gezeigt, wie es war.

Daß mir das auch in jener Zeit schon in der Heimat, vielleicht auch in der Etappe, hier und da üble Zensuren eintrug, weiß ich: Der Kronprinz sieht immer vergnügt aus — er nimmt die Dinge wohl nicht allzuschwer —

Ihr lieben, braven Ausbeuter und Klugschwätzer, was habt denn ihr gewußt?! Wenn ich mich damals halb so viel um euch gekümmert hätte wie ihr um mich, dann wäre mir mein Lachen vielleicht doch vergangen.

Ich aber habe mich allein um eines gesorgt und gekümmert: um die mir anvertrauten Männer, die im Kampfe standen. Und nur wenn diese meine alten Kämpfer, die mir an das Herz gewachsen waren und deren ich heute wie je in Liebe und in kameradschaftlicher Zugehörigkeit gedenke — wenn die etwa an meinem Lachen Anstoß nahmen, dann sollt ihr Recht behalten haben!

Die aber haben mir dafür gedankt und haben mich verstanden. Um derentwegen habe ich auch wirklich mehr als einmal gelächelt und gelacht — auch wenn mir nicht eben danach zu mute war.

Bilder drängen mir aus den schweren Tagen zu.

Es ist Besichtigung eines Rekrutendepots. Der jüngere Jahrgang hat seine Ausbildung beendet, jetzt soll er an die Front. Da stehen nun sechshundert kaum der Knabenzeit entwachsene frische, liebe deutsche Jungen — eigentlich sind sie ja noch viel zu jung für das schwere Handwerk! Erwartend, fieberig sind ihre hellen Augen auf mich gerichtet: was wird der Kronprinz ihnen sagen? — Und da steigt es einem in der Kehle hoch, und die Augen wollen trübe werden — ich sah schon zu viele gehen und zu wenige wiederkehren, und dies sind ja beinahe noch Kinder! Dürfen diese Jungen sehen, was in mir vorgeht? Nein! Man reißt sich zusammen — und lächelt — und spricht zu ihnen: „Kameraden, denkt an die Heimat, es muß sein, es wird mir schwer, euch ziehen zu lassen, aber ihr werdet eure Sache schon gut schaffen. Erweist euch würdig der Kameraden an der Front. Gott schütze euch!" Und nun jubeln sie mir zu und gehen gläubig ihren schweren Weg. —

Es ist Großkampf. Ernste Meldungen von der Front, der Feind ist an einer gefährlichen Stelle eingebrochen, im Zimmer des Chefs sitze ich vor der Karte, das Telephon neben mir. Wir haben die Reserven herangeführt, die Artillerie und Flieger sind angesetzt, und nun wartet man auf Meldungen. Das Telephon klingelt, man reißt den Hörer ans Ohr. Meldung vom A.O.K.: Die Einbruchstelle hat sich erweitert, wir hoffen aber in der Linie A bis B halten zu können. Die schwersten Sorgen drücken auf den Chef und auf den Oberbefehlshaber. Reserven sind nicht mehr verfügbar, der letzte Mann, das letzte Maschinengewehr ist in Marsch gesetzt. Jetzt muß die Truppe es machen. Wird sie es machen?

Dann trete ich aus dem Oberkommando, um mit dem bereitstehenden Auto nach vorne in das Gebiet des Angriffes zu fahren. Hunderte von Soldaten stehen auf der Straße; ihre fragenden Augen sind unsicher auf mich gerichtet. Die Schwierigkeit der Lage vorne hat sich herumgesprochen, richtig nach Panikstimmung sieht es hier aus. Da richte ich mich auf und rufe ihnen zu: „Kinder, es sind schwere Kämpfe im Gange, aber die Sache wird geschafft, muß geschafft werden, und ihr müßt mir dabei helfen." Und dabei lächle ich ihnen zu. Da wissen sie: Wohl, es geht hart auf hart, und vielleicht kommt es bitter schwer. Aber er glaubt an uns, und er läßt selbst den Kopf nicht hängen — es wird werden.

Und statt des dumpfen Schweigens, das ich fand, tönen jetzt zustimmende Rufe hinter mir her. —

Ein anderes Bild. Es ist nach dem schweren Ringen

am Chemin des Dames. Ich fahre zu einem Regiment, das soeben aus den Kämpfen kommt und auf dem Boverücken einige Tage ausruhen soll. Die Leute haben sich in Granattrichtern und in alten französischen Unterständen notdürftig eingerichtet. Mit vielen spreche ich; die Männer sind sehr abgespannt. — Da sitzt in einem Granattrichter eine Korporalschaft und spielt Skat. Ich setze mich dazu und stifte drei Mark in die Kasse. Und nun geht's los. Alles waschechte Berliner Jungens — die meisten kennen mich von zu Hause. Sie schimpfen zunächst, daß der Krieg so lange dauert, aber behaupten trotzdem: „wir wern det Kind schon schaukeln." Ich muß fort zu anderen Truppen. Da steht so ein alter Knabe auf, fünfundvierzig ist er wohl, und hält mir seine rauhe Hand hin, sagt: „Sie sind unser oller Willem, und det Se uns hier besucht haben, vergessen wir Ihnen nich; wenn wir wieder injesetzt werden, dann denken wir an Ihnen, und Sie sollen mit uns zufrieden sin." Und dann ertönt ein donnerndes Hurra über den blutgetränkten Chemin des Dames. —

So also war es mit dem Lachen.

Ja — und da ich schon dabei bin, so soll noch ein Bekenntnis her: Ich kann's auch heute noch!

Allen Schicksalsschlägen und Widrigkeiten und aller Enge und Einsamkeit zum Trotz: Auch jetzt noch spüre ich es manchmal froh und unbefangen aus mir quellen — und danke meinem Gott dafür, daß er mir das gelassen hat!

Gestern erst, als ich in Den Dever drüben mit den Fischerkindern spielte — und letzthin, als ich mir da mit dem Schmiedegesellen eins erzählte.

Dezember 1920.

Müldner ist wieder bei mir eingetroffen. Wie heißt es von dem Vater Noah in der Bibel? „Da aber die Taube nicht fand, da ihr Fuß ruhen konnte, kam sie wieder zu ihm in den Kasten; denn das Gewässer war noch auf dem ganzen Erdboden. Da tat er die Hand heraus und nahm sie zu sich in den Kasten. — Da harrete er noch andere sieben Tage."

So bleibt nichts, als das Herz in beide Hände nehmen und in den dritten Winter auf der Insel gehen.

Eine große Freude habe ich erlebt: Besuch! Meine kleine Schwester ist auf dem Rückwege von Doorn auf ein paar Tage auch bei mir gewesen. Wer wissen könnte, was wir einander seit Kindheitstagen sind — der „große Bruder" der kleinen Sissy und umgekehrt — der könnte auch mit uns fühlen, wie viel uns beiden dieses Wiedersehen nach so langen Jahren gegeben hat.

Kaum daß meine kleine Herzogin dann wieder abgereist war, hat auch das Stürmen von der See her eingesetzt. Wüst — ohne Pause durch Tag und Nacht. Gerade daß das Fegen uns das Dach der Pastorie nicht über unseren Köpfen fortgerissen hat. Wie im Großangriff ist der Winter diesmal über uns hergefallen: mit jäh hereinbrechendem Absinken der Temperatur, mit Schneetreiben und harten Fröſten und Eismassen in der Zuidersee. Schlimmer noch als der bittere erste Winter unseres Hierseins vor zwei Jahren läßt er sich an.

Jetzt machen schneidend scharfer Nordost und schwerer Eisgang in der See die Verbindung mit dem Festlande beinahe unmöglich. Dazu ist die Telephonverbindung

unterbrochen, so daß man richtig abgeschnitten ist von aller Welt.

Und die letzten Nachrichten vom Krankenbette meiner lieben Mutter so bitter trübe, daß man alles befürchten muß. Denk' ich daran, so drängt sich mir wie ein Gebet der Gedanke auf: Nicht jetzt — in diesen Tagen nicht! —

Um drei Uhr, spätestens um vier Uhr ist es dunkle Nacht. Dann sitze ich neben dem kleinen Eisenofen bei der Petroleumlampe vor den Büchern, vor den Papieren.

Wenn ich das Büchergestell mit den Bänden überschaue: Was habe ich nicht alles gelesen und durchgeackert in den beiden Jahren! Mehr als in den sechsunddreißig anderen, die vorhergegangen sind.

Während des Krieges waren mein A.O.K. 5 und meine Heeresgruppe oft das Ziel für Besucher aus der Heimat und aus dem neutralen Auslande. Von einigen dieser Besuche sei hier kurz gesprochen. —

Die deutschen Bundesfürsten kamen häufig, um ihre Truppen zu sehen, und mit manch einem von ihnen konnte ich eingehende Gespräche über die Gesamtlage und über die Verhältnisse in der Heimat führen; häufig genug gingen ihre Mahnungen dahin, jede irgend mögliche Gelegenheit zur Verständigung mit den Gegnern zu suchen, und ich teilte diesen Gedanken durchaus mit ihnen. Es ist sehr zu bedauern, daß die deutschen Bundesfürsten nicht öfter von der Reichsleitung gehört wurden, viele von ihnen haben das Unglück sehr wohl kommen sehen. Der bundesstaatliche Charakter des Deutschen Reiches, den Bismarck stets ängstlich hütete, war leider in den letzten fünfzehn Jahren allzusehr in

den Hintergrund gedrängt worden durch die zu große Zentralisation in Berlin. Man übersah, daß gerade der Stolz auf die eigene engere Stammesart den besten Kitt für das Reich bildete.

Von hervorragenden Persönlichkeiten, die aus verbündeten oder befreundeten Staaten als Besucher zu mir kamen, seien erwähnt Enver Pascha, der Kronprinz Boris von Bulgarien, Graf Tisza, Kaiser Karl und Sven Hedin.

Graf Ottokar Czernin war zweimal bei mir, und wir hatten ausführliche politische Gespräche. Ich gewann hierbei den Eindruck, einen vornehmen und klugen Staatsmann vor mir zu haben, der die tatsächlich vorhandenen Verhältnisse klar überblickte und mit ihnen rechnen wollte. Er war, als ich mich im Sommer 1917 in Charleville mit ihm eingehend über die schon recht drückend gewordene Lage besprach, der Ansicht, daß die Doppelmonarchie bereits am Ende der Kräfte angelangt sei, daß sie sich nur durch stimulierende Mittel noch weiter im Kampfe aufrecht erhalte und daß auch für uns die Gipfellinie unserer militärischen Leistungsfähigkeit überschritten sei. So sah er einen kommenden Zusammenbruch vor Augen und wollte diesen rechtzeitig durch größere greifbare Konzessionen an unsere Gegner verhindern. Ein Verständigungsfrieden auf Grund von Hingaben und Opfern von seiten der Zentralmächte war sein Ziel, und aus seinen Worten schien eine gewisse Überzeugtheit davon zu klingen, daß dieses Ziel, wenn die Voraussetzungen gesichert wären, erreicht werden könne. Wir sollten größere Teile der Reichslande an Frankreich abtreten und Kompensationen dafür

im Osten finden, wo auf eine Eingliederung Polens zuzüglich Galiziens zum Reiche hingewirkt werden sollte. Österreich seinerseits wollte nicht nur Galizien preisgeben, sondern auch das Trentino an Italien überlassen. Ich konnte mich angesichts der mir nur allzuwohl bekannten Schwierigkeiten unserer Lage seinen Ausführungen durchaus nicht verschließen, wies ihn aber darauf hin, daß die Vertretung eines Schrittes, wie er ihn vorschlage, in der deutschen Heimat auf völliges Unverständnis stoßen müßte. Die Heimat sah uns siegreich tief in Feindesland stehen, glaubte zum überwiegenden Teile noch an den guten Stand der Dinge — und konnte daher für den Gedanken, altes Reichsland hinzugeben, bloß um zu einem Frieden zu gelangen, nur Abwehr haben. Trotz der Erkenntnis dieser Schwierigkeit und trotz meiner absoluten Skepsis gegenüber der polnischen Kompensationsidee habe ich mich in der Abwägung des großen Opfers, das der Czerninsche Plan von uns forderte, gegen das unabsehbare Unheil, in das wir bei einer unbegrenzten Fortsetzung des Krieges nach meiner Überzeugung gleiten mußten, dem Grafen gegenüber bereit erklärt, im Sinne meiner eigenen Auffassung und seiner Anregung namentlich bei der Heeresleitung nach Kräften zu wirken. — Die Schritte, die Graf Czernin darauf selbst unternahm, brachten ihm keinen Erfolg. Der Reichsleitung erschien das uns zugemutete Opfer zu groß, Bethmann Hollweg schien — wenn ich die Situation recht erkannte — namentlich vor dem Probleme: „Wie bringe ich dem Reichstage, der Heimat die Wahrheit bei?" zurückzuschrecken. Noch weniger Gehör fand der Graf bei der O.H.L., die es, wie Gene-

ral Ludendorff ausführte, für unverständlich hielt, mit ungeschlagenem Heere über die Hingabe alten deutschen Landes, das nach langer Fremdherrschaft mit deutschem Blute zurückgewonnen worden war, zu sprechen. Ich ehre all die Gesichtspunkte, die General Ludendorff in Verfechtung seines Standpunktes ins Treffen führte und die übrigens in seinem Erinnerungswerke nachgelesen werden können: sie kamen aus dem optimistischen Herzen eines prachtvollen Soldaten — sie kamen nicht von einem kühl abwägenden Politiker. Ich für mein Teil suchte das Problem reduziert auf seine einfachste Fassung zu sehen, und die hieß: Prestigefrage um die französischen Teile des Elsaß — oder Existenzfrage für das Reich? So bin ich damals lebhaft für einen Versuch auf dem von Czernin gewiesenen Wege eingetreten — doch ist mein einziger Erfolg der geblieben, daß man mir nachsagte, ich sei zu den Flaumachern gegangen und habe „schlapp gemacht". —

Holländische, schwedische, spanische, anfangs auch amerikanische Militärmissionen waren häufig unsere Gäste. Manch tüchtiger, sympathischer Offizier war unter ihnen.

Mehrfach auch fanden Abordnungen deutscher Parlamentarier den Weg zu mir, so die bekannten Abgeordneten von Heydebrand, Oldenburg-Januschau, Kämpf, Schultz-Bromberg, Trimborn, Fischbeck, David, Hermann Müller und andere.

Mit dem Mehrheitssozialisten David hatte ich bei solcher Gelegenheit im Sommer 1917 ein längeres interessantes Gespräch. Obgleich unsere Anschauungen naturgemäß keineswegs in allem übereinstimmten, fanden wir doch mancherlei Berührungspunkte. Als ich ihn nach

den nächsten Forderungen seines Parteiprogrammes befragte, betonte er die Notwendigkeit eines Gesetzes zur Unterstützung der Arbeitslosen. Meiner Einwendung, daß es doch wohl sehr schwierig werden dürfte, in jedem Falle festzustellen, ob wirklich unverschuldete Arbeitslosigkeit vorliege, begegnete er mit der Versicherung, daß man eine sehr scharfe, jeden Mißbrauch ausschließende Kontrolle einführen werde. Wenn ich jetzt immer wieder von den riesenhaften Summen lese, die das Reich und die Kommunen für die Zwecke der Arbeitslosenunterstützung ausgeben, kommt mir bisweilen jenes Gespräch mit dem Genossen David in Erinnerung. Ob es ihm und den anderen Vätern des Gesetzes wohl gelungen ist, die jeden Mißbrauch ausschließende Kontrolle, von der ihre Theorie träumte, in der Praxis durchzuführen? Ich möchte es wünschen — und muß doch daran zweifeln. Später ist mir dann noch ein kleiner Vorgang aus den Tagen von Davids Reise in das Kriegsgebiet gemeldet worden, eine Episode, die den Abgeordneten als wackeren Mann erkennen läßt: Eine Anzahl von Parlamentariern besuchten einen Frontabschnitt, um die Verhältnisse hinter unserer Linie durch eigenen Augenschein kennen zu lernen. In einem kleinen Orte lagen Landwehr und einige Kolonnen — meist ältere Herren, die dem Kriege nicht mehr viel Reiz abgewinnen konnten. Sie erkannten Herrn David und erklärten ihm, sie wollten nach Hause und nicht mehr kämpfen. Da hat der Sozialdemokrat David ihnen eine forsche Rede gehalten, in der er ihnen sagte, jeder habe seine Pflicht zu tun, und streiken vor dem Feinde gebe es nicht. — Die Rede hat ihre Wirkung nicht verfehlt.

Mit Herrn von Heydebrand hatte ich im Juli 1918 ein Gespräch über die Lage und die Kriegsziele, und ich war dabei betroffen über den Optimismus, mit dem er auch zu diesem Zeitpunkte noch in die Zukunft blickte. Er war geradezu erschüttert, als ich ihm die nackte Wahrheit enthüllte, als ich ihm sagte, daß wir schon seit langer Zeit an der Westfront einen Verzweiflungskampf mit ermüdeten, erschöpften Truppen gegen eine riesige Übermacht führten. Als ich ihm dann genaue Zahlen als Unterlagen für meine Ausführungen nannte, ihm unsere bitter traurige Ersatzlage darlegte, schien er die harte Wirklichkeit, wie sie sich da vor ihm auftat, kaum fassen zu können. Mein Chef hat ihm im Anschluß an meine Aufklärung die Angaben bestätigt und noch weiter ergänzt. — Herr von Heydebrand sagte mir darauf, nach dem, was er jetzt erfahren habe, müsse er bekennen, daß er bisher eine völlig falsche Auffassung von unserer Lage gehabt habe; man habe ihn und seine Partei in Berlin völlig unrichtig orientiert. —

Die Tatsache der zu rosigen amtlichen Orientierung erklärt auch die sonst völlig unverständlichen, oft viel zu weit gesteckten Ziele der infolge ihrer Fehlwünsche so verschrieenen alldeutschen Partei. Sie, wie viele andere, wußte eigentlich nichts von dem tatsächlichen Bilde der Lage. Die Alldeutschen wollten dem Volke Kriegsziele zeigen, für die wir kämpften; Frankreich focht für Elsaß-Lothringen, England um die Vorherrschaft zur See und um sein Handelsmonopol, Rußland um Konstantinopel und um einen Zugang zum eisfreien Meer, Italien endlich um die „unerlösten Provinzen“. Wofür kämpfte Deutschland? Darauf wollte die so-

genannte alldeutsche Partei die Antwort geben — und die schlichte Wahrheit: „um seinen Bestand, um sein ungekränktes Dasein, um seine ungeengte Entwicklung!“ klang ihr nicht stark genug. Und doch war das die einzig unerschütterliche, die stärkste und würdigste Kampfparole von allen!

Aus Traumländern sind Millionen Deutscher durch die unglücklichen Vorgänge des Jahres 18 in eine grausam harte Wirklichkeit gerissen worden. Ein unvergängliches Beispiel dafür, welche verhängnisschweren Folgen gerade im Kriege die künstliche Züchtung eines unbegründeten Optimismus, einer zu günstigen Beurteilung der allgemeinen Lage mit sich bringt! Ja, ich behaupte, daß der Zusammenbruch in Deutschland niemals zu einer so grausamen Katastrophe hätte werden können, wäre das Volk nicht durch die von ihm für ganz und gar unmöglich gehaltenen schweren Rückschläge an der Front aus allen von den amtlichen Stellen ängstlich gehegten Illusionen gerissen worden. Man hatte doch allgemein geglaubt, es stehe alles sehr schön — und man erkannte nun, daß man von einem Patjomkinschen Dorf der Stimmungsmache genarrt worden war. So fest war dieser gedankenlose, nebelhafte Optimismus den Gehirnen aufgezwungen worden, daß sich die müden Menschen selbst in Zeiten schwerster Spannung in ihn flüchteten, daß die Wenigsten nur die Kraft und den selbständigen Mut hatten, sich die Folgen einer möglichen Niederlage klar vor Augen zu stellen. Und doch haben sicher gerade diese dann die stärkere Widerstandskraft aus einer solchen inneren Auseinandersetzung mit letzten bitteren Möglichkeiten gewonnen — denn sie haben da-

bei erkennen gelernt, daß jede äußerste Anstrengung dem Kampfe und dem Siege gelten, daß das Unterliegen Vernichtung bedeuten mußte.

Der auf einem Denkfehler ruhende Mangel an Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit der Heimat gegenüber, der manchen Herrn der hierfür verantwortlichen Stellen in Fleisch und Blut übergegangen war, hat sich schwer gerächt. Nicht mit dem einschläfernden Opiate ewiger Beruhigungen, daß alles zum besten stehe, spannt man die Leistungen des Einzelnen wie eines ganzen Volkes zu ihrer letzten Höhe an. Stärker wirkt der ehrliche Hinweis darauf, daß Ungeheures in einem Kampf um Leben oder Sterben zu vollbringen ist, daß dieser Kampf sich härter als irgend einer gestaltet, den ein Volk je durchrungen hat — daß bei dem Auf und Nieder seiner Phasen kein Nerv nachlassen, keine Seele lässig werden darf, soll nicht alles verloren gehen. Den klaren Blick in die Folgen einer etwaigen Niederlage hätte man der Heimat nicht vorenthalten, die ganze Furchtbarkeit des Ringens an den Fronten hätte man ihr nicht durch eine falsche Geheimnistuerei im Fall von Mißerfolgen verschminken dürfen.

Ich rede da gewiß keiner trübseligen Flaumacherei das Wort — aber einer Auffassung, nach der dem deutschen Volke von Anfang an die Ehre gegeben werden mußte, es für mündig und reif genug zu nehmen, daß es die ganze harte Wahrheit sehe und sein Herz an ihrem Anblicke stähle!

Was ich meinen Truppen hundert und hundert Mal zugerufen habe: „Kameraden, es steht hart und bitter schwer. Es geht um Leben oder Sterben für euch und

für das alles, was wir Deutsche haben. Ob wir durchkommen werden, weiß ich nicht. Aber allen Glauben habe ich an euch, daß keiner den anderen und das Ganze im Stiche läßt. Und es gibt keinen anderen Weg — darum vor — mit Gott für Kaiser und Reich! für alles, was ihr liebt und nicht zertreten sehen wollt!", das etwa in der Anwendung auf unsere jeweilige Lage hätte auch die Heimat immer wieder hören müssen.

Man hat es vorgezogen, die Wahrheit zu rationieren. Der Erfolg war, daß die Hungernden gierig nach Gerüchten und Legenden als Ersatz für das ihnen Vorenthaltene haschten, daß Mißtrauen und zersetzende Zweifel groß geworden sind. Schon bei der ersten Marneschlacht hat diese falsche Taktik eingesetzt — wir sind sie bis zum Zusammenbruch nicht los geworden.

Nicht der deutschen Presse darf die Schuld an der falschen Orientierung ihrer Leser zugeschoben werden — die Wurzel des Übels lag dort, wo der deutschen Presse das Material zugewiesen wurde. Den ehrlichen Drang nach Wahrheit haben die Zeitungen aller Richtungen in diesen Jahren wohl durchweg gehabt — daß dabei parteimäßige Färbungen und Eigenbröteleien mitspielen konnten, versteht sich von selbst. Während des Krieges haben mir führende Vertreter aus den verschiedensten Richtungen der deutschen Presse und namentlich Kriegsberichterstatter, die meine Gäste waren und die ich bei der kämpfenden Truppe immer wieder traf, oft genug darüber geklagt daß sie nicht so über die Dinge schreiben dürften, wie sie ihnen hier vor Augen stünden, das heißt, daß sie ihren Lesern nur einen Teil der Wahrheit sagen und nicht den ganzen Ernst der

Lage darstellen könnten. Bittere Nachrichten würden am liebsten ganz zurückgehalten. Dazu wüte der Rotstift, namentlich in Zeiten kritischer Vorgänge an der Front, in den Depeschen und Berichten, und was so am Ende stehen bleibe, das sehe oft genug ganz anders aus als das, was im Zusammenhange gemeldet wurde.

Die Zensur hat durch ihren Einfluß auf diese Berichte unmittelbarer Augenzeugen viel und schwer an der Heimat gesündigt.

Sylvesternacht 1920.

Vor einer halben Stunde sind wir von der bescheidenen Sylvesterfeier aufgestanden: Müldner, Zobeltitz und ich.

Also eine ganz richtige kleine Gesellschaft!

Wie habe ich mich gefreut, als Zobel, sowie der Eisgang das erlaubte, doch herüberkam.

Aber der Abend heute ist trotzdem still und schwer gewesen. Gleichsam, als ob ein jeder heimlich im Gespinst der eigenen Gedanken gefangen hinge und als ob jeder, wenn er sprach, sich ängstlich vorsähe, wie er die Worte setze, daß er nicht irgendwie an Leid und Wunden rührte.

Ein Glück, daß wir den guten Zobel hatten mit seiner orangegelben Strickjacke und seinem unverwüstlichen melancholischen Humor. Der hat die Gabe, auch das bitter Harte durch seine stille, überlegene Narrenweisheit milder und erträglicher zu machen. —

Was einem doch in solchen Stunden nicht alles durch die aufgestöberten Gedanken läuft!

Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft — ein bunter Film, in den man als ein armer, hilfloser Zuschauer starrt.

Und Menschen: die Frau, die Kinder, Eltern und Geschwister, die alle auch jetzt, in der letzten Nacht des alten Jahres, irgendwo an mich denken.

Die lieben Kameraden aus dem Felde — die lebenden und toten! Freunde, wenn es am Ende auch so anders kam: was ihr für unser armes Vaterland, für unsere Sehnsucht und für unser Hoffen aus bestem Opferwillen hingegeben habt, wird nicht verloren sein. Und eure Taten bleiben heiliges Vorbild und bleiben beste Saat für eine neue Zeit der wieder stark an sich und ihre Sendung glaubenden Deutschen — für eine Zeit, die kommen wird — die kommen muß!

Und all die anderen Gesichter aus den Jahren vor dem Kriege! Aber das ist mir jetzt, als ob das alles schon viel weiter noch zurückläge als nur sechs oder sieben Jahre. Als ob schon sachte ein dünner Hauch von Staub sich darauf senken wollte. So vieles, das man sich so, wie es war, nicht wieder denken könnte. Ich glaube doch, wir haben alle in dem bitteren Erfahren viel gelernt. — Und doch erst sieben Jahre.

Wie schnell das Leben rinnt!

Und wieder in sieben Jahren?

Weiß Gott, es geht uns armen Deutschen jetzt ganz elend schlecht — und ich persönlich kann über Bevorzugung eigentlich auch nicht klagen. Aber wenn ich ins Weite schaue und an die Zukunft denke, dann ist's mir doch, als müßten wir den Weg ins Helle in nicht zu weiter Zeit wiederum finden können!

Januar 1921.

Jetzt ist das Winterwetter doch wieder beinahe leidlich — die unerträglich drückende Abgeschlossenheit durch den Eisgang hat aufgehört. Auch Post traf ein, und man gehört doch wieder zum Ganzen dieser Welt. Springfluten und orkanartige Stürme nimmt man dabei — wie hier die klimatischen Temperamentsäußerungen nun einmal sind — mehr als harmlosere Exzesse, aus denen man am besten nicht viel Wesens macht.

Zobel ist, kaum daß wir „eisfrei" waren, vermummt wie ein Nordpolforscher losgefahren.

Ich selbst bin dann für ein paar Tage wieder drüben in Doorn gewesen, um den Weihnachtsbesuch bei den Eltern nachzuholen.

Jetzt sind auch diese Tage mit ihren stillen Stunden bei der Mutter und mit den langen Aussprachen mit meinem Vater versunken, und nur die große Winterstille liegt vor mir.

Diese Aussprachen mit dem Vater! Kaum ein Problem unserer Vergangenheit gibt es, das dabei nicht gelegentlich zur Sprache käme. Und immer wieder, wenn ich vor ihm stehe und wenn ich sehe, wie sich all sein Suchen um die Erkenntnis unseres Schicksalsweges quält, wenn ich erkenne, wie er bei allem Unglück stets nur das Beste für das seiner Führung anvertraute Reich und Volk gewinnen wollte, spüre ich auch das herbe Unrecht, das ein großer Teil der Heimat begeht, wenn er heute nichts mehr vom Lebenswerk des Kaisers gelten lassen will. Wenn er unter den Trümmern einer gescheiterten Friedenspolitik auch all das Große, Gute und

Unvergängliche begräbt, das an die dreißig Jahre der Regierungszeit meines Vaters gebunden ist.

Ich selbst glaube mich leiblich frei zu wissen von Blindheit gegen Fehler, die in den letzten Jahrzehnten an hoher Stelle unseres deutschen Vaterlandes unterliefen, und vielleicht geben diese Blätter da und dort Zeugnis von meinem Willen, klar zu sehen und über das Erkannte offen zu sprechen. Daß nach meiner Ansicht vieles, was heute von der allgemeinen Meinung dem Schuldkonto des Kaisers zugeschrieben wird, vielmehr dem unglücklichen Wirken ungeeigneter Ratgeber zur Last zu legen wäre, ist an anderer Stelle schon ausgesprochen. Bei all dem aber würden diese Aufzeichnungen ein nur einseitiges Bild meiner Auffassung von dem Wirken meines Vaters geben, wenn sie nicht auch ausdrücklich feststellten, daß ich mich keinem von den großen persönlichen Verdiensten verschließe, die er sich um das Emporblühen des Reiches erworben hat.

Diese Verdienste reichen zurück bis in seine Prinzenzeit. Die Armee war in den Jahren nach dem Kriege 70/71 in einen Zustand der Sättigung und des Stillstandes geraten. Das Offizierkorps war zum Teil überaltert, man wollte die im Kriege bewährten Männer nicht verabschieden und verhielt sich Neuerungen gegenüber im allgemeinen sehr zurückhaltend. Die erprobten Grundsätze, nach denen man den Krieg mit Frankreich gewonnen hatte, sollten möglichst unberührt bleiben. Da war es ein zweifelloses Verdienst des damals noch jungen Prinzen Wilhelm, daß er die in diesem Stillstand ruhenden Gefahren rechtzeitig erkannte. Er setzte seine ganze Persönlichkeit für eine zeitgemäße Umgestaltung der Aus-

bildung ein und hatte im Dienste dieser Idee manchen harten Kampf zu bestehen. Ich erinnere mich noch der Tatsache, daß mein Vater als erster zu einer Übung der Potsdamer Garnison schwere Artillerie der Festung Spandau bespannen und zum Erstaunen der hohen Generalität mitwirken ließ. In der Fortentwicklung dieses Gedankens hat er auch später in seiner Regierungszeit lebhaften Anteil an der Schaffung unserer schweren Artillerie genommen. Ebenso ist die Entwicklung der technischen Truppen vielfach auf die persönliche Initiative des Kaisers zurückzuführen. Für die Pflege eines vaterländischen, opferwilligen Geistes im Heere hat der Kaiser sich immer wieder mit seiner ganzen Persönlichkeit eingesetzt, und wo er konnte, ist er für die Aufrechterhaltung von Tradition und innerem Zusammenhang bei den einzelnen Truppenteilen eingetreten.

Die Schaffung der Kriegsmarine erkenne ich als das ureigenste Verdienst meines Vaters, mit ihr hat er den großen Schritt in die Welt hinaus getan, der für Deutschland notwendig war, da es sich von der Kontinentalmacht zur Weltmacht entwickeln wollte. Aber nicht nur der als Schutzwaffe zur See gedachten Kriegsflotte, auch dem Ausbau unserer Handelsflotte hat seine dauernde werktätige Anteilnahme gegolten.

Auf dem Gebiete der Arbeiterschutzgesetzgebung ist er führend vorangegangen, und es liegt eine große Tragik in dem Gedanken, daß gerade die Partei, für die der Kaiser die ersten großen Konflikte seiner Regierungszeit durchfocht, indem er das Sozialistengesetz fallen ließ, am Ende seinen Sturz herbeigeführt hat. —

Mit dem Scheitern der großen Reimsoffensive des Monates Juli 1918, zu der die Oberste Heeresleitung noch einmal alle irgend verfügbaren Kräfte (bis auf bestimmte Reserven an frischen Divisionen und schwerer Artillerie, die bei der Heeresgruppe Rupprecht für den „Hagen"-Angriff zurückgehalten wurden) zusammengerafft hatte, bestand für mich kein Zweifel mehr darüber, daß sowohl die Vorgänge an der Front wie auch die Entwicklung der Dinge in der Heimat dem endgültigen Zusammenbruch unfehlbar zusteuerten, wenn nicht noch in zwölfter Stunde große Entschlüsse gefaßt und rücksichtslos durchgeführt wurden. Mein Chef, Graf von der Schulenburg, hat meine Auffassung vollkommen geteilt, und so haben wir schon im Anschluß an die große feindliche Offensive von Villers-Cotterets kein Mittel unversucht gelassen, um die O.H.L. vor allem für zwei Maßnahmen zu gewinnen, deren eine die Zustände im Felde, deren andere die Verhältnisse in der Heimat auf gesundere Grundlagen stellen sollte.

Mit Hinblick auf unsere äußerst schwierig gewordene militärische Situation hielten wir die sofortige, nach vorherbestimmten Etappen geregelte Rückverlegung der gesamten Front in die Antwerpen—Maas-Stellung für geboten. Diese Stellung hätte damals eine ganze Reihe von Vorteilen mit sich gebracht. Zunächst hätte man sich damit einmal weit genug vom Feinde abgesetzt und so Zeit zur Erholung und Auffrischung der stark ermüdeten und seelisch gedrückten Verbände gewonnen. Ferner wäre die ganze Front erheblich verkürzt worden, und die durch ihre natürliche Gliederung sehr starke Maasfront in den Ardennen

hätte mit einer verhältnismäßig schwachen Besetzung dieses Abschnittes doch eine starke Widerstandslinie ergeben. Somit konnten Reserven aufgespart werden. Die operativ schwachen Punkte der ganzen Front blieben natürlich nach wie vor der rechte Flügel in Belgien und der linke bei Verdun.

Unsere Beurteilung der Lage wurde in einem Bericht an die O.H.L. niedergelegt, in dem zum Ausdruck gebracht war, daß jetzt alles darauf ankomme, die Angriffe der Feinde bis zum Eintritt der nassen Jahreszeit, also etwa Ende November, „auszusitzen“. Hätten wir nicht die Kräfte, um die langen vorderen Reihen zu halten, so müßten wir rechtzeitig in eine kürzere Linie zurückgehen. Wo wir stünden, sei gleichgültig, entscheidend sei aber, daß unser Heer ungeschlagen und kampfkräftig bleibe. Unser linker Flügel zwischen Sedan und Vogesen könne nicht zurück und müsse deshalb vorausschauend in der Front und durch Reserven gestärkt werden. —

Die O.H.L. antwortete uns, daß sie sich äußersten Falles nur dazu entschließen könne, in die Angriffsausgangsstellung des Frühjahrs 18 zurückzugehen. — Sie vertrat die an und für sich sehr richtige Auffassung, daß ein weiteres Zurücknehmen der Front ein Eingeständnis unserer Schwäche sei, dem unsere Feinde die übelsten politischen Folgen geben würden, daß unsere Eisenbahnen nicht in der Lage seien, das große Kriegsgebiet vorwärts der Antwerpen—Maas-Stellung schnell zu räumen, daß infolgedessen unermeßliche Werte an Kriegs- und wirtschaftlichem Material in die Hände des Feindes fallen müßten und daß die Antwerpen—Maas-Stellung für eine Dauerstellung ungünstig sei wegen der Eisen-

bahnverhältnisse: Querverbindungen seien dort nicht vorhanden und somit die Verschiebung von Reserven hinter der Front und von einem Flügel zum anderen erschwert und verlangsamt.

Wir waren demgegenüber der Ansicht, daß eine Zurücknahme der Front nicht zu vermeiden und daß es besser sei, mit kampffähigen Truppen zurückzugehen, als so lange zu warten, bis die Truppen ausgebrannt seien. Die Politik müsse vor der militärischen Notwendigkeit, sich ein schlagkräftiges Heer zu erhalten, zurücktreten. Mit dem Verluste des Kriegsmaterials müsse man sich ebenso abfinden wie mit den ungünstigen Verbindungen hinter der Antwerpen—Maas-Stellung. Zurück müßten wir doch, dann besser rechtzeitig als zu spät. —

Für die Heimat wünschten wir eine energische, rücksichtslos durchgreifende Führung. Diktatur, Unterdrükkung aller revolutionären Umtriebe. Exemplarische Bestrafung der Deserteure und Drückeberger, Militarisierung der Rüstungsbetriebe, Ausweisung zweifelhafter Ausländer und anderes mehr.

Aber unsere Vorschläge und Warnungen blieben ohne jeden Erfolg. So wußten wir, was kommen würde.

Bald genug standen wir denn auch inmitten der Zersetzung, die an unseren Kräften fraß, mußten mit offenen, erkennenden Augen das Unheil unentrinnbar und mit jedem Tage rascher, gieriger sich näher schieben sehen bis zum Ende.

Jene Zeit ist für mich die traurigste meines ganzen Lebens, wenn ich zurückblicke und vergleiche: trauriger sogar als die kritischen Monate vor Verdun und

als die gleichfalls von tiefstem Schmerz erfüllten Tage, Wochen und Monate nach der Katastrophe.

Mit bangem Herzen ging ich jeden Morgen aufs Büro der Heeresgruppe, immer auf eine Hiobsmeldung gefaßt, die auch nur zu oft eintraf. Auch die Fahrten zur Front, die sonst immer eine Erquickung und Freude für mich gewesen waren, wurden zur Bitterkeit. Die Stäbe trugen die Sorgenfalte auf der Stirn. Die Truppe, fast überall, wohin ich kam, noch famos in der Haltung, willig, freundlich und mich freudig begrüßend, war zu Tode erschöpft. Das Herz drehte sich mir im Leibe um, wenn ich diese hohlwangigen Gesichter, die mageren, müden Gestalten in ihren zerrissenen, beschmutzten Uniformen sah — wenn sich diese Männer, denen man am liebsten hätte sagen mögen: „Geh jetzt nach Hause, lieber Kamerad, schlafe dich gründlich aus und iß dich satt — du hast genug getan!", immer noch stramm zusammenrissen, wenn ich sie ansprach, ihnen die Hand drückte. Und der tiefste Jammer, gegen den es kein Mittel gab: ich konnte ihnen nicht helfen — sie, diese müden und verbrauchten Treuen, waren der Rest von Kraft, der uns jetzt noch verblieben war, der rücksichtslos eingesetzt werden mußte, wenn wir eine Katastrophe vermeiden und für Deutschland einen noch erträglichen Frieden erringen wollten.

Von Tag zu Tag mußte ich so mit ansehen, mit erleiden, wie der alte Kampfwert der tapfersten meiner Divisionen mehr dahinschmolz, wie sich Kraft und Glauben in den ununterbrochenen schweren Kämpfen mehr und mehr verbluteten. Ruhe konnte, so wie die Dinge lagen, auch den abgekämpften Divisionen höchstens noch

tageweise gegeben werden. Anstatt daß eine gründliche Verkürzung der Front eingetreten wäre, blieb die gleiche Ausdehnung, und so sollten die blutlosen, zusammengeschossenen Divisionen viel zu breite Gefechtsstreifen halten. Bald genug wurde es nun unmöglich, diese weiten Frontabschnitte mit den geschwächten Verbänden ausreichend zu decken. Schreie nach Ablösung und Ruhe kamen an mich heran — und fanden mich vor dem Unvermögen, den an sich nur zu berechtigten Forderungen nachkommen zu können. Der Ersatz stockte vollkommen, und das Wenige, was in Grüppchen herauskleckerte, war nur zum Teil zu gebrauchen. Das setzte sich zusammen aus alten kriegsmüde gewordenen Leuten, die man noch einmal und oft viel zu früh aus Lazaretten aufgegriffen hatte, aus Halbwüchsigen ohne rechte Ausbildung und ohne Zucht. Der größte Teil von ihnen allen aber brachte eine aufsässige, schlechte Gesinnung mit — ebensosehr das Werk der Hetzer in der Heimat wie der energielosen Regierung, die nichts gegen diese Hetzer und ihre auf Umsturz gerichtete Wühlarbeit unternahm.

Daß der Herd der Zersetzung, aus dem ein ewig neuer Schlammfluß von Hetzerei, von Unbotmäßigkeit und aufrührerischen, nach Umsturz drängenden Elementen sich in die Front wälzte und sie vergiftete, die Heimat war, darüber konnte kein unvoreingenommener Beobachter der Dinge im Zweifel bleiben. Ich stütze mich, wenn auch ich mich zu dieser Überzeugung bekenne, keineswegs etwa nur auf die Auffassung militärischer Kreise im Felde — ich habe auf meinen Urlaubs- und Dienstreisen in die Heimat und durch die Etappe selbst gesehen und selbst geprüft.

Nährboden für all jene Faktoren, die namentlich in den letzten anderthalb Jahren des Krieges aufwuchern und zu einer am Ende jede bessere Stimmung erstickenden Üppigkeit gelangen konnten, war nach meiner aus solcher Beobachtung erwachsenen Überzeugung die ungenügende Verpflegung und Versorgung der Heimatmenschen. Und an dem endlichen Versagen dieser Heimat gebe ich so weniger den Menschen die Schuld, die für das Vaterland durch Jahre ehrlich gehungert und gedarbt haben, als jenen, die berufen waren, pflichtmäßig für eine bessere Vorsorge und für eine gerechtere Verteilung des Vorhandenen mit rücksichtsloser Energie zu wirken. Schließlich auch jenen Männern der Reichsleitung, die, als sie das Versagen der vorhandenen Kräfte erkannten, nicht jene Stelle schufen, deren Inhaber mit ungebundenen Kräften, und über alle Hemmungen und Schwerfälligkeiten der alten verästelten Amtswege weg, die nötigen Maßnahmen mit diktatorischer Gewalt durchsetzen konnte.

Daß wir an wirtschaftlicher Kriegsvorsorge während der drohenden Krisenjahre so gut wie alles versäumten, daß also von einer wirtschaftlichen Kriegsbereitschaft garnicht die Rede sein konnte, habe ich dort, wo ich von den Jahren vor Ausbruch der Katastrophe von 1914 sprach, schon erwähnt. Die aus jener Zeit ererbte Schuld ist dann während des Krieges durch Mangel an Weitblick, durch Festhalten an Systemen, die ihr unruhig flackerndes Leben von Behelf zu Behelf fristeten, ins Ungemessene vergrößert worden. Nicht präventiv, sondern stets nur unter dem Zwange der schon mit starken Schlägen anpochenden Not wurden Pläne und Ent-

schlüsse geboren. Als Beispiel sei hier nur die staatliche „Erfassungs"psychose genannt — die ausbrach, als es gerade nicht mehr allzuviel zu erfassen gab, und deren Wirkung zudem durch eine leider recht breit gewordene und vielfach durch Duldung geradezu gezüchtete Korruption zur Unzulänglichkeit verdammt war.

Was ich hier sage, soll den Linksradikalismus und seine Freibeuterei, seine parteimäßige Kriegsgewinnlerpolitik ganz und garnicht von der unsühnbaren Mitschuld entlasten, die er am elenden Zusammenbrechen unseres über vierjährigen Heldenkampfes hat. Es soll ihm allein zugeben, daß Seelen nur gefangen werden können, wenn Umstände sie mürbe und gefügig für den Fischzug eines gerissenen Seelenfängers machten — und daß die Stellen, die das Volk mit geistiger und leiblicher Kraft hätten speisen, die es vor dem Verfalle seines Siegerwillens, seines nationalen Geistes und seiner gesunden Körper hätten sichern sollen, ihm leider Wegbereiter und Helfer gewesen sind.

Schon zu Anfang des Jahres 17 habe ich in Berlin im Gespräche mit vielen einfachen Leuten den Eindruck gewonnen, daß die Kriegsmüdigkeit sehr groß sei, und schon damals sah ich, wie das Berliner Straßenbild sich in einer bedrohlichen Weise umgestaltet hatte. Das, was ihm einst seinen Wesenszug aufgedrückt hatte, das zufriedene Gesicht des mittelständischen Menschen, war verschwunden. Der ehrlich arbeitende kleine Bürger, der Beamte, ihre Frauen und Kinder schlichen mit bleichen Gesichtern, hohlwangig, abgemagert, in verbrauchten, zu weit gewordenen Kleidern. Sorge und Bitterkeit lagen auf den Gesichtern. Daneben machten sich die Typen des

Schiebertums, der Kriegsgewinnler und -gesellschaften mit all ihrer üblen Gefolgschaft breit.

Daß diese Gegensätze bei den Entbehrenden Mißvergnügen und Bitterkeit groß werden lassen, den Glauben an Recht und Billigkeit der leitenden Stellen erschüttern mußten, lag auf der Hand. Trotzdem geschah nichts, um den Mißständen abzuhelfen — man ließ im wahren Sinne des Wortes wuchern, was wuchern wollte: mit Lieferungen, mit lebensnotwendigen Nahrungsmitteln, mit Rohstoffen — mit Parteiprofit zu Gunsten der Internationale.

Zum Träger der exzentrischen Wirkung dieser Zustände auf Etappe und Front wurde jeder bittere Brief aus der Heimat, wurde jeder rückkehrende Urlauber, der mit diesen zuchtlosen Verhältnissen in Beziehung gekommen war und jetzt den überanstrengten Kameraden vorne von seinen Eindrücken erzählte, wurde jeder von jenen renitenten, seit Jahren ohne väterliche Zucht aufgewachsenen Bengels, die eine unfähige Heimatbehörde im Notfalle an die Front abschob, weil sie mit ihnen zu Hause nicht fertig zu werden vermochte.

Ersatzquelle für alle Abgänge der Kampftruppe waren die stellvertretenden Generalkommandos in der Heimat. Ihre ungeheure Bedeutung ist nicht genug erkannt und bei der Auswahl der Persönlichkeiten, die als stellvertretende kommandierende Generale und Chefs eingesetzt wurden, nicht genug gewertet worden. Man hat von Anfang an auf diese Posten vielfach alte Herren gestellt — oft genug brave, verdiente Soldaten, die in schöner Begeisterung ihre Kräfte auch noch gerne in den Dienst des Vaterlandes stellen wollten, die aber doch die

rechte Kritik über das Ausmaß der ihnen noch verbliebenen Energie und Fähigkeit nicht mehr besaßen. Man wollte da nicht rücksichtslos sein, den Bewerbern, die sich in patriotischer Treue so willig zur Verfügung stellten, einen Wirkungskreis, „in dem sie nichts verderben konnten“, nicht versagen; man wollte auch frischere Kräfte freikriegen für „draußen“ und griff zu. Das alles konnte gelten, solange man mit einem kurzen Kriege und während dieses kurzen Krieges mit einer Stabilität der inneren Verhältnisse des Reiches auf dem Stande von 1914 rechnen konnte — und hätte mit unbedingter Energie nach neuen Gesichtspunkten gewandelt werden müssen, als sich die Kriegsdauer auch schätzungsweise nicht mehr absehen ließ, als man die Möglichkeiten neuer oder wiederauftauchender Einflüsse zersetzender Art auf die anfangs so beruhigend einheitliche Stimmung in den Bereich vorsorglicher Erwägungen ziehen mußte. Zu einer solchen, den neuen Verhältnissen angepaßten, durchgreifenden Umstellung ist es leider nie gekommen. Wer einmal auf einem der stellvertretenden Heimatposten saß, der blieb. Wurde da oder dort aber ein Posten frei — durch Tod oder weil's wirklich nicht mehr ging — dann fand der Ausgeschiedene seinen Nachfolger aus den Reihen jener, die im Frontdienst versagt hatten oder wegen Kränklichkeit, Verwundungen u. s. w. „nur noch zum Heimatdienste“ verwendet werden sollten.

„Ein Heimatposten! Was kann der Mann da viel schaden?“

Der Mann, der keiner mehr gewesen ist — diese verbrauchte Energie, die den Krieg draußen entweder garnicht kannte oder die, wenn sie von draußen kam, ver-

bittert oder müde den Heimatdienst als Buenretiro nach vollbrachter Arbeit ansah (ich lasse Ausnahmen natürlich gerne gelten), hat ungeheuren Schaden getan! Gerade in den letzten Jahren hätte all das, was wir an Ersatz nachholten und „auskämmten“, durch stärkste und festeste Hände gehen müssen, ehe es in die Front eingegliedert wurde. Aus einem Materiale, das zum guten Teile schon durch Verhetzung wurmstichig oder von pazifistischen Ideen angekränkelt war, hätten in kraftvoller Erziehungsarbeit pflichttreue Männer gebildet werden müssen — würdig ihrer Kameraden an der Front. Freilich mit ein paar schönen Redensarten, wie sie für Kriegervereine und Erinnerungsfeste üblich waren, konnte ein solches Erziehungswerk nicht vollbracht werden. Und was die Heimat hier versäumte, das konnte später kein „vaterländischer Unterricht“, und wenn er noch so gut gemeint war, nachholen. Für mein Empfinden hat die Idee, den Leuten angesichts des Trommelfeuers den etwa fehlenden Patriotismus durch Unterricht beibringen zu wollen, übrigens immer etwas reichlich Naives gehabt. — Wir haben Leute als Ersatz bekommen, die schon hinausgegangen waren mit dem Entschlusse, bei der ersten Gelegenheit die Hände hoch zu heben. — Am schwersten aber hat sich die Fehlauffassung bei der Besetzung der verantwortlichen stellvertretenden Kommandoposten gerächt. —

Im Sommer und im Frühherbst 18 nun begann die ausstrahlende Zersetzung auch im besetzten Gebiete mehr und mehr in Erscheinung zu treten. Die ursprüngliche Ordnung hinter der Front verfiel zusehends. In den großen Etappenorten trieben sich Tausende Ver-

sprengter, Drückeberger und Urlauber herum, die teils jeden Tag, den sie länger der Truppe fern blieben, als Geschenk Gottes auffaßten, teils wegen der Überlastung der Bahnen gar keine Möglichkeit mehr fanden, ihre Truppenteile zu erreichen. Ich erinnere mich aus dieser Zeit einer Fahrt zur Front, die mich durch den Hauptknotenpunkt Hirson führte. Da war gerade Essensempfang für Urlauber und Versprengte, die zu Hunderten umherstanden. Ich mengte mich unter die Leute und sprach mit vielen von den Männern. Was ich zu hören bekam, war hart genug: Die meisten hatten den Krieg satt und verbargen kaum ihre Scheu vor dem Wiederanschluß an ihre Truppe — nicht alle davon waren Lumpen, da war auch manches Gesicht darunter, dem man es ansah, daß die Nerven nicht mehr hielten, daß die Spannkraft nicht mehr reichte, daß ein primitiver, hemmungsloser Selbsterhaltungstrieb Herr geworden war über alle Einsicht in die Notwendigkeit, durchzuhalten, zu widerstehen. Natürlich waren auch unter den Versprengten von Hirson eine Anzahl ganzer Kerle, die ihre gute Gesinnung und Haltung bewahrt hatten.

Gegen diese Aufsplitterung von Kräften, die bei neuer kraftvoller Zusammenfassung immerhin zu einer wertvollen Hilfe in unserer täglich größeren Not hätten werden können, ist leider nichts oder nahezu nichts geschehen. Hier hätten nur ganz große, durchgreifende neue Maßregeln helfen können, deren Anordnung dem Befehlsbereiche der O.H.L. unterstanden hätte. Wir taten im Bereiche der Heeresgruppe natürlich alles, was in unseren Kräften stand, um in dieses Chaos Ordnung zu

bringen, fanden aber bei diesen Bemühungen nur wenig Unterstützung.

Die Disziplin hinter der Front ließ bedenklich nach. Das konnte ich sogar im Standorte der Heeresgruppe, in Charleville, beobachten. Dauernd mußten Mannschaften wegen ihrer schlechten Haltung und wegen mangelhafter Ehrenbezeugungen zur Rede gestellt werden. Der Geist der rückkehrenden Urlauber, die vorher ihren Dienst stets tadellos verrichtet hatten, war zu Widersetzlichkeiten und Auflehnungen geneigt, das Wesen der jungen Ersatzmannschaften im besten Falle ohne jeden Schwung, oft aber geradezu von einer frivolen Auffassung der für den Soldaten heiligen Begriffe von Vaterland und Pflicht und Treue. Leider entschloß sich die oberste Stelle auch mit Hinblick auf diese gefährlichen Erscheinungen zu keinen durchgreifenden exemplarischen Maßnahmen. Die französische Bevölkerung benahm sich bei all dem zwar korrekt, aber sie ließ doch ihre Freude daran, daß es mit uns bergab ging, unverkennbar merken.

Mit Ende September etwa begannen die Ereignisse sich zu überstürzen. Wie ein riesiger Brand, der lange Zeit schon im geheimen schwelte, jetzt aber plötzlich Luft bekam und seine Flammen an zahllosen Stellen aufzüngeln ließ, war das. Überall war das Feuer: hier im Westen — und unten im Südosten — und in der Heimat.

Der Niederbruch Bulgariens war das erste weithin sichtbare Zeichen.

Schlimme Nachrichten waren am 26. September von

der Balkanfront gekommen. Sie trafen uns, während die Heeresgruppe selbst in schweren Abwehrkämpfen gegen feindliche Großangriffe westlich der Aisne und beiderseits der Argonnen von östlich Reims bis an die Maas rang und trotz heldenmütigen Widerstandes vor der Übermacht der feindlichen Massen und Panzerwagen Raum aufgeben mußte. Die Bulgaren waren unter dem starken Druck der vereinigten Ententemächte an der mazedonischen Front in breitem Zuge zurückgegangen, sie hatten eine große Zahl von Gefangenen und viel Material verloren, und der bulgarische Ministerpräsident Malinow hatte — soweit wir aus den kurzen Depeschen und telephonischen Übermittelungen ersahen — geglaubt, diesem unglücklichen Rückschlage Rechnung tragen zu müssen, indem er Friedensverhandlungen mit dem Oberbefehlshaber der Ententeheere einleitete. Aus der hierdurch geschaffenen Lage ergaben sich für uns die ernstesten Gefahren — das Ausscheiden Bulgariens konnte für die Mittelmächte den Anfang vom Ende bedeuten: die Donau lag den Ententekräften offen, der Einbruch in Rumänien und Ungarn war in den Bereich naher Möglichkeit gerückt. Die Nachricht hat in der Tat auch bei der O.H.L. in Avesnes wie beim Kaiser die größte Bestürzung hervorgerufen. Das Loch wurde zunächst geflickt: es gelang dem Einflusse des Königs und des Kronprinzen Boris, den Zusammenbruch aufzuhalten, dazu leitete die O.H.L. sogleich den Abtransport mehrerer Divisionen aus dem Osten und einiger österreichischer Divisionen nach dem Balkan in die Wege — sie sollten die schwer erschütterte Front stützen.

Indessen gingen die gewaltigsten Angriffe der Entente-

heere gegen die gesamte deutsche Westfront von Flandern bis östlich von den Argonnen mit bisher beispielloser Wucht weiter. Wir hatten das Empfinden, im Hochpunkt der konzentrischen feindlichen Offensive zu stehen und — wenn wir dem ungeheuren Anprall auch Boden überlassen mußten — im großen und ganzen bei Hingabe aller Kräfte doch noch standzuhalten. Nur daß hinter dieser verzweifelten Kraftanstrengung immer wieder die qualvolle Frage lauerte: Wie lange noch?

Am 28. September besuchte ich meinen Bruder Fritz, der mit seiner ersten Gardedivision am Ostende der Argonnen in schwerem Kampfe mit den Amerikanern stand. Ich kenne meinen Bruder als einen sehr tapferen, unverzagten und nüchternen Mann, der vorbildlich wirkte in der Fürsorge für seine Truppen. Er war Kummer und Elend gewöhnt, hatte doch die erste Gardedivision so ziemlich immer dort gestanden, wo die Luft am dicksten war: Ypern, Champagne, Somme, Chemin des Dames, Gorlice, Argonnen. Diesmal fand ich ihn verändert; erfüllt von einer maßlosen Bitterkeit sah er das Ende, gegen das er sich mit seinen Leuten verzweifelt wehrte, herankommen. Er gab mir eine Schilderung der Lage, die mich tief erschütterte: Seine ganze Division bestand noch aus fünfhundert Gewehren in der Kampffront — die Stäbe mit ihren Meldegängern kämpften in der vordersten Linie, das Gewehr in der Hand. Die eigene Artillerie war auf das äußerste ermüdet, die Geschütze ausgeschossen, Ersatz aus den Artilleriewerkstätten kaum zu erhalten, die Verpflegung ungenügend, schlecht. Wie sollte das nun werden?! Dabei waren die ameri-

kanischen Angriffe an sich falsch aufgezogen, kriegsfremd. Die Gegner griffen in Kolonnen an und wurden durch unsere noch überlebenden Maschinengewehre zu Tausenden hingemäht. Hierin lag also nicht die große Gefahr. Aber ihre Tanks durchstießen die dünnen Linien — alle zwanzig Meter ein Mann! — und beschossen uns nun von hinten. Erst dann trat die amerikanische Infanterie an. Dabei verfügten die Amerikaner über unwahrscheinlich große Mengen schwerer und schwerster Artillerie. Das feindliche Vorbereitungsfeuer jener Tage übertraf an Intensität und Schwere weit das Feuer vor Verdun und von der Somme. — Bei einem Vortrage vor Seiner Majestät in Spa schilderte ich eingehend diese ganz verzweifelte Lage der ersten Gardedivision; der Kaiser hat auch mit Ludendorff darüber gesprochen, ein entlastender Entschluß ist aber auch dann nicht gefaßt worden — konnte, wie ich zugeben mag, vielleicht auch nicht gefaßt werden, denn wir brauchten nun jeden Mann bis zum letzten Atemzuge. —

Meine gesammelte Aufmerksamkeit und Arbeitskraft war um diese Zeit pflichtgemäß den wild gesteigerten Frontvorgängen und der mir anvertrauten Truppe zugewendet. Ich war nahezu täglich vorne in den umkämpften Abschnitten und blieb bis tief in den Oktober hinein von meinen Pflichten als Führer der Heeresgruppe so sehr in Anspruch genommen, daß ich die wichtigen politischen Vorgänge, die sich zur gleichen Zeit abspielten, obschon ich ihre schwerwiegende Bedeutung erkannte, doch nicht mit einem gleich eingehenden Eifer verfolgen konnte. So kann ich, während ich über die gewaltige Schlacht, in der wir standen, an anderer

Stelle nach eigenem Urteil und nach eigenster Anschauung zu berichten vermag, zu diesen politischen Ereignissen (die ja wohl auch mehr oder weniger als bekannt vorausgesetzt werden dürfen) nur kurz und gewissermaßen referierend Stellung nehmen.

Am 30. September wurde ich unerwartet durch Exzellenz von Berg telephonisch nach Spa gebeten, wo im Großen Hauptquartier wichtige Entscheidungen militärischer Art, zur Friedensfrage und zur inneren Lage gefallen waren oder noch getroffen werden sollten. Der Befehl ließ, da man mich sonst geflissentlich auf den Dienst im Rahmen meines Kommandos beschränkte, Ungewöhnliches erwarten. Ursache, zu hoffen, daß es Gutes sein könne, lag nicht vor. —

Die Mitteilungen, die in Spa auf mich einstürmten, waren in der Tat aufrührend und schlimm genug — auch für einen, der wie ich schon mit gewappnetem Gemüte auf diesen Weg gegangen war. Ich skizziere das Bild, das ich empfing, mit wenigen Linien:

Generalfeldmarschall von Hindenburg und General Ludendorff hatten mit dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes beraten und die Mitteilung erhalten, daß die im Anschluß an die Verhandlungen vom 14. August eingeleiteten Versuche, durch die Vermittlung neutraler Mächte zu Anknüpfungen mit den Feindstaaten zu kommen, keinerlei Erfolg im Sinne von Friedensverhandlungen ergeben hätten oder erwarten ließen. Die Vertreter der O.H.L. hatten im Abtausch gegen diese Bankerotterklärung des Auswärtigen Amtes ihrerseits ausgesprochen, daß sie vor der Einsicht in die Unmöglichkeit stünden, den militärischen Sieg noch zu erringen,

angesichts des eigenen Zerfalles im Felde und in der Heimat und angesichts der ungeheuren gegnerischen Übermacht und Kraftanstrengungen. Wenngleich auch dieser feindliche Kraftaufwand als letzte Steigerung des noch Möglichen zum Finish erscheine, so könne unser Erfolg doch nicht mehr im „Siege", er könne, wie schon im August zugegeben wurde, nur in einem Überdauern des gegnerischen Kriegswillens, im Ringen darum, ob man bis zur letzten Viertelstunde durchzuhalten vermöge, bestehen. Allein die Möglichkeit, in besseren selbstgewählten Stellungen den Spätherbst und den Winter in Abwehr überdauern zu können, wurde mit Hinblick auf das völlige Versagen des Heimatdienstes und der Ersatzfrage anerkannt. Inzwischen sollten und mußten der Waffenstillstand erreicht und Friedensverhandlungen eingeleitet werden. Die Maasstellung — die gleiche, die mein Chef und ich schon sofort nach der mißglückten Reimsoffensive im Monat Juli, und als man sich noch verhältnismäßig leicht vom Feinde lösen konnte, vorgeschlagen hatten — sollte nun als Aufnahmestellung für die Winterdefensive gelten.

Drohender noch war das, was der Staatssekretär über die Lage der immer rascher unter die Hand und den Einfluß der Mehrheitsparteien geglittenen Heimat zu berichten hatte. Hier stand nach seinen Ausführungen im Ringen um die Staatsgewalt die Revolution gleichsam anpochend vor der Türe. Die durch die ungünstige militärische Lage geschaffenen Verhältnisse hatten die Mehrheitsparteien, die ohne jede Rücksicht auf die Machtfülle oder Machtschwächung des Staates die Offensive um ihre Ziele wollten, im Hauptausschusse des

Reichstages zu heftigen Angriffen gegen den Reichskanzler Grafen von Hertling veranlaßt. Die Vorwürfe, die gegen ihn erhoben wurden, betrafen im wesentlichen: das Übergewicht der stellvertretenden kommandierenden Generale in der Heimat, das Wahlrechtsgesetz und den unverantwortlichen Einfluß der O.H.L. auf die innerpolitischen Vorgänge. Die Forderungen, die gestellt wurden, zielten unumwunden auf Parlamentarisierung und Ausschaltung des militärischen Regimes.

Die beiden Wege zur Bewältigung der Krisis wiesen nach energischer Behauptung der Regierungsgewalt, nach Kraft und Diktatur noch in zwölfter Stunde einerseits — nach Anpassung, Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Mehrheitsparteien andererseits. — Der Staatssekretär glaubte durch eine parlamentarische Regierung auf breiter nationaler Basis den revolutionären Geist entwaffnen zu können und trat, trotz der für eine derartige Umstellung der Verfassung unglücklichen Verhältnisse im Lande wie zu den Gegnern, hierfür ein. Die drohende Revolution von unten sollte also unter dem Mantel einer Revolution von oben erstickt und so eine neue Zusammenschweißung der zerfallenden Volkskräfte unter der Parole einer „Regierung der nationalen Verteidigung" erreicht werden. — Ich will gern als zweifellos unterstellen, daß die verantwortlichen Männer, die dieser Idee das Wort redeten, an die Möglichkeit, auf ihren Wegen zu brauchbaren Verhältnissen zu kommen, glaubten — daß sie zum mindesten nach außen, also mit Hinblick auf die Friedensverhandlungen, gewisse Ergiebigkeiten aus der Firma der neuen Regierung erhofften. Aber ich möchte nicht verschweigen, daß ich selbst

mich dem Eindrucke nicht entziehen konnte, als handle es sich dabei eben nur um schöne Worte und als sei dieses Ganze nur die üble, durch Autosuggestion verschönte Form, unter der man die Macht im Innern den Gegenspielern aus der Mehrheit freigab.

Seine Majestät stimmte den Vorschlägen der schließlich vortragenden Herren zu. Er schien mir unter dem Druck der vielfältig andrängenden Schwierigkeiten, die nun auch schon an die Stufen des Thrones rührten, an einem Tiefstand seelischer Widerstandskraft zu leiden, sich zu einer starken selbständigen und Verantwortungen auf sich nehmenden Stellungnahme nicht durchringen zu können. So sah er in den verschiedenen Vorschlägen seiner militärischen und politischen Berater Stützen und Hilfen, nach denen er gerne griff, um wenigstens für den Augenblick die Gefahren überwunden zu wissen.

Die Stellung des alten, körperlich leidenden und so auch rein physisch den Anforderungen seines Amtes nicht mehr gewachsenen Reichskanzlers Grafen von Hertling schien derart schwer erschüttert, daß Seine Majestät sich dazu verstand, die Konsequenz zu ziehen und ihm, angesichts seiner Weigerung, diese Verfassungsänderung mitzumachen, die gewünschte Entlassung zu geben. Als Nachfolger wurden in erster Linie Prinz Max von Baden und Reichsschatzsekretär Graf Rödern genannt — die Wahl des letzteren schien die größere Wahrscheinlichkeit für sich zu haben.

Die Stimmung der Berliner Herren, ebenso wie der Herren aus dem Gefolge Seiner Majestät und aus dem Großen Hauptquartier, war angesichts der bedrohlichen

und unsichtigen Gesamtlage an den Fronten wie in der Heimat sehr ernst. In Bezug auf die militärischen Schwierigkeiten hoffte man immerhin die große Schlacht an der Westfront ohne eine schwere Niederlage durchzukämpfen. Weiterhin hoffte man die unzuverlässig gewordenen Bundesgenossen zu halten. Den Geist der Heimat aber glaubte man, wenn die beschlossene Umstellung sich erst vollzogen hatte, soweit beeinflussen zu können, daß man bei etwaigen Friedensverhandlungen, die man für die nächste Zeit bestimmt erwartete, eine nach außen und nach innen im großen und ganzen gefestigte Front aufweisen konnte.

Ich persönlich vermochte den Optimismus, der in dieser Auffassung der Heimatverhältnisse zum Ausdruck kam, nicht zu teilen. Ich habe von jeher nach meiner Veranlagung und nach meinen aus Geschichte und Erfahrung gewonnenen Lehren für das englische Verfassungssystem manches übrig gehabt und seiner Übertragbarkeit auf unsere Staatsform oft genug nachgedacht, und es blieb mir — wie ich an anderer Stelle schon andeutete — bei Darlegung dieser Gedanken in der Vorkriegszeit manche Ablehnung nicht erspart. Was nun geschehen sollte, schien in die Linie meiner Ideen zu fallen. Schien! Hatte aber in Wahrheit nichts mehr mit ihnen gemein.

Nur das Geschenk aus willig gebender Hand findet Schätzung — was uns, nachdem es allzulange vorenthalten wurde, am Ende mit dem Anspruch eines Rechtes darauf entrissen wird, ist als Gabe ohne jeden Wert. Im rechten Augenblick und aus Einsicht freiwillig sich entäußern, ist mannhaft und königlich — wenn man das

Wort gebrauchen will; aber ebenso mannhaft und königlich ist es, zu verwehren, was in der Stunde bitterster Not, in der das Land um sein Dasein ringt, als Preis einer Kraftprobe erpreßt werden soll. Der zur rechten Zeit aus freiem Willen gegebene freiheitliche Ausbau unseres Staatswesens hätte die Krone in ihrer Stärke gezeigt und die Opposition entwaffnet und verpflichtet. Wenn aber jetzt die Krone vor der gewaltsamen, mit Revolution drohenden Forderung nach der neuen Verfassung zurückwich, so gab sie damit ein Zeichen ihrer Hilflosigkeit und Schwäche, das die Begehrlichen im Lande und außerhalb des Landes nur gierig nach größeren Erfolgen machen mußte. Hier wurde in dem Augenblicke, da eine Sturmflut im Anzuge war, ein Damm niedergelegt — weil man glaubte, die ankommenden Riesenwogen durch Wegräumen des Hindernisses besänftigen und glätten zu können. Wahn! Preisgegeben hat man alles, was hinter dem Damme stand, mit den Entschließungen in Spa, die Staatsgewalt ohne jeden Vorbehalt den „auf das Ganze“, auf den Umsturz hinarbeitenden Parteien der äußersten Linken ausgeliefert. Vor dem Sturme hätte man sich stark zeigen, hätte man stark sein müssen. Aber das für die Heimat festgelegte Programm des 14. August, das Programm des Durchgreifens, der Ordnung, Straffheit, Energie, des nicht mehr weiter durch die Finger Sehens, das Ludendorff damals in den Tagen der ersten unverkennbar drohenden Zeichen als conditio sine qua non gefordert und dessen Durchführung der Kanzler zugesichert hatte, war unerfüllt geblieben. Nichts war seitdem geschehen. Jetzt, da der Sturm brüllte, war es zu spät, um das Versäumte nach-

zuholen, um angefaulte Bollwerke zu festigen, vernachlässigte Deiche wieder stark zu machen. Kein noch so genialer Deichhauptmann — und wäre es der unsterbliche Deichhauptmann von Schönhausen selbst gewesen! — konnte die Sünden und verschleppten Schäden langer Jahre in Stunden ungeschehen machen oder heilen. Daß wir die feste Hand in der Heimat nicht mehr gekannt, daß die Regierung seit Jahren dort nicht mehr geführt, sondern alle Dinge hatte laufen lassen, das hat in seinen Auswirkungen jetzt über Vorherrschaft von hüben oder drüben entschieden. Und Männer, deren letzte Weisheit es gewesen ist, die Verantwortlichkeit für die Folgen ihres Versagens auf fremde Schultern zu legen, haben damit an diesem Tage schon den Monarchismus mit einer Verbeugung vor den Demokratisierungsforderungen unserer Feinde und vor den drohenden Internationalen aller Schattierungen preisgegeben. Der Staatssekretär des Auswärtigen, Exzellenz von Hintze, hat es, wie ich schon sagte, damals auf sich genommen, über den Zustand auch im Innern zu referieren und die „Revolution von oben" — die, wie die Dinge lagen, nichts anderes war als die Kapitulation auf Gnade und Ungnade — als Ausweg zu empfehlen. Seltsam, daß dieser Mann, dem nach rühmlicher Vergangenheit Ruf und Zutrauen vorausgingen, der als Kühlmanns Nachfolger noch Großes hätte leisten können, diesen Weg ging! —

Was ich hier zuletzt niederschrieb, sind, das muß ehrlich gesagt werden, zum Teil posthume Erwägungen und Einsichten. Damals drängten, in knappe Stunden eingepreßt, so viele aufrührende Nachrichten auf mich ein

— der ich aus der Schlacht kam und wieder fort zu meiner Heeresgruppe, meinen Truppen, in die Schlacht drängte — daß ich nur Umrisse aufnahm. Um meine Meinung zu all den brodelnden Problemen, zu all den meist schon unumstößlich fest getroffenen, teils noch aus Wehen drängenden Entschließungen wurde ich nicht gefragt. Gerade daß man sich erinnert hatte, daß der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe auch Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen war. Unverantwortlich, rechtlos, aber immerhin ... So war ich denn gerufen worden — so mußte ich denn, während tausend Stimmen mich fort an die Stelle meiner Soldatenpflicht riefen, mit ansehen, wie die Ereignisse unaufhaltsam dem Zusammenbruch zutrieben.

Der Kaiser reiste sogleich nach Abschluß der Besprechungen nach der Heimat zurück, wohin ihm der Generalfeldmarschall am 1. Oktober folgte — wie er selbst aussprach, um Seiner Majestät in diesen Tagen schwerster Entschlüsse nahe zu sein und um der in Bildung begriffenen neuen Regierung Aufschlüsse geben und ihr Vertrauen stärken zu können.

Schon am 2. Oktober verdichteten sich die Anzeichen dafür, daß die Wahl des Reichskanzlers trotz der anfänglichen Bedenken auf den Prinzen Max von Baden fallen würde, der, wie man damals annahm, nach Herkunft und Persönlichkeit die Gewähr bot, daß er bei der anscheinend notwendig gewordenen Neuordnung der inneren Politik die Interessen der Krone gerecht wahren werde. Bei den Vorverhandlungen schien der Prinz sich restlos auf das offizielle Programm der Mehrheitsparteien gestellt zu haben.

Februar 1921.

Meine Heeresgruppe rang weiter noch in härtestem Abwehrkampf, als ich von der endgültigen Ernennung des Prinzen Max von Baden erfuhr. Es war eine neue Regierung geschaffen, in die die Sozialdemokraten mehrere Mitglieder gestellt hatten. Diese Neuerung bedeutete also vor den Augen der Welt eine Umstellung der inneren Politik des Reiches, einen Systemwechsel zur Demokratisierung und Parlamentarisierung der Regierungsform. Ob das, was so zum Teil unter dem Druck der tief ernsten auswärtigen Lage geschaffen war, sich wirklich als tragfähig für ein Zueinanderkommen erweisen würde, mußte abgewartet werden.

Am 4. Oktober stand meine Heeresgruppe wieder in schwerstem Abwehrkampfe gegen den an der ganzen Westfront vorgebrochenen Generalsturm der feindlichen Heere. Auf dem Rücken und den Hängen des Chemin des Dames zwischen Aillette und Aisne, in der Champagne, beiderseits der von Somme-Py nach Norden führenden Straße, zwischen den Argonnen und der Maas, östlich der Aisne und beiderseits der Straße Montfaucon-Banthéville wurde erbittert gekämpft. Nicht weniger als siebenunddreißig Angriffsdivisionen hatten wir bisher seit dem 26. September drüben festgestellt. Dazu kamen Artillerie-, Tank- und Fliegermassen, die unerschöpflich schienen. Unsere alten Leute schlugen sich vielfach immer noch prachtvoll und mit ungebrochener Zähigkeit. Und doch gab es daneben bei uns jetzt oft Verluste an Menschen und Material, wie wir sie früher nicht gekannt hatten. Mehr und mehr versagten einzelne Divisionen, teils aus Erschöpfung, teils aber auch —

und das war das Bedenklichste — durch die mit internationalen, pazifistischen Ideen verseuchte Stimmung der Truppe. Tapfer vorgehenden Truppenteilen schallten die Worte „Kriegsverlängerer“ und „Streikbrecher“ nach. Mißtrauen auf die Verläßlichkeit der Kameraden zersetzte die einheitliche Kraft des Widerstandes, es kam durch das Versagen einzelner angefaulter Verbände zu Umgehungen und Gefangennahmen ehrlich kämpfender Gruppen, und häufig schon mußten jetzt solche unzuverlässig gewordenen Truppen herausgezogen werden, und die schon überanstrengten zuverlässigen Divisionen mußten die Lücken schließen. So mußte ich sehenden Auges mein bestes Kapital verwirtschaften. Und dennoch könnte ich jetzt noch das Heulen kriegen im Gedanken an die ungebrochene Opferwilligkeit der treuen, tapferen, alterprobten Verbände, die bis zuletzt ihre schwere Pflicht taten. Sie haben unsere beste Friedensüberlieferung durch all dies Elend durchgehalten! — Ich fuhr an diesem 4. Oktober zunächst zu einer Besprechung mit dem Generalobersten von Boehn und seinem Generalstabschef, General von Loßberg, nach Avesnes und von da nach Mons zum Kronprinzen von Bayern, mit dem und dessen Generalstabschef, Exzellenz von Kuhl, ich mich länger über die militärische Lage besprach. Wir kamen hierbei übereinstimmend zu der Ansicht, daß die Abwehr der überlegenen feindlichen Angriffe gegen unsere abgekämpften Fronten im Ringen um die umstrittenen Stellungen unter den augenblicklichen Bedingungen nicht durchgehalten werden könne. Es fehlte uns an Truppen, um Gegenstöße durchzuführen, um unseren Kämpfern die notwendige Ausspannung zu geben. So erschien es uns erforderlich, unter

Aufgabe weiteren Geländes in Rückzugskämpfen tiefer liegende Stellungen aufzusuchen und durch diese Frontverkürzung die notwendigen Reserven für eine Weiterführung der in Bezug auf die Möglichkeiten ihrer Dauer noch nicht übersehbaren Schlacht zu gewinnen.

In der Nacht, die nun folgte und in der meine tapferen Divisionen, zerfetzt, zerrissen, wie sie waren, sich in schrittweisem Ausweichen weiter wehrten — ist aus Berlin über die Schweiz das Angebot an den Präsidenten der Nordamerikanischen Republik abgegangen, das den „gerechten Frieden" im wesentlichen auf Grund der von Wilson aufgestellten Grundlagen suchte und mit der unheilvollen Bitte um Gewährung eines Waffenstillstandes verknüpft war.

Weiter ging das Ringen, und kein Ende der Schlacht war abzusehen. Die Truppen standen jetzt gegen ungeheuere Übermächte an Menschen und an Material. Sie hielten aus — sie fingen Stöße auf — und gaben Raum frei — schlossen sich zu neuer Front und stellten sich aufs neue. Beinahe täglich war ich wieder vorne und sah und sprach die Männer. Sie haben heldenhaft in dem ungleichen Ringen gestanden und ihre Pflicht getreu bis in den Tod erfüllt. Ein Lügner, wer behauptet, daß der Kampfgeist der Front versagt hätte. Stärker als die zerbrechenden und aufgeriebenen Körper dieser Männer ist er gewesen. Geschimpft haben die Leute, wenn sie halbwegs Zeit dazu hatten — wie jeder gute Deutsche schimpft — aber wenn's galt, dann waren sie wieder zu haben. Und ein merkwürdiges Ergebnis hatten diese ruhelosen Kämpfe: es kam zu einer Art von Selbstreinigung der Verbände. Was faul und angefressen war,

schied in die Gefangenschaft des Gegners aus. Was uns verblieb, das war der gute Kern. Was diese durch tausend Tode gehetzten, abgezehrten, elend verpflegten und übermüdeten deutschen Kämpfer nur irgend geben konnten, das haben sie gegeben. Dankbar geht mein Erinnern zu ihnen allen — zu denen, die da draußen blieben, und zu denen, die nun zerstreut in deutschen Städten und in deutschen Dörfern am Pflug, am Amboß, vor dem Schreibtisch wieder friedlich schaffen.

Weiter rannten die Gegner an — Großangriffe brachte jeder Tag. Die Lüfte bebten im Feuer, ein dumpfes Schlagen, Brüllen, Rollen, das nicht wieder schwieg.

Die 1. Armee war in der Nacht zum 5. mit ihrem linken Flügel hinter Suippes zurückgegangen, sie mußte, um den Anschluß an die ausweichende 7. wieder zu gewinnen, die vorspringende Reims-Front lassen und auch mit ihrem rechten Flügel bis Condé zurück. Die 18. Armee, die in diesen Tagen gleichfalls der Heeresgruppe unterstellt wurde, ging am 10. Oktober in hartem Rückzugsringen in die kaum in ihren ersten Anlagen entworfene Hermannstellung. —

Und während all meine Gedanken dem Kampf und den mir anvertrauten deutschen Soldaten gehörten, drangen, wie etwas Fernes, Fremdes, Berichte aus der Heimat an mich heran: Der Wortlaut unserer Friedensnote an den Präsidenten Wilson — brüsk ablehnende Pressestimmen aus Paris — die Antwortnote, die sich um die Antwort drückte und vor dem Waffenstillstand unsere Zusage zur Räumung aller besetzten Gebiete forderte. Von Beratungen der leitenden Persönlichkeiten wurde gesprochen — von der Zusammenstellung

einer Waffenstillstandskommission unter dem sachverständigen General von Gündell durch die O.H.L. Der Kriegsminister von Stein schied aus dem Amte, und General Scheüch trat an seine Stelle.

Wir kämpften. Die Schlacht flaute jetzt am Ende der zweiten Woche ihres Rasens langsam ab. Zu Tod erschöpft war man auf beiden Seiten. Raum hatten wir unter dem ungeheueren Drucke aufgegeben, aber wir standen. Und nirgends war der Gegner durchgebrochen. Am zehnten stand die 3. Armee in der neuen Brunhildstellung von St. Germainmont am Nordufer der Aisne entlang über Rethel, östlich Vouziers, westlich Grandpré. Und Gallwitz schlug sich mit Amerikanern im Raume zwischen Sivry und dem Haumontwalde. Am zwölften hatte auch die 1. Armee die Gudrun-Brunhildstellung planmäßig bezogen, die 7. Armee den Rückzug in die Hundingstellung hinter den Abschnitt der Oise und Serre verlegt.

Wenn man das militärische Bild des Ganzen übersah, so konnte man erkennen, daß der drohende Zusammenbruch der Westfront durch die Verlegung des Widerstandes in stärkere, kürzere Abschnitte verhindert worden war. Bei allem Ernst der Lage standen wir zunächst doch wieder leidlich fest, konnten uns, während die Gegner zu neuen planmäßigen Aufmärschen und Angriffsvorbereitungen schreiten mochten, selbst kräftigen und abwehrfertig machen — und eine solche Atempause war bei der Übermüdung und Überspannung der Truppen mehr als nötig.

Blieb also nach meiner Ansicht die leise Hoffnung, daß die eingeleiteten Friedensbestrebungen zu einem für

Deutschland ehrenvollen Abschlusse des Krieges durch einen Rechtsfrieden der Versöhnung noch vor dem Winter führen würden. Bei einem Versagen dieser Aussicht konnten wir — wieder: nach meiner persönlichen Ansicht — mit einer Widerstandsfähigkeit bis höchstens zum Frühjahre 1919 rechnen.

Am 12. Oktober wurde aus Berlin als Antwort auf die Anfrage des Präsidenten Wilson die bündige Annahme der von ihm aufgestellten Bedingungen erklärt und auch die Bereitschaft zur Räumung der besetzten Gebiete unter gewissen Bedingungen ausgesprochen.

Durch alles, was an Nachrichten von drüben kam, schien mir die Tatsache hindurchzuschimmern, daß dort zwei Auffassungen um die Vorherrschaft rangen: Wilson, der seine vierzehn Punkte landen wollte — und Foch, der nur ein Ziel kannte: Vernichtung. Wer siegen würde? Das Paar war ungleich: der Flieger Wilson und der Steher Foch. Gelang es, rasch zur Einigung zu kommen, so hatte Wilson jede Chance — gingen Verhandlungen ins Uferlose, so hatte Foch die Zeit für sich. Ein jeder Tag, der hinlief, ohne daß man der Verständigung näherkam, war für ihn Gewinn, ließ die Zersetzung in der Heimat weitergreifen, zermürbte und zerbröckelte die großenteils nur auf behelfsmäßige Widerstände und Abwehrstellungen gestützte Front.

Der dreizehnte brachte mir eine Nachricht, die mich um meines Vaters willen tief schmerzlich bewegte: Die weitere Entwicklung der innerpolitischen Lage hatte zum Rücktritte des ausgezeichnet bewährten Chefs des Zivilkabinettes des Kaisers, Exzellenz von Berg, geführt.

Damit war ein Mann aus der ständigen engeren Umgebung des Kaisers ausgeschieden, der ihm auf Grund alter Jugendfreundschaft und ohne höfische Rücksichten in treuer Geradheit und Schlichtheit die Dinge so zeigen konnte, wie sie waren.

Am fünfzehnten setzten die starken Angriffe bei der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht, bei mir und Gallwitz wieder ein. Der Gegner hatte sich an unsere neue Front herangeschoben und stieß los. Geländeverluste da und dort. Die Truppe war eben am Ende ihrer Kräfte. Am Tag darauf fiel Lille: da nebenan, beim Kronprinzen von Bayern, stand es wohl am schlimmsten. Einbußen, wo der Gegner stürmte. Als ob unsere Leute nun, da sie etwas von einem etwaigen Waffenstillstand und von kommenden Verhandlungen gehört hatten, die volle innere Kraft zum Kampfe nicht mehr finden konnten. Auch stellenweise so, als ob sie nicht mehr wollten. Aber wo lag in den von Hunger, Qualen und Entbehrungen verwirrten Köpfen dieser Männer, die tausendmal ihr Leben tapfer für das Vaterland eingesetzt hatten, jetzt die Grenze zwischen Können und Wollen? Macht das letzte einmalige Versagen den abgehetzten Mann, der sich zu hundert Malen als Held bewährte, zum Feigling? Nein! — Nur eines nimmt es ihm: den Preis, für den er hundertmal sein Leben bot.

Wiederum, während die neue Regierung im Eilzugstempo demokratisiert, das unterste der Reichsverfassung zu oberst kehrt — eine Note des Präsidenten Wilson: in einem neuen Tone. Hochfahrend, unversöhnlich stellt sie jetzt Bedingungen, die eine Einmengung in Deutschlands innere Verhältnisse sind. Deutlich spricht

der Geist Fochs, der Wilson zu überwinden droht, aus ihr. Fochs, der zugleich auf die Kampfergebnisse der letzten Tage pocht, der Aufschub und Verschleppung erreichen will, damit indessen das Unheil, das sich über Volk und Heer der Deutschen geworfen hat, wilder wüte.

Ein Tagebuchblatt, das die Lage sachlich festhält, so wie sie mir auf Grund dessen, was ich damals übersehen konnte, erschien, soll wörtlich hierher:

„Es besteht zur Zeit scharfer Gegensatz Wilson-Foch. Wilson will den Rechtsfrieden der Versöhnung und Verständigung. Foch will völlige Demütigung Deutschlands und Befriedigung der französischen Eitelkeit.

Jede Festigkeit der deutschen Front und der deutschen diplomatischen Haltung stärkt die Stellung Wilsons; jedes Zeichen militärischer und politischer Schwäche stärkt Foch.

Wilson erstrebt nur Nachgeben in zwei Punkten:

1. U-Boot-Krieg; keine Passagierdampfer mehr versenken.

2. Demokratisierung Deutschlands. (Keine Absetzung des Kaisers, nur konstitutionelle Monarchie, Stellung der Krone wie in England.)

Eine militärische Demütigung Deutschlands erstrebt Wilson nicht. Foch dagegen will mit allen Mitteln volle militärische Kapitulation und Demütigung (Befriedigung französischen Rachegefühls) erreichen.

Wer von beiden die Oberhand gewinnt, hängt einzig und allein von der Haltung Deutschlands ab. Steht die Front und halten wir uns diplomatisch würdig, so siegt Wilson. Ein Nachgeben gegenüber Foch bedeutet

die Vernichtung Deutschlands und das Scheitern jeder Aussicht auf einen erträglichen Frieden.

Englands Stellung ist mehr vermittelnd. Die Hauptschwierigkeit für die Friedensaktion liegt bei Frankreich.

Erreichung des Verständigungsfriedens ist Wilson sehr erschwert durch das Zusammenfallen der Demokratisierung und des Friedensschrittes. Dies wird als Schwäche ausgelegt und hat Fochs Stellung gestärkt. Wollen wir den Rechtsfrieden erreichen, so müssen wir in alles mehr Stop bringen — namentlich in unser Friedens- und Waffenstillstandsbedürfnis. Dazu müssen wir alles tun, die Front noch zu halten und die weitere Demokratisierung in ruhigere, sagen wir: glaubwürdige Bahnen zu leiten." —

Was hier über Wilson gesagt ist, war für den Augenblick, für den es galt, vielleicht noch richtig — und war es doch schon bald darauf nicht mehr. Doch glaube ich heute noch, daß dieser selbstgefällige Doktrinär anfangs wirklich nach Recht und nach Gewissen schlichten wollte — bis ihn der Stärkere und Listigere einfing und mit ironischer Überlegenheit an seinen Wagen spannte. —

Am 17. Oktober waren bei der Heeresgruppe meines tapferen Vetters Rupprecht auch Ostende, Brügge und Tournai aufgegeben — am neunzehnten setzt der Feind sich beiderseits von Vouziers auf dem östlichen Aisneufer fest und trifft die Vorbereitungen zu weiteren Stürmen.

Aus der Heimat kommen in diesen Tagen Nachrichten über ein fieberhaft erregtes Wesen der Menschen. Gedrückt, verzweifelt die einen, voll Hoffnung auf ein leidliches Ende die anderen. Dazu Gerüchte über eine bevorstehende Abdankung des Kaisers — über eine Wahl

des Hauses Wittelsbach an Stelle der Hohenzollern — über eine Regentschaft des Prinzen Max von Baden...

Es wird weiter gekämpft, und man hält sich leidlich. Alles wird eingesetzt, was nur sich irgend auf den Beinen halten kann; denn es geht um die Möglichkeit des Waffenstillstandes, des Friedens. Mit Nachdruck weist die O.H.L. die Führer darauf hin, daß angesichts der laufenden diplomatischen Verhandlungen ein weiterer Rückzug von dem schlimmsten Einfluß auf den Erfolg werden könnte.

Also Festhalten an der Hermann-, an der Gudrunstellung! Du lieber Gott — was diese Stellungen, die unfertig und an vielen Stellen gerade nur markiert sind, schon bieten können!

Und doch — die Männer, die vier Jahre lang ihr Bestes hingegeben haben, erweisen sich auch jetzt, in diesen schwersten Tagen, als die herrlichsten, die treuesten Soldaten der Welt: sie halten diese Front!

Am einundzwanzigsten erfahren wir den Text der Antwortnote der Regierung an Wilson: Jedes Entgegenkommen ist gezeigt! Sicher, auf dieser Grundlage kann er Mittel und Wege zum Abschlusse des Waffenstillstandes finden und Friedensverhandlungen einleiten. Will er es auch? Will er es noch?

Wieder gehen Tage hin, in denen Tausende von deutschen Männern und von Männern aller Völker bluten müssen, indessen die Herren an den grünen Tischen sich Zeit lassen — in denen unsere Lage an der Front nicht besser wird. Was dann am vierundzwanzigsten aus Wilsons Note anmaßend und hochmütig sprach, war die Stimme des Marschalls Foch — oder die Stimme

eines Wilson, der zur Marionette des französischen Drahtziehers herabgesunken war und nun das Räuspern und das Spucken des anderen so gut weg hatte wie sein Meister. —

Noch einmal in diesen grausam düstern Tagen, in denen ich meine armen zerschlagenen Divisionen ihr Letztes hingeben sah, sollte ich eine Herzstärkung durch meine braven Leute erleben!

Das war am 25. Oktober, und ich fuhr nach vorne, um mich von dem Zustande einiger meiner im schweren Kampfe stehenden Divisionen zu überzeugen. Nachdem ich die Divisionsstäbe der 50. J.D. und der 4. G.D. besucht hatte, nahm ich den Weg nach einer Höhe, von der ich einen Einblick in die Kampffront zu bekommen hoffte. In einem Wiesental vor dem Dorfe Seraincourt traf ich auf die Abschnittsreserve, die im Begriffe stand, in das Gefecht zu marschieren. Es waren dies die Regimenter der 1. J.D., unter ihnen mein Regiment Kronprinz. Sowie die Truppen mein Auto erblickten, war ich von einer Menge fröhlich winkender und rufender Mannschaften umgeben. Allen waren die schweren Kämpfe der letzten Monate nur zu deutlich anzusehen. Die Uniformen zerrissen — kaum noch die Abzeichen zu erkennen — die Gesichter oft erschreckend mager: und dennoch leuchtende Augen und eine stolze, selbstbewußte Haltung. Sie wußten, daß ich ihnen vertraute und daß sie mich noch nie im Stich gelassen hatten. Der Stolz auf die Taten ihrer Division war in ihnen. Mit vielen sprach ich, viele Hände drückte ich, Männer, die sich in den jüngsten Kämpfen ausgezeichnet hatten, schmückte ich mit dem Kreuze. Dann verteilte ich meinen kleinen

Vorrat an Schokolade und Zigaretten. So verging eine in all der Bitternis jener Tage unvergeßlich schöne Stunde im Kreise meiner bewährten Frontkämpfer. Indessen hatten die Franzosen das kurz vor uns liegende Dorf unter schweres Feuer genommen, und jetzt fingen sie an, ihr Feuer die Wiesenschlenke entlang vorzuverlegen. Ich befahl daher, die Bataillone auseinanderzuziehen. — Bei meiner Abfahrt schallte hinter mir das brausende Hurra meiner lieben feldgrauen Kinder — von allen Seiten winkten sie mit Mützen und Gewehren. Ich sage es ohne Scham, daß mir vor ihrem Grüßen, Rufen, Winken die Tränen in die Augen gestiegen sind — ich wußte ja, wie schwer, wie verzweifelt die Gesamtlage war. —

Mein Grenadierregiment Kronprinz bei Seraincourt — es war die letzte Truppe, die ich mit Hurra und mit leuchtenden Augen in den Kampf ziehen sah. Liebe, liebe, treue Jungens, deren jeden mein Erinnern von meiner Insel dankbar grüßt! —

Nur Stunden später, bei der Ankunft im Quartier der Heeresgruppe, stand ich wieder in jener anderen Welt voll Qual und Sorgen. Neue, schwer bedenkliche Nachrichten aus der Heimat lagen vor.

Und am nächsten Tage, am 26. Oktober, erhielt ich die telephonische Nachricht von Ludendorffs Abschied. Im Zusammenhang der bekannten Angelegenheit des Telegrammes der O.H.L. an die Truppen (vom 24. Oktober) war er das Opfer der vom Reichskanzler Prinzen Max von Baden gestellten Kabinettsfrage geworden. Damals wußte ich: das ist das Ende. Man meldete mir, es sei beabsichtigt, General Gröner zum Nachfolger

zu ernennen. Ich ließ mich mit dem Generalfeldmarschall verbinden. Eindringlich und im klaren Erkennen dessen, worum es hier ging, beschwor ich ihn, diesen Gedanken aufzugeben, nicht diesen Mann zu wählen, dem nichts von jenem Geiste innewohnte, der jetzt allein noch retten konnte, was zu retten blieb. Der Generalfeldmarschall, der wohl glaubte, den Ideen der Reichsregierung nachgeben zu sollen, war anderer Ansicht, und am nächsten Tage war die Ernennung des Generals zum Ersten Generalquartiermeister erfolgt.

Am 28. Oktober kehrte mein Adjutant Müller von einer Dienstreise aus der Heimat zurück. Er brachte die ersten bösen Nachrichten über Matrosenmeutereien, und aus seinem Bericht ging hervor, daß in Deutschland die Revolution eigentlich bereits drohend im Anzuge sei — daß aber bisher anscheinend nichts zur Niederschlagung der auffluten den Bewegung geschehe. Er schlug damals in klarer Beurteilung der Lage die rascheste Bereitstellung einiger guter Divisionen hinter der Heeresgruppe vor, damit man diese Truppen gleich zur Hand habe, wenn sich das etwa als notwendig erweisen sollte. Dieser Anregung ist leider nicht weiter gefolgt worden — unsere Aufmerksamkeit war allzusehr nach vorne gerichtet und pflichtmäßig den uns anvertrauten Verbänden zugewendet.

Meine vier Armeen standen seit dem 4. November in ihrer ganzen Front in schweren, aber durchweg planmäßig und geordnet verlaufenden Rückzugskämpfen mit Ziel auf die Antwerpen—Maas-Stellung.

In diesen Tagen besuchte uns der neue Erste Generalquartiermeister General Gröner. Die Chefs meiner vier

Armeen gaben Bericht über die Lage an ihrer Front. Alle betonten die Überspannung ihrer Truppen und das Fehlen von jeglichen frischen Reserven. Sie waren aber in guter Zuversicht, daß sich der Rückzug in die Antwerpen—Maas-Stellung in fester Geschlossenheit vollziehen und daß diese Stellung gehalten werde.

Aus dem anschließenden Schlußvortrag meines Chefs sind mir zwei Forderungen erinnerlich, die mit scharfer Bestimmtheit gestellt wurden: Einmal, daß die Diskussion über die Kaiserfrage in der Heimat und Presse aufhören müsse; unsere Truppen seien nicht imstande, auch noch diese Belastung zu tragen. Ferner, daß die O.H.L. nicht Dinge befehlen dürfe, an deren Durchführung sie selbst kaum glauben könne. Wenn z. B. befohlen würde, daß eine Stellung zu halten sei, so müsse die Truppe auch in die Lage versetzt sein, diesen Befehl ausführen zu können. Das Vertrauen zur Führung wurde durch Befehle erschüttert, die die Front nicht befolgte, weil sie in der gegebenen Lage nicht mehr durchzuführen waren. —

Das Oberkommando der Heeresgruppe ging am 5. November von seinem bisherigen Quartier Charleville etwa fünfzig Kilometer weiter nördlich nach Waulsort, einer kleinen Ortschaft halbwegs zwischen Givet und Dinant an der Maas. In eine düstere, unfreundliche Stimmung eingesponnen lag der Ort, es war kalt, und ein dicker, klebriger Nebel füllte das von zerklüfteten Felsgeschieben gleichsam engbedrängte Tal. Ich wohnte bei einem belgischen Grafen de Jonghe, einem Kavalier von wohltuendem Takt. In einem langen Gespräche, in das wir des Abends kamen, faßte er seine Ansicht über die

Ursachen unseres Niederbruches — der nun ja auch den Einwohnern des Landes offenbar war — dahin zusammen: Deutschland hat zwei schwere Fehler gemacht. Es hätte im Herbst 14 Frieden machen sollen; gelang das nicht, so mußte es einen Zivildiktator von unbedingter Macht und Energie ernennen, der dann die nötige Ordnung im Innern sicherte. — An diesem gleichen Abend erzählte mir der erste Generalstabsoffizier der Heeresgruppe, Major von Bock, daß er von einem Etappensoldaten, einem Landsturmmann, auf offener Straße beleidigt worden sei. Zwei Tage später bin ich dann selbst zum ersten Male mit der Revolution in direkte Fühlung gekommen.

Ich fuhr mit meinem Ordonnanzoffizier Zobeltitz von Waulsort die Maasstraße auf Givet, um noch einmal die Truppen zu besuchen, die nunmehr bei Charleville die Maaslinie halten sollten. Als wir, wenige Kilometer hinter Waulsort an einer Stelle, an der die Eisenbahn dicht neben der Chaussee entlangläuft, an einem auf offener Strecke haltenden Urlauberzug vorüberkamen, erblickte ich die erste rote Fahne. Und gleich darauf schallten mir auch schon aus den offenen oder zertrümmerten Wagenfenstern die albernen Rufe entgegen, die damals zu einer Art Losungswort und Feldgeschrei aller Radaubrüder und Unzufriedenen geworden waren: „Licht aus!“ — „Messer 'raus!“

Ich ließ mein Auto sofort halten und ging, von Zobeltitz begleitet, auf den Zug los. Ich befahl den Leuten, auszusteigen, was auch sofort geschah.

Es mögen einige hundert Mann gewesen sein, eine ziemlich wüst aussehende Gesellschaft, zum größten Teile

Bayern, die aus Flandern kamen. Vor mir stand ein baumlanger bayrischer Unteroffizier in herausfordernd lässiger Haltung, die Hände tief in den Hosentaschen, ein wahres Musterbild der Insubordination. Ich fuhr ihn an, er solle sofort eine anständige Haltung annehmen, wie es sich für einen deutschen Soldaten gehöre — und die gute Wirkung trat auf der Stelle ein. Ich hielt den herandrängenden Leuten dann eine kurze eindringliche Ansprache, mit der ich sie bei ihrem Ehrgefühl zu packen suchte. Damit hatte ich — und das wurde mir klar, während ich noch zu ihnen sprach — gewonnenes Spiel.

Schließlich trat ein ganz junges Kerlchen von etwa siebzehn Jahren mit dem Eisernen Kreuz und einem offenen Knabengesicht — ein Sachse — vor und sagte: „Herr Kronprinz, nehmen Sie es nicht übel, es sind nur dumme Redensarten, dabei denken wir uns garnichts, wir haben Sie ja alle sehr gern und wissen, daß Sie immer für Ihre Soldaten sorgen. Sehen Sie, wir fahren jetzt schon drei Tage Eisenbahn und sind überhaupt noch nicht verpflegt worden. Kein Mensch kümmert sich um uns, Offiziere sind garnicht mehr beim Transport. Seien Sie uns nicht böse." — Allgemeines Beifallsgemurmel. Ich gab dem Jungen die Hand. Dann kam sogar ein komischer Ausklang. Der Sachse sagte: „Wir wissen, Sie haben immer Zigaretten für tüchtige Soldaten bei sich — zu rauchen haben wir auch nichts mehr." Ich gab den Leuten, was ich an Zigaretten hatte, obwohl diese „tüchtigen Soldaten" die Aufmunterung wirklich nicht verdient hatten, einfach aus Verstehen für ihre Lage, die sicher mitschuldig an ihren abwegigen Dummheiten war. Deutlich hatte ich den Eindruck: wäre nicht in der Hei-

mat und den Etappen alles aus den Fugen, diese Mannschaften wären auf gutem Weg geblieben.

Ich erzähle diese Episode vom 7. November nur, um zu zeigen, auf wie schwachen Füßen die Bewegung vielfach stand, die durch wüste Agitation zu scheinbar so bedrohlichen Formen aufgetrieben war, und wie ruhiges und entschlossenes Auftreten seine Wirkung auf die im Grunde ja keineswegs bösartigen Elemente nicht verfehlte. Leider hat jedes bestimmte Handeln bei den Heimatbehörden — sowohl bei den militärischen wie bei den zivilen Stellen — gefehlt. Durch das Schießverbot waren der Revolution die Wege geebnet.

Zur Haltung der Truppe in diesen Tagen ist zu sagen, daß sich der Rückmarsch der Divisionen trotz des monatelangen Ringens, das hinter ihnen lag, durchaus geordnet und in der Hauptsache ohne wesentliche Störung durch den nur zögernd folgenden Gegner vollzog. Die Aussicht auf die Aufnahme in die neue, durch natürliche Anlage und feldmäßige Behelfe starke Maasstellung schien die Truppen freier in die Zukunft sehen zu lassen.

Und nachzutragen bleibt noch eine Episode: Am sechsten haben die von der deutschen Regierung entsandten Unterhändler in dem Gebiet der 18. Armee auf der Straße von La Capelle nach Guise die Linie überschritten.

Ende April 1921.

Zwei Monate beinahe, seit ich die letzten Zeilen geschrieben habe. —

Erst immer wieder, wenn ich daran gehen wollte, das tausendmal durchdachte letzte bitterste Erleben auf-

zuzeichnen, die Hemmungen, die einen überfallen, wenn man sich in die Qual der rückhaltlosen Erinnerung an kaum verblaßte Leiden begeben soll; dann andere Sorgen, andere Schmerzen, die mich von der Arbeit an diesen Blättern ferne hielten.

Zu Ende Februar war ich in Doorn; am siebenundzwanzigsten begingen meine Eltern die Feier der vierzigsten Wiederkehr des Hochzeitstages. Feier? Nein — eine Feier war es nicht. Trüb und gedrückt war alles in dem schönen und gepflegten Hause. Die Mutter mußte liegen, und die Schwäche gönnte ihr nur Stunden eines müden Wachens. So kraftlos war sie, daß sie kaum zu sprechen vermochte — und doch für jede kleinste Handreichung ein „— danke, mein guter Junge —" und dann ein stilles zärtliches Streicheln der Hand. — Man hat wahrhaftig die Zähne zusammenbeißen müssen. Das Ahnen, daß ich sie an diesem Tage zum letzten Male im Arm gehalten und geküßt habe, hat mich seitdem nicht mehr verlassen.

Was dann noch an Berichten von ihr sprach, war so, daß alle Hoffnung fallen mußte, daß man nur flehen konnte: Herr, mache es kurz. —

Und dann, sechs Wochen nach dem letzten Wiedersehen, kam die schwere Nachricht zu mir auf die Insel.

Wir sind nach Doorn gefahren, und ich habe es in all den langen Stunden der Fahrt zu ihr kaum fassen können, daß sie jetzt nicht mehr zu mir reden, daß ihre guten Augen jetzt nicht mehr auf mir ruhen würden. Der starke Magnet, der uns Kinder, wo wir auch waren, immer wieder ins Elternhaus gezogen hat, ist sie gewesen, alle unsere geheimsten Wünsche, Hoff-

nungen und Sorgen hat sie gekannt — und sollte jetzt für immer von uns fortgenommen sein.

Verändert, leer und fremd erschien mir Park und Haus und alles.

Mein armer Vater! Wie er sich auch hielt: ich weiß, daß er ins tiefste Herz erschüttert war. Sein alter Stolz, die anderen nicht zu Zeugen werden zu lassen, sich auch im Schwersten königlich zu halten, hat ihn, solange wir und Menschen der Umgebung um ihn waren, wieder gestützt. Aber die Einsamkeit —

Ich habe eine lange, stille Nacht am Sarge der geliebten Mutter und noch einmal, zum letzten Mal allein mit ihr, die Totenwacht gehalten.

In ungezählten Bildern aus Vergangenheiten ist sie da in dieser feierlichen Ruhe, in der von Kränzen und von Blumen ein schwerer Dunst und Duft lag und nur die Kerzen sachte niederbrannten, vor mir erschienen.

Ihre Freude, wie ich mich mit zehn Jahren als Leutnant bei ihr meldete und die Parade gut verlief, trotz meiner noch so kurzen Beine, denen das Mitkommen mit den langen Grenadieren doch reichlich sauer wurde.

Ihr glücklich leuchtendes Gesicht, als sie meine Braut zum ersten Male in die Arme schloß und zu mir sagte: „Ja, lieber Junge — du hast eine gute Wahl getan!“ — Und von dem Tage bis zuletzt war eine große Liebe zwischen den zwei Frauen.

An den Betten der schwer erkrankten Brüder Fritz und Joachim sah ich sie sitzen — Nächte um Nächte, unermüdlich — eine hingebende Pflegerin, eine Mutter, die sich selber opfern mochte.

Ich sah sie bei Hoffesten im vollen Glanz der Krone.

Schlank und edel die Gestalt, über dem frischen gütigen Gesichte das reiche, früh ergraute Haar. Und jedes Wort ein schlichtes, warmherziges Gebenwollen und Verbinden und Verstehen.

Dann immer wieder: in ihrem Schreibzimmer im Neuen Palais. — Zwischen Vor- und Nachmittagsdienst bin ich hinübergeritten und gehe nun, während sie zuhört und erwidert, vor ihr auf und nieder. Kleine Konflikte, in denen sie meine Beichtigerin ist, die immer den gerechten Rat und die würdige Lösung kennt — und ernste Sorgen um das Große, Ganze des Vaterlandes, für die im Herzen dieser scheinbar aller Politik so fernen Frau viel Raum war. Sie hat von diesem stillen Leid, durch ihr klares Erkennen manches Irrens, weit mehr getragen, als man draußen ahnte.

Die Kriegszeit dann: Sorgen — Sorgen — Sorgen —

Und das, was nachher kam.

Da sehe ich sie auch im Garten von Haus Doorn. Sie sitzt im kleinen Ponywagen, und ich halte ihre Hand und gehe neben ihr her. „Mein Junge, es ist ja schön hier, aber mein Potsdam, das Neue Palais, mein kleiner Rosengarten, unsere Heimat, das ist es nicht. Wenn du wüßtest, wie mich oft das Heimweh innerlich zerfrißt, oh, ich werde die Heimat ja nie wiedersehen." —

Jetzt ruht sie in der Heimaterde, zu der sie ihre letzte Sehnsucht trug.

Ein Stück des Weges bis zum Bahnhof Maarn, habe ich ihr auf der Heimfahrt das Geleit gegeben — und bin wieder zurückgekehrt auf meine Insel.

Tage voll Schwermut sind das dann gewesen: nicht

eine Stunde, in der mein Gedenken nicht bei ihr war. Aber was mir aus vielen tausend Briefen in diesen Tagen sagte, wie sehr sie in der Heimat unvergessen ist und wie die Liebe, die sie säte, aufgegangen ist und blüht, das war mir ein Trost.

Dann war mein guter Schwager, der Herzog von Braunschweig, ein paar Tage bei mir. Sissy soll zunächst in Doorn drüben bleiben, damit der Vater leichter über die erste Zeit seiner großen Verlassenheit hinwegkomme und damit eine gute Frauenstimme in dem schönen und doch so freudlosen Hause sei.

Ich aber will nun doch daran gehen, auch das noch aufzuzeichnen, was ich zu dem letzten und bittersten Erleben des Zusammenbruches zu berichten habe. Weiß Gott, daß es mir schwerer wird als alles, was ich vorher niederschrieb.

Am 8. November 1918 abends erhielt ich in Waulsort unerwartet von Seiner Majestät Befehl, mich am 9. November vormittags in Spa bei ihm zu melden. Kein Wort weiter darüber, worum es ging und was ich sollte. — Blieb nur das Wissen, daß der Ruf viel Gutes nicht bedeuten konnte, das Ahnen neuer qualvoller Konflikte.

Bei trübem kalten Wetter ging die Autofahrt durch das von grauen, tieflastenden Nebeln fast erdrückte Land. Stumpf, trostlos, traurig, wie gebrochen alles: die halb zerfallenen Häuser, denen der Bewurf von dem geschundenen Leibe bröckelte, die endlos langen, von hunderttausend wuchtenden, hart stoßenden Rädern zerfahrenen, von hunderttausend Pferdehufen und Nagel-

schuhen zermalmten Straßen. Und diese abgezehrten grauen Menschen, die so voll Bitterkeit und Gram und Elend schienen, als ob sie sich nie wieder zu einem neuen Lebensglauben würden erheben können.

Durch Schlammfelder schlingerte der Wagen, sprühte den braunen Dreck in Garben und Fontänen um sich her — raste schleudernd vorüber an mühsam trekkenden Kolonnen, an aufgelöst hinschürfenden Trupps und Gruppen von abgerissenen, mit unkennbarem Kram bepackten Gestalten von Männern, die einmal Soldaten gewesen waren — ließ fluchende Rufe und in das Grau gereckte Fäuste hinter sich.

Weiter — weiter —

Kurz nach zwölf war es, da wir, bis auf die Knochen durchfroren und erstarrt, in Spa ankamen.

In der Villa Fraineuse draußen vor der Stadt wohnte der Kaiser.

Der Hofmarschall General von Gontard empfing mich in der Halle. Sein Gesicht war ernst und tief besorgt. Nur ein hilfloses Aufheben beider Hände war die Antwort auf meine Fragen — und sagte mehr als Worte.

Und da war auch schon mein Chef, Graf Schulenburg, bei mir. Seit dem frühen Morgen schon war er in Spa und hat bis zu dem Augenblick, da ihm mein Eintreffen gemeldet wurde, beim Kaiser unsere Ansichten vertreten. Bleich, sichtlich tief erregt war er, wie er mich jetzt mit raschen, soldatisch knappen Worten über die Vorgänge, in die wir hier mithineingezogen wurden, ins Bild setzte, mich mit der ganzen Eindringlichkeit des starken, verantwortlichkeitsbewußten, kaisertreuen Man-

nes bat, auch meinerseits alles zu tun, um Seine Majestät von übereilten, niemals wieder auslöschbaren Entschließungen zurückzuhalten.

Nach dem Berichte Schulenburgs hatten die Ereignisse bis zu meinem Eintreffen sich wie folgt entwickelt:

Mein Vater hatte am frühen Morgen mit seinem Generalstabsoffizier, Major Niemann, die Lage eingehend erörtert und sich entschlossen, dem drohenden Umsturz die Stirn zu bieten. Mit diesem festen Entschluß kam der Kaiser zu einer Besprechung, zu der der Generalfeldmarschall und General Gröner, Plessen, Marschall, Hintze, Herr von Grünau und Major Niemann zugezogen worden waren.

Der Generalfeldmarschall hatte da als erster gleich einleitend ein paar Worte gesprochen, die klar erkennen ließen, daß er soweit war, das Ganze aufzugeben: Er müsse Seine Majestät um seine Entlassung bitten, da er das, was er auszusprechen sich genötigt fühle, seinem Könige und Herrn als preußischer Offizier nicht sagen könne.

Nur mit dem Kopfe hatte der Kaiser gezuckt: Erst hören, was es ist —

Jetzt hatte General Gröner das Wort ergriffen — mir war es, wie mir Schulenburg den Inhalt seiner Darlegung skizzierte, als ob ich ihn vor mir sähe und reden hörte! Gröner — seit knapp zwei Wochen der neue Mann auf dem verlassenen Platze Ludendorffs, der Mann, der Hemmungen, wie sie dem alten Generalfeldmarschall die Worte in der Kehle würgten, nicht kannte. Ein neuer Ton, der sich brüsk und demonstrativ von allem Herkommen lossagte, der sich an dieser Miß-

achtung aller Vergangenheit innerlich stark zu machen suchte für den Herzstoß, der jetzt kommen sollte.

Was mir Schulenburg von den Worten des Generals Gröner wiedergab, das hätte, wenn es die letzte Wahrheit gewesen wäre, in der Tat das Ende bedeutet: Die militärische Lage der Armeen verzweifelt — die Truppen wankend — ohne Zuverlässigkeit — Verpflegung nur auf Tage noch — dann furchtbar drohend Hunger, Auflösung und Plünderung. Die Heimat aufflammend in unhemmbarem Umsturz — was an Ersatztruppen herangezogen werden soll, versagt, zersplittert und läuft zu der roten Fahne über. Das ganze Hinterland, Bahnen und Telegraphen, Rheinbrücken, Depots und Knotenpunkte in der Hand der Revolutionäre. Berlin in einer Überspannung, die jeden Augenblick zerreißen und Blutströme über die Stadt ergießen kann. — Mit dem völlig unsicher gewordenen Heere kehrt zu machen und so, den Feind im Rücken, in der Heimat den Bürgerkrieg niederzuschlagen, sei ganz ausgeschlossen. — Dieser, seiner und des Generalfeldmarschalls Ansicht hätten sich auch die Abteilungschefs und die meisten Vertreter der O.H.L. angeschlossen. Wenn auch nicht ausgesprochen, lag in diesem Vortrag für meinen Vater die Aufforderung zur Abdankung.

Wortlos, sichtlich tief erschüttert, hatte mein Vater diese in den dunkelsten Farben gehaltene Darstellung mitangehört und hatte sich dann, als ein starres Schweigen hinter General Gröners Worten blieb und er aus einer Bewegung meines Chefs erkannte, daß auch der gehört werden wollte, emporgerissen und an ihn gewendet: „Sprechen Sie, Graf — Ihre Ansicht —?!“

Da hatte dann mein Chef erwidert:

Daß er die Schilderung des Generalquartiermeisters nicht als den wahren Verhältnissen entsprechend auffassen könne. So habe sich zum Beispiel die Heeresgruppe Kronprinz in der langen Herbstschlacht trotz allen großen Schwierigkeiten und übermenschlichen Härten glänzend geschlagen, und sie liege nach wie vor fest und geschlossen in der Hand ihrer Führer. Jetzt sei sie nach der ungeheuren Leistung erschöpft, überanstrengt und erfüllt von dem Wunsche nach Waffenruhe. Komme es zum ausgesprochenen Waffenstillstande und gebe man den Truppen jetzt mit wenigen Ruhetagen eine neue Auffrischung durch Schlaf und erträgliche Verpflegung, gebe man damit zugleich den Führern die Möglichkeit, wiederum feste Fühlung mit den Leuten zu gewinnen und auf sie einzuwirken, so werde sich die allgemeine Stimmung auch wieder heben. Eine Kehrtschwenkung des ganzen Westheeres zum Bürgerkriege in Deutschland sei allerdings eine Unmöglichkeit — sie liege aber auch garnicht im Bereiche des Notwendigen. Was nottue, sei der entschlossene mannhafte Widerstand gegen ein Treiben, dem man leider allzulange tatlos zugesehen habe. Die sofortige energische Niederkämpfung der Aufständischen an den Brennpunkten des Aufruhres — die rücksichtslose Wiederherstellung von Ordnung und Autorität! Die Verpflegungsfrage sei von General Gröner zu schwarz gemalt, die Auswirkung eines tatkräftigen Vorgehens gegen die Bolschewisten im Rücken der Front werde einen neuen Zusammenschluß der Getreuen im Lande und ein Ersticken der revolutionären Bewegung bringen. Also: Kein Nachgeben vor dem

Drohen mit verbrecherischer Gewalt — kein Abdanken — aber auch kein Bürgerkrieg; nur bewaffnete Wiederherstellung der Ordnung an den genannten einzelnen Stellen. Dazu werde die Truppe in ihrer Masse zweifellos getreu hinter dem Kaiser stehen.

Der Kaiser war dieser Auffassung beigetreten. So war es zu einem Gegensatze zwischen meinem Chef und General Gröner gekommen, der im Laufe dieser Auseinandersetzung nach wie vor seine Behauptung verfochten hatte, daß die Ereignisse zu weit vorgeschritten seien, um den von Schulenburg vorgeschlagenen Maßnahmen noch irgendwelche Chancen zu lassen. Der Zusammenschluß der Aufständischen überspannte nach seiner Darstellung schon die gesamte Heimat, die Revolutionäre würden zweifellos jede Verpflegungsmöglichkeit für eine etwa gegen sie operierende Armee sperren — und wieder: das Heer sei nicht mehr zuverlässig und stehe nicht mehr hinter Seiner Majestät.

Diese von General Gröner aufgestellten Gesichtspunkte fanden eine gewisse Stütze in telephonischen Nachrichten aus dem Reichskanzleramt, die während dieser Diskussion mehrfach einliefen, von blutigen Straßenkämpfen und Abschwenken der Heimattruppe zu den Reihen der Revolutionäre berichteten und immer wieder die Forderung auf Abdankung stellten. Wie weit diese augenfällig aus einer Panikstimmung kommenden Berichte, die durch ihr drängendes Wesen starken Eindruck machten, der Wahrheit entsprachen, konnte nicht nachgeprüft werden.

Trotz all dem war der Kaiser fest bei seiner einmal gefaßten Entschließung geblieben. Aber angesichts des

unüberbrückbaren Gegensatzes zwischen den beiden Beurteilungen der Lage und der notwendigen Folgerungen hatte er sich endlich zu General Gröner gewendet und mit großer Bestimmtheit erklärt: daß er sich mit der geäußerten Ansicht des Generals in dieser ungeheuer schwer wiegenden Frage nicht zufrieden geben könne, daß er vielmehr auf einer schriftlichen Meldung durch den Generalfeldmarschall von Hindenburg und General Gröner bestehen müsse — auf einer Meldung, der das einzuholende Urteil aller Armeeführer der Westfront zugrunde gelegt werden solle. Der Gedanke, einen Bürgerkrieg zu führen, stehe für ihn außerhalb jeder Erwägung, aber seinen Wunsch, das Heer nach Abschluß des Waffenstillstandes in geschlossener Ordnung in die Heimat zurückzuführen, halte er aufrecht.

Die Antwort General Gröners hatte sich brüsk abtuend — als ob er jede Weiterung für unnütz und als leeren Zeitverlust vor einem festen Programm taxieren müsse — darauf beschränkt, zu erklären: „Das Heer wird unter seinen Führern und kommandierenden Generalen geschlossen und in Ordnung in die Heimat zurückmarschieren, aber nicht unter der Führung Eurer Majestät!"

Auf die erregte Frage meines Vaters: „Wie kommen Sie zu dieser Meldung? Graf Schulenburg meldet das Gegenteil!" hatte Gröner nur geantwortet: „Ich habe andere Nachrichten."*

* Hierzu muß festgestellt werden, daß General Gröner diese Meldung meinem Vater lange vor dem Zeitpunkt machte, zu dem das Votum der Frontkommandeure vorlag. Was für „andere Nachrichten" hat der Erste Generalquartiermeister also be-

Auf den nochmaligen Einspruch meines Chefs hin hatte sich dann endlich auch der Generalfeldmarschall entschlossen, aus seiner bisherigen Zurückhaltung herauszutreten. Bei aller Zustimmung zu dem Geiste soldatischer Treue, von dem die Schulenburgschen Gedanken getragen seien, kam er praktisch zu der Auffassung des Generals Gröner, daß auf Grund der Nachrichten, die der O.H.L. aus der Heimat und von dem Heere vorliegen, die Revolution nicht mehr niedergeschlagen werden könne. Wie Gröner, so könne auch er die Verantwortung für die Zuverlässigkeit der Truppen nicht mehr tragen.

Der Kaiser hatte endlich die Aussprache mit der Wiederholung seines Wunsches um Befragung der Oberbefehlshaber geschlossen: „— melden Sie, daß das Heer nicht mehr zu mir steht, dann bin ich bereit zu gehen — aber eher nicht!"

Im Anschluß an diese Besprechung und Entschließung, aus der deutlich hervorging, daß der Kaiser im Interesse des deutschen Volkes und zur Erhaltung der inneren und äußeren Friedensmöglichkeit bereit war,

---

sessen, und welcher Führer der Westfront hat sie erstattet? Diese Fragen sind bis heute noch nicht beantwortet. Von den mir unterstellten vier Armeen habe ich nicht eine Meldung erhalten, die diese Schlußfolgerung für die Front und selbst für meine Etappe zuließ. Diese Meldungen müssen dem General Gröner am 7. oder 8. November zugegangen sein, denn in Charleville war er noch guten Mutes, am fünften setzte er sich in Berlin scharf für den Kaiser ein, und am sechsten schrieb die O.H.L. den Armeen der Westfront, daß es für die Armee keine Kaiserfrage gebe und daß sie, ihrem Eide getreu, unerschütterlich fest zu ihrem Obersten Kriegsherrn halte.

seine Person zum Opfer zu bringen, hatte mein Chef dann noch besonders darauf hingewiesen, daß bei allen etwaigen Entschlüssen Seiner Majestät die Fragen betreffend die Kaiserwürde von jenen, die sich auf den preußischen Königsthron bezogen, scharf auseinanderzuhalten seien: Nur um die Abdankung des Kaisers, nicht um einen Thronverzicht des Königs von Preußen könne und dürfe es sich im äußersten Falle handeln. Er hatte die für diesen Standpunkt wichtigen Gesichtspunkte entwickelt und weiter seine Ansicht zum Ausdruck gebracht, daß die Berliner telephonischen Alarmnachrichten der genauen Nachprüfung bedürften, ehe sie zur Grundlage von Entschließungen gemacht werden könnten.

Mein Vater hatte ihm darauf versichert, daß er unter allen Umständen König von Preußen bleiben und als solcher das Heer nicht verlassen werde. Er hatte weiter die sofortige telephonische Rückfrage über die Berliner Lage beim Gouverneur von Berlin angeordnet und sich hierauf mit einem Teile der Herren seines Gefolges in den Garten begeben, während der Generalfeldmarschall, General Gröner und Graf von der Schulenburg im Beratungsraume zurückgeblieben waren. Bei der Aussprache, die zwischen ihnen nun noch über die letzten Ausführungen Schulenburgs stattfand, bekannte sich auch der Generalfeldmarschall zu der Meinung, daß der Kaiser sich als König von Preußen unter allen Umständen halten müsse, General Gröner aber blieb dieser Forderung gegenüber skeptisch und ablehnend. Er sprach aus, daß eine freie Entschließung des Kaisers in diesem Sinne, falls sie vor Wochen gefallen wäre,

eine Umgestaltung der Lage vielleicht bewirkt hätte — daß sie aber nach seiner Ansicht jetzt zu spät komme, um gegenüber dem in ganz Deutschland entzündeten Aufruhr, der in jedem Augenblicke weiter um sich greife, noch von Belang zu sein.

Was sich dann weiter Schlag auf Schlag abgespielt hatte, war nur geeignet erschienen, um dieser Auffassung des Generals Gröner Recht zu geben — wenn man es als die objektive Wahrheit über die Zustände und Stimmung in der Heimat gelten lassen konnte. Die Antwort des Chefs des Generalstabes beim Gouvernement Berlin, Oberst von Berge, war eingetroffen und hatte eine allerdings einschränkende Bestätigung der vom Reichskanzleramt gegebenen Darstellung gebracht: Blutige Straßenkämpfe — Überläufe der Truppen zu den Revolutionären — keinerlei Machtmittel zur Bekämpfung der Bewegung in den Händen der Regierung. — Dazu weiter ein Anruf des Prinzen Max von Baden, daß der Bürgerkrieg unvermeidlich wäre, wenn Seine Majestät die Abdankung nicht in den nächsten Minuten bekanntgäbe.

Mit diesen Botschaften waren der Generalfeldmarschall, General Gröner und Exzellenz von Hintze in den Garten zum Kaiser geeilt — und hierüber hielten sie ihm nun, während Graf von der Schulenburg mich über den Stand der Dinge informierte, Vortrag. —

Mit meinem Chef begab auch ich mich jetzt zum Kaiser.

In einer Gruppe von Herren stand er im Garten.

Unvergeßlich für alle Zeiten ist mir das Bild dieses Halbdutzends Menschen in ihren grauen Uniformen vor

den vom späten Herbst gezeichneten welken, entfärbten Blumenbeeten. Kein Mensch sonst und kein Laut. Nur rings weit in der Runde der ansteigende Kessel des Bergwaldes in seiner späten nebelüberhangenen Pracht aus fahlem letzten Grün, aus Rostbraun, Gelb und Rot in allen Stufen.

Nicht anders, als ob er in erregtem Auf- und Niedergehen mit ihnen eingehalten hätte, stand er da. Und leidenschaftlich aufgerührt, mit heftig malenden Bewegungen der Rechten redete er auf die Nächsten ein: auf General Gröner, Exzellenz von Hintze — dazwischen streifte sein Blick den Generalfeldmarschall, der schweigend in die Ferne nickte, den greisen Generaloberst von Plessen. In kleinem Abstand von der Gruppe standen General von Marschall, Legationsrat von Grünau und Major von Hirschfeld.

Gebeugt, bedrückt, gleichsam wie ausweglos umstellt wirkten die meisten von den Herren nach Ausdruck und nach Haltung, schienen, während allein der Kaiser redete, wie erstarrt zu einem dumpfen Schweigen.

Jetzt bemerkte mein Vater mich, winkte mich heran und trat mir ein paar Schritte entgegen.

Und nun, da ich ihm gegenüberstand, konnte ich erst erkennen, wie verstört seine Züge waren, wie es in dem hager und gelb gewordenen Gesichte zuckte und flatterte.

Kaum Zeit ließ er mir, den Generalfeldmarschall und die Herren der Umgebung zu begrüßen, da wendete er sich schon an mich, und während die anderen sich ein wenig zurückzogen und General Gröner nach dem Hause zu abging, überstürzten, übersprudelten mich schon seine Worte.

Tatsachen schüttete er rückhaltlos vor mir aus, wiederholte manches von dem, was mir mein Chef soeben kurz berichtet hatte, ergänzte es mit anderem, ließ mich, der ich von meiner Heeresgruppe und aus der Abgeschiedenheit der Front hierhergekommen war und das von Schulenburg Gehörte eben noch in mir zu ordnen und zu überschauen suchte, noch tiefer in das Bild einer aus Haltlosigkeit und Aufsplitterung des Willens und der Kräfte drohenden Katastrophe blicken. So erfuhr ich jetzt, daß schon am Abend vorher — gestern, ehe er mich telephonisch nach Spa beschied — eine eingehende Besprechung der Lage hier stattgefunden hatte, in der General Gröner dem Kaiser dringend abgeraten habe, nach der Heimat zurückzukehren, den „Durchbruch nach Innen" zu versuchen. Aufrührerische Massen seien unterwegs nach Verviers und Spa, und zuverlässige Truppen gebe es überhaupt nicht mehr! Auch an die Front — um etwa da zu kämpfen und zu sterben — dürfe mein Vater nicht, da dieser Schritt die Entente angesichts des bevorstehenden Waffenstillstandes möglicherweise zu falschen Folgerungen veranlassen könnte, die dann nur größeres Unheil und Blutvergießen zur Folge haben würden. Mein Vater erzählte mir weiter, daß nach den Mitteilungen der Herren auch in den Städten Köln, Hannover, Braunschweig und München die Arbeiter- und Soldatenräte die Gewalt an sich gerissen haben — daß in Kiel und Wilhelmshaven die Revolution ausgebrochen sei — daß er im Hinblick auf die scheinbar notwendige Abdankung als Kaiser den Oberbefehl über das deutsche Heer dem Generalfeldmarschall übertragen werde.

In all meiner tiefen Erschütterung versuchte ich sofort

wenigstens da einzugreifen und zu hemmen, wo auch nach meiner Ansicht, trotz des bisherigen überstürzten Ablaufes der Ereignisse, ein Halten noch möglich war, noch erreicht werden mußte, wenn nicht alles verloren gehen sollte: War schon die Abdankung als Kaiser wirklich nicht mehr vermeidbar, so mußte er doch unerschütterlich als Preußenkönig bleiben!

„Natürlich!" Und das kam so selbstverständlich, während seine Augen fest in die meinigen trafen, daß mir mit diesem einen Wort, das ich nun hielt, schon viel gewonnen schien.

Auch die Notwendigkeit, daß er unter allen Umständen bei dem Heere bleibe, betonte ich, und ich regte an, daß er mit zu meiner Heeresgruppe kommen und mit ihr, an ihrer Spitze in die Heimat zurückmarschieren möge.

Jetzt stieß General Gröner wieder zu der Gruppe der anderen Herren, und in seiner Begleitung war der Oberst Heye, der, wie ich nun erfuhr, aus einer von der O.H.L., über die Köpfe der Heeresgruppen- und Armeeoberkommandos weg, eilig zu einer Art von Konsilium berufenen Versammlung von Frontoffizieren kam, deren Votum von Gröner als entscheidend beurteilt wurde.

Der Kaiser forderte ihn auf, zu sprechen, und Oberst Heye gab seinen Bericht: Es sei den Kommandeuren die Frage vorgelegt worden, ob man für den Fall eines Bürgerkrieges in der Heimat auf die Truppen rechnen könne — die Frage sei verneint, die Sicherheit der Truppen von einzelnen der Herren nicht unbedingt verbürgt worden.

Graf von der Schulenburg sprang ein: Was wir,

die wir unsere Leute kannten, aus eigener Erfahrung wußten, führte er an; vor allem eines: daß das Heer vor der Frage, ob es etwa seinen Fahneneid brechen und seinen Kaiser und Obersten Kriegsherrn in der Not verlassen wolle, sich in seiner Masse sicher als kaisertreu erweisen würde.

Aber dazu zuckte der General Gröner nur mit den Schultern und zog die Oberlippe überlegen bedauernd hoch: „Fahneneid? Kriegsherr? Das sind schließlich Worte — das ist am Ende bloß eine Idee —“

Zwei Welten standen da einander gegenüber, zwei Auffassungen, zwischen denen keine Brücke war und kein Verstehen möglich blieb: Der kaiser- und königstreue, in Pflicht und Hingabe großgewordene preußische Offizier, der in Erfüllung seines Treuschwures, den er als junger Mensch geleistet hat, lebt und stirbt — der andere, der die Dinge wohl niemals so heilig ernst verpflichtend, mehr als Symbole und „Idee“ genommen hat, der immer gerne ein „moderner“ Mensch gewesen ist und dessen wendigere Mentalität sich jetzt unschwer aus Bindungen befreit, die unbequem zu werden drohen.

Wieder antwortete Schulenburg, sagte dem General, daß solche Worte nur erkennen ließen, daß er Seele und Puls der Männer vorne gar nicht kenne, daß das Heer Fahneneid und Treue halten und am Schluß eines vierjährigen Krieges seinen Kaiser nicht preisgeben werde.

Er sprach noch, als er durch Exzellenz von Hintze unterbrochen wurde, der inzwischen wieder Berichte aus Berlin empfangen hatte und diese neuen Hiobsbotschaften dem Kaiser unterbreiten wollte: Der Reichs-

kanzler Prinz Max, der zugleich um seine Entlassung gebeten, hatte ihm soeben mitgeteilt, daß sich die Lage in Berlin zur äußersten Bedrohlichkeit entwickelt habe und daß die Monarchie nicht mehr zu retten wäre, wenn der Kaiser sich nicht sofort zur Abdankung entschlösse. —

Der Kaiser nahm die Nachricht mit tiefem, schweigendem Ernst entgegen. Farblos die fest geschlossenen Lippen in dem graugelb gewordenen und wie um Jahre gealterten Gesichte. Nur wer ihn kannte wie ich, konnte ermessen, was er trotz dieses mühsam aufrecht gehaltenen Bildes der Fassung und Haltung unter der brüsk und ungeduldig drängenden Forderung des Kanzlers litt.

Als Hintze zu Ende war, nickte er kurz — suchte dann mit seinen Augen den Blick des Generalfeldmarschalls, als müßte er bei ihm Kraft und Hilfe finden in seiner Qual. Aber da war nichts. — Still, tief erschüttert, in ausweglosem Schweigen stand der große alte Mann und ließ das Schicksal seines Königs und Herren, dem er so lange treu und tapfer als Soldat gedient hatte, sich erfüllen.

Allein war der Kaiser. Nicht einer mehr von all den Männern der O.H.L., die einst von Ludendorff zu einer festen Einheit zusammengeschlossen worden waren, trat jetzt zu ihm und sprang ihm bei. Zersplittert, in Zersetzung alles auch hier — nicht anders als in der Heimat. Hier, wo der eisern starke Wille hätte aufspringen, sich in alle Befehlsstellen zwingend auswirken, alle gesund gebliebenen Kräfte an den Fronten rings zur starken Tat hätte zusammenraffen müssen, um sich durchzusetzen. Nichts — nichts davon. Jetzt herrschte

General Gröners Wesen, und das gab den Kaiser mit einem Achselzucken auf.

Rauh und fremd, gleichsam unwirklich klang die Stimme meines Vaters, wie er den immer noch still wartenden Hintze dann sachlich beauftragte, dem Reichskanzler zu telephonieren, daß er bereit sei, die Kaiserkrone niederzulegen, wenn nur dadurch der allgemeine Bürgerkrieg in Deutschland zu vermeiden sei, daß er aber König von Preußen bleibe und sein Heer nicht verlassen werde.

Schweigen der Herren . . .

Schon wollte der Staatssekretär gehen, da machte Schulenburg darauf aufmerksam, daß es unter allen Umständen notwendig sei, diese tief bedeutungsvolle Entschließung Seiner Majestät zunächst schriftlich festzulegen. Erst nach Genehmigung und Unterzeichnung des Schriftstückes könne sie an den Reichskanzler gemeldet werden.

Der Kaiser dankte: — ja, das war richtig. Und er forderte den Generaloberst von Plessen, den General von Marschall, Exzellenz von Hintze und den Grafen von der Schulenburg auf, diese Erklärung sogleich aufzusetzen und ihm zur Unterschrift zu reichen.

So ging man wieder in das Haus.

Die Herren waren noch bei der Arbeit, als wiederum ein Anruf aus Berlin erfolgte: Der Chef der Reichskanzlei, Exzellenz von Wahnschaffe, drängte nach der Abdankungserklärung — und wurde von dem Grafen von der Schulenburg dahin beschieden, daß der von Seiner Majestät bereits gefaßte Entschluß soeben formuliert und alsbald an die Reichsregierung abgehen werde.

Das Schriftstück sprach nicht die Abdankung als Kaiser, sondern die Bereitwilligkeit dazu aus, wenn nur dadurch weiteres Blutvergießen und vor allem ein Bürgerkrieg vermieden würde. Dazu betonte es, daß er König von Preußen bleiben und das Heer in geschlossener Ordnung in die Heimat zurückführen werde.

Sache des Kanzlers war es danach, auf Grund dieser Entschließung erneut über die in der Heimat entwickelte Lage Vortrag zu halten. Erst dann wäre die endgültige kaiserliche Entscheidung erfolgt.

Exzellenz von Hintze übernahm es, den Wortlaut des Schriftstückes an das Reichskanzleramt zu telephonieren.

Inzwischen war es etwa ein Uhr geworden, und man ging zum Frühstück. — Dieses wortkarge Beieinandersein in dem weißen hellen Raume, um die Tafel, auf der frische Blumen standen und um die doch nur Qual und verzweifelnde Sorge saßen, gehört zu meinen grausamsten Erinnerungen: Keiner, der sein Gesicht dem anderen ohne Maske zeigte — ein krampfhaftes Bemühen, für diese halbe Stunde unbefangen zu erscheinen und nicht von dem Gespenst zu reden, das hinter unseren Rücken stand und das doch keiner auch nur für einen Augenblick vergessen konnte — Bissen, die einem im Munde quollen und die nicht durch die Kehle wollten — das Ganze wie ein grauenvolles Totenmahl.

Nach dieser unerträglich quälenden Tafel blieb Seine Majestät mit mir und Schulenburg im Gespräch und wurde — es war wenige Minuten nach zwei Uhr — von General von Plessen hinausgerufen: Staatssekretär von Hintze, der soeben nach Berlin telephonierte, sei

durch eine neue Berliner Mitteilung gewissermaßen überrannt worden.

Wir anderen blieben zurück in einem erregt wartenden Empfinden, daß irgend ein völlig unvorhergesehener Zwischenfall sich ereignet und die verworrene und erstickende Lage noch mehr zerrüttet haben müsse. Unendlich lang erschienen mir die wenigen Minuten, die so vergingen.

Dann wurden Schulenburg und ich zum Kaiser befohlen.

Wir fanden ihn, bei aller äußerlich gewaltsam bewahrten Fassung und Würde, seelisch aufs tiefste erschüttert. Und immer noch gleichsam im Kampfe mit dem Zweifel, ob das, was er soeben erlebt hatte, denn auch Wirklichkeit und Wahrheit sein könne, sagte er uns: er habe soeben die Mitteilung des Reichskanzleramtes erhalten, daß eine Botschaft über seine Abdankung als Kaiser und als König von Preußen und gleichzeitig über meine Verzichterklärung im gleichen Umfange vom Prinzen Max von Baden, ohne daß der Prinz die Erklärung des Kaisers abgewartet hätte, über unsere Köpfe weg ausgesprochen und durch das Wolffsche Telegraphenbureau verbreitet sei — daß der Prinz als Reichskanzler zurückgetreten und zum Reichsverweser ernannt und der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Ebert nunmehr Reichskanzler sei.

Wir alle waren von dem Schlage dieser Nachricht so benommen und erstarrt, daß wir im ersten Augenblicke kaum fähig waren, zu sprechen. Dann aber versuchten wir sogleich, den ganzen beispiellosen Vorgang im Zusammenhange festzulegen:

Exzellenz von Hintze hatte also soeben damit begonnen, die von Seiner Majestät vollzogene Erklärung zu telephonieren, als er unterbrochen wurde: diese Erklärung nütze garnichts — es müsse die völlige Abdankung — auch als König von Preußen — ausgesprochen werden, und Herr von Hintze möge zuhören, was ihm jetzt telephoniert werde! — Der Staatssekretär hatte sich diese Unterbrechung verbeten, hatte erklärt, daß jetzt vor allem der Entschluß Seiner Majestät zu Worte kommen müsse, und diesen verlesen. In unmittelbarem Anschluß an seine Worte hatte Berlin darauf mitgeteilt, daß eine Erklärung durch das Wolffsche Bureau bereits veröffentlicht worden und alsbald auch bei einzelnen Truppen durch Funkspruch bekannt geworden sei. Diese Erklärung sage: „Der Kaiser und König hat sich entschlossen, dem Throne zu entsagen. Der Reichskanzler bleibt noch so lange im Amte, bis die mit der Abdankung des Kaisers, dem Thronverzicht des Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen und der Einsetzung der Regentschaft verbundenen Fragen geregelt sind ..." Der Staatssekretär von Hintze hatte sofort entschiedenen Protest erhoben gegen diese ohne Ermächtigung des Kaisers erfolgte Bekanntgabe, die den Entschließungen Seiner Majestät in keiner Weise entspreche, und hatte wiederholt den Reichskanzler persönlich zu sprechen verlangt. Prinz Max von Baden war dann an das Telephon gekommen, hatte sich auf Hintzes Anfrage zu der eigenmächtig verfaßten und verbreiteten Erklärung bekannt und erklärte, daß er für sie eintrete.

Er leugnete also garnicht, der geistige Urheber dieses

unbegreiflichen Schrittes zu sein, der angebliche, in dieser Form niemals gefaßte Entschlüsse Seiner Majestät ohne dessen Ermächtigung bekanntgab und der meinen eigenen Entschließungen — die bisher überhaupt noch nicht auch nur mit einem Worte zur Diskussion gestanden hatten — zum mindesten leichtfertig vorgriff!

Denn dieses war uns klar: daß bei der erregten und empfänglichen Stimmung von Heimat und Truppe durch das unerhörte Vorgehen des Prinzen der Schein vollendeter Tatsachen geschaffen war, durch den uns der Boden, auf dem wir standen, unter den Füßen fortgenommen werden sollte.

Klarer in unserem Urteil über das, was Seiner Majestät und mir hier widerfahren war, und in der Ansicht über das, was nun nottat, gingen wir wieder in das Kaminzimmer hinüber, in dem sich die anderen Herren inzwischen versammelt hatten.

Eine tiefe Bestürzung über die ungeheuerliche Tatsache ergriff auch sie. Rufe der Empörung und Vorschläge, wie diesem tückischen Streiche zu begegnen sei, mengten sich.

Schulenburg und ich beschworen Seine Majestät, sich der Vergewaltigung durch diesen Staatsstreich unter keinen Umständen zu beugen, der Machenschaft des Prinzen mit allen Mitteln entgegenzuwirken und unbeirrt auf seinem vorher gefaßten Entschlusse zu beharren. Der Graf betonte dabei, daß durch diesen Vorgang die Notwendigkeit für den Kaiser, als Oberster Kriegsherr beim Heere zu verbleiben, nur noch zwingender geworden sei.

Wir fanden bei diesen Ausführungen auch Unter=

stützung bei General von Marschall und besonders bei dem greisen Generaloberst von Plessen, dessen ritterlich getreues Wesen und dessen altes Soldatenblut die sonst oft allzu vorsichtig gewahrte Form des hohen Hofmannes durchbrach und sich flammend gegen den schmählichen Streich empörte, den man hier gegen seinen Kaiser und gegen dessen ganzes Haus geführt hatte. Von großer Wichtigkeit war es, daß er durch persönliches Rückfragen die Haltlosigkeit einer Grönerschen Behauptung, daß auch die Truppen des Hauptquartieres unverläßlich geworden seien und dem Kaiser einen genügenden Schutz nicht mehr gewährten, erwiesen hatte.

Graf von der Schulenburgs und mein weiterer Vorschlag, uns mit der Niederwerfung der revolutionären Elemente in der Heimat zu betrauen, und unser Anerbieten, zunächst in Köln geordnete Zustände wiederherzustellen, lehnte der Kaiser ab. Er wollte keinen Krieg von Deutschen gegen Deutsche.

Schließlich erklärte er aber wiederholt und mit großer Bestimmtheit, daß er bei seinem Entschlusse, eventuell nur als Kaiser abzudanken, verharre, daß er König von Preußen bleibe und als solcher die Truppen hier nicht verlassen werde. Den Generalen von Plessen und von Marschall sowie Exzellenz von Hintze gab er den Auftrag, dem Generalfeldmarschall von dem Berliner Geschehnis und von seiner Stellungnahme sogleich Meldung zu machen.

Zur Not beruhigt durch die fest wirkende Stimmung meines Vaters, der nun einen klaren Weg durch all diese Wirrnisse und Erschütterungen vor sich zu sehen schien, verabschiedete ich mich von ihm — meine Pflichten

als Oberbefehlshaber riefen mich in das Hauptquartier der Heeresgruppe nach Vielsalm.

Ich ahnte nicht, als ich beim Scheiden seine Hand in der meinen hielt, daß ich ihn erst nach Jahresfrist in Holland wiedersehen sollte.

Graf von der Schulenburg verblieb noch weiter in Spa. —

Über die weiteren Vorgänge, die dieser verhängnisvolle 9. November im Großen Hauptquartier von Spa brachte, bin ich nicht durch eigenes Miterleben, sondern durch den Bericht meines Chefs, des Grafen von der Schulenburg, unterrichtet.

Schulenburg, der sich etwa gleichzeitig mit mir vom Kaiser verabschiedet hatte, war danach noch einmal von ihm zurückgerufen worden, und mein Vater hatte ihm wiederholt: „Ich bleibe König von Preußen und danke als solcher nicht ab, ebenso bleibe ich bei der Truppe!" — Im Anschluß hieran wurde die Frage erörtert, wer den Waffenstillstand abschließen solle, da man doch unmöglich die revolutionäre Regierung in Berlin anerkennen konnte. Seine Majestät entschied dahin, daß der Feldmarschall von Hindenburg den Oberbefehl übernehmen und die Verhandlungen verantwortlich führen solle. Am Schluß der Unterredung reichte der Kaiser dem Grafen Schulenburg die Hand und wiederholte: „Ich bleibe beim Heere. Sagen Sie das den Truppen!"

Von Seiner Majestät weg hatte sich Schulenburg in die Wohnung des Generalfeldmarschalls begeben, wo unter Teilnahme auch der Generale Gröner und von Marschall, des Staatssekretärs von Hintze und des Legationsrates von Grünau um halb vier Uhr eine Bespre-

chung der durch die Berliner Aktion geschaffenen augenblicklichen Lage begann. Hierbei wurde von General Gröner erklärt, daß militärische Machtmittel zur Wirkung gegen die in Berlin ausgesprochene Abdankung nicht vorhanden seien. — Auf Vorschlag von Exzellenz von Hintze wurde beschlossen, daß ein schriftlicher Protest gegen die ohne Einwilligung und Genehmigung des Kaisers ausgesprochene Abdankungserklärung aufgesetzt und nach Unterzeichnung durch den Kaiser als Dokument an sicherer Stelle niedergelegt werde. — Bei Besprechung der persönlichen Sicherheit des Kaisers, für die General Gröner jede Verantwortung ablehnte, wurde die Frage gestreift, welchen Aufenthalt der Kaiser wählen könnte, wenn etwa eine Entwicklung der Dinge ihn zwingen sollte, ins Ausland zu gehen. Hierbei war das Wort Holland ausgesprochen worden. — Graf Schulenburg blieb mit seiner Auffassung, daß es ein schwerer Fehler sein würde, wenn Seine Majestät das Heer verließe, allein. Er betonte, Seine Majestät müsse zu meiner Heeresgruppe kommen, der Weg dahin sei frei.

Im festen Vertrauen auf die rückhaltlose Entschlossenheit des Kaisers war Graf von der Schulenburg dann mit seinen Begleitern aus dem Stabe der Heeresgruppe nach Vielsalm zurückgefahren, wo er wegen der gespannten Lage an der Front dringend nötig war.

Wie ich bei der Darstellung der Ereignisse des 9. November in Spa zeigte, wurden als Kronzeugnisse für die nach der Ansicht des Ersten Generalquartiermeisters bei der Fronttruppe vorherrschende Stimmung die Aussagen aus einer Versammlung von Frontoffizieren an-

geführt, denen von Oberst Heye bestimmte Fragen vorgelegt worden waren.

Über die Art und den Verlauf dieses von der O.H.L. direkt berufenen Konziliums gibt ein Schriftstück Auskunft, das ein Generalstabsoffizier der Heeresgruppe, der damals in Begleitung des Grafen Schulenburg nach Spa gefahren war, auf meine Veranlassung niedergeschrieben hat.

Als Schlüssel zu der Stimmung und geistigen Verfassung von Spa und als notwendiges Dokument zum psychologischen Verständnis der Vorgänge sei es hierhergesetzt. Mit Rücksicht auf die Dienstbeziehungen des Offiziers wird sein Name hier fortgelassen.

......, 14. XI. 19.

Meine Erlebnisse am 9. XI. 1918 im Gr.H.Qu.
(Nach dem Gedächtnis niedergeschrieben. Benutzt sind außerdem einige bereits am 2. XII. 18 von Hauptmann ...... und mir gemachte Aufzeichnungen, die sich im Besitz des Grafen Schulenburg befinden.)

In der Nacht vom 8. zum 9. November wurde General Graf von der Schulenburg telephonisch durch Major von Stülpnagel für den 9. XI. nach Spa bestellt. Major von Bock nahm die Bestellung entgegen. Gründe, weshalb Graf Schulenburg kommen sollte und wer ihn zu sprechen wünschte, waren nicht angegeben. — Graf Schulenburg war zwar etwas erstaunt, als ihm Bock die Bestellung übermittelte, befahl aber sofort die Abfahrt nach Spa für den Neunten früh. Zu seiner Begleitung bestimmte er Hauptmann im Generalstab ...., den Ordonnanzoffizier Leutnant .... und mich. Für den gleichen Morgen war Quartierwechsel des Oberkommandos

der Heeresgruppe von Waulsort nach Vielsalm vorgesehen.

Am 9. XI. gegen 8.30 vormittags langten wir im Hotel Britannique in Spa an. Beim Ankommen fiel auf, daß im Vorsaal des Hotels eine große Zahl nicht zur O.H.L. gehörender Offiziere versammelt war und fortgesetzt neue eintrafen. Es waren ausschließlich Frontoffiziere; Oberbefehlshaber, Kommandierende Generale, Chefs und sonstige Generalstabsoffiziere fehlten.

Graf Schulenburg begab sich sogleich in den 1. Stock zur Operationsabteilung, um sich nach dem Grunde seiner Herbestellung zu erkundigen. Auf dem Wege dahin traf er auf der Treppe Oberst Heye. Dieser war offenbar über Graf Schulenburgs Anwesenheit überrascht. Nach kurzer Unterhaltung zwischen Schulenburg und Heye, die ich nicht anhören konnte, kam ersterer zu mir zurück und sagte etwa: „Wir sind hier offenbar garnicht erwünscht und platzen in eine Sache hinein, die uns garnichts angeht. Nun wollen wir aber sehen, was eigentlich los ist!"

Aus dem Munde der zahlreichen herumstehenden Offiziere erfuhren wir sodann, daß sie alle auf neun Uhr vormittags zu einer Besprechung herbeigeholt waren. Anscheinend war von jeder Division der Heeresgruppen Rupprecht, Kronprinz und Gallwitz je ein ausgesuchter Offizier, Divisions-Kommandeur, Infanteriebrigade- oder Infanterieregiments-Kommandeur beordert und in Kraftwagen in aller Eile herangeschafft worden. An das Oberkommando der Heeresgruppe war von dieser Bestellung nichts gelangt. Der Grund der Versammlung war nur zu vermuten. Der nächste Gedanke war, daß es sich um

den in Kürze zu erwartenden Waffenstillstand handle. Es schwirrten aber auch Gerüchte herum über Maßnahmen gegen die Ausbreitung der revolutionären Bewegung in Deutschland. Unkontrollierbare Nachrichten über Bürgerkrieg in der Heimat, Vordringen meuternder Matrosen über Aachen, Bonn, Koblenz nach Westen, Sperrung der Bahnen am Rhein und damit der gesamten Heeresversorgung machten die Runde. Von den wenigen Herren der O.H.L., die ich zu Gesicht bekam, war in der Eile keine nähere Auskunft zu erhalten. Diejenigen, die ich sah, schienen gedrückt und ziemlich hoffnungslos. Es muß hier eingefügt werden, daß das Oberkommando der Heeresgruppe seit fast zwei Wochen keine Zeitungs- und Briefpost mehr erhalten hatte und daß wir daher selbst über die Lage in der Heimat nur ungenügend unterrichtet waren, daß aber die Front seit Wochen überhaupt nur von Gerüchten lebte. Die aus der Front eintreffenden Offiziere nahmen daher, wie ich beobachten konnte, auch sehr ungünstige Nachrichten, die in der Versammlung umliefen, ohne weitere Kritik in sich auf. Ein geeigneter Nährboden, alles schwarz zu sehen, war bei ihnen weiter dadurch vorbereitet, daß fast alle, so wie sie waren, aus den seit Wochen andauernden, aufreibenden und in jeder Beziehung deprimierenden Rückzugskämpfen herausgeholt waren. Sie hatten meist eine Nachtfahrt im offenen Auto in dünnem Mantel, vielfach von Hunderten von Kilometern hinter sich, waren durchfroren, ungewaschen, hatten nicht gefrühstückt.

Graf Schulenburg begab sich, bald nach der Unterredung mit Oberst Heye, mit Hauptmann .... und mir in den Speisesaal des Hotels. Dort versammelten

sich die Offiziere aus der Front. Bei Begrüßung des einen und anderen Bekannten verstärkte sich bei mir der Eindruck der niedergedrückten Gemütsverfassung der Ankömmlinge aus Gründen, wie ich sie erwähnt habe. Inzwischen waren auch Generaloberst von Plessen und General von Marschall in den Saal getreten. Ihr bedrücktes Wesen fiel auf. Als sie den in meiner Nähe stehenden Grafen Schulenburg sahen, gingen sie sofort auf ihn zu, sprachen ihn an. Von der sich entspinnenden Unterhaltung hörte ich nur einzelne Bruchstücke, und ich konnte nur ihren Sinn erraten. Sehr drastisch sagte Graf Schulenburg zu beiden ziemlich zu Beginn der Unterhaltung: „Ihr seid hier wohl alle verrückt geworden?!“ ferner später unter anderem: „Die Armee hält fest zum Kaiser.“ Ich merkte, wie Generaloberst von Plessen und General von Marschall durch die Unterhaltung mit Graf Schulenburg neue Zuversicht schöpften, und hörte die Worte: „Schulenburg muß gleich mit zum Kaiser.“ Generaloberst von Plessen und General von Marschall nahmen dann den Grafen Schulenburg sehr bald mit aus dem Saal — die Versammlung war noch nicht eröffnet — und fuhren mit ihm zu Seiner Majestät. — Hauptmann ...., Leutnant .... und ich blieben zurück. Hauptmann .... und ich beschlossen, in der Versammlung zu bleiben, obwohl wir beide den Eindruck hatten, daß wir nicht gewünscht waren.

Etwa um neun Uhr erschien Generalfeldmarschall von Hindenburg mit Oberst Heye und einigen anderen Herren der O.H.L. im Saal. Der Feldmarschall begrüßte zunächst die Herren, die von draußen auf seine Veranlassung herbeigerufen seien, dankte ihnen mit warmen

Worten für alles, was sie bisher geleistet, bezeichnete die Lage als ernst aber nicht verzweifelt und ging dann auf den Zweck der Zusammenkunft ein: In Deutschland sei Revolution ausgebrochen, an einzelnen Stellen sei bereits Blut geflossen. Man verlange den Rücktritt des Kaisers. Die O.H.L. hoffe dieser Forderung entgegentreten zu können, wenn ihr dazu die nötigen Sicherheiten aus dem Frontheer gegeben würden. Über diese Fragen, die im einzelnen nachher Oberst Heye vortragen werde, sollten sich die Herren äußern. Der Feldmarschall charakterisierte dann die Lage weiterhin etwa dahin, daß es sich für Seine Majestät darum handle, ob er an der Spitze des gesamten Heeres nach Berlin marschieren könne, um sich dort die Kaiser- und Königskrone wieder zu erobern. Hierzu müßte aber die gesamte Armee angesichts des Feindes, mit dem bis zur Stunde noch kein Waffenstillstand geschlossen sei und der naturgemäß rasch nachfolgen werde, kehrt machen und in Fußmärschen, die zwei bis drei Wochen dauern könnten, denn auf Bahnen sei nicht zu rechnen, kämpfend Berlin zu erreichen suchen. Die Schwierigkeiten für Versorgung jeder Art, da alle Vorräte in der Hand der Aufständischen seien, die zu erwartenden Anstrengungen und Entbehrungen, denen die Truppe ohne Pause von neuem entgegengehe, wurden vom Feldmarschall besonders hervorgehoben.

Nach dieser Schilderung der Lage, die in allen Punkten vom Feldmarschall, nicht von Oberst Heye gegeben wurde, verließ ersterer den Saal. Es ist mir erinnerlich, daß mein nächster Eindruck, den ich sofort zu dem neben mir stehenden Hauptmann .... äußerte,

etwa der war: Bedauerlich, daß der allseitig verehrte Feldmarschall, den viele der Anwesenden sicherlich damals zum ersten Male sahen, bei dieser ersten Gelegenheit in einer so traurigen Angelegenheit zu den Herren sprechen muß und ihnen eine militärische Lage entwirft, die kritische Köpfe teilweise doch nur mit Kopfschütteln anhören konnten. Mir war ferner kein Zweifel, daß bei dieser Schilderung der Lage wohl nur auf negative Antworten zu rechnen sein werde.

Oberst Heye legte nunmehr, anknüpfend an die Worte des Feldmarschalls, den versammelten Offizieren, zu denen immer noch neue hinzukamen — manche trafen erst nachmittags ein, nachdem das Ergebnis der Befragung längst Seiner Majestät gemeldet war — zwei oder drei Fragen vor. Ihre Fassung ist mir entfallen. Es wurde jedoch etwa die Antwort darüber verlangt, ob mit der Parole für den Kaiser die O.H.L. den Marsch nach Berlin und damit die Entfesselung des Bürgerkrieges mit Aussicht auf Erfolg von den Fronttruppen verlangen könne, oder ob das Heer dafür nicht mehr zu haben sei. Oberst Heye ersuchte die Herren, sie mögen sich jeder einzeln und unbeeinflußt von einander diese schwerwiegenden Fragen überlegen. Er werde nach einer gewissen Zeit die Herren in der Reihenfolge vom rechten Flügel ab, und zwar möglichst generalkommandoweise, geschlossen zu sich bitten, um die Ansicht jedes Herrn zu hören und niederzulegen.

Welche Antworten Oberst Heye erhalten hat, ist mir nicht bekannt. Nach dem Vorausgegangenen bezweifle ich aber nicht, wie ich auch bereits ausführte, daß sie überwiegend negativ gelautet haben. Wie ich später er-

fuhr, sind sämtliche an der Besprechung im Saale teilnehmenden Frontoffiziere durch Handschlag von Oberst Heye zur Verschwiegenheit verpflichtet worden. An Hauptmann .... und mich ist das Ersuchen hierzu nicht herangetreten.

Mein Urteil über die Versammlung und Befragung der Frontkommandeure geht dahin:

Bei der Tragweite des abzugebenden Urteiles jedes einzelnen nach Spa bestellten Offiziers war es eine schlechte Regie, diese Offiziere, die körperlich und seelisch vielfach so herunter waren, zu befragen, ohne ihnen vorher eine Erholungspause gegeben zu haben und ohne ihnen vorher eine gewisse Zeit zu lassen, die ihnen meist unbekannten Verhältnisse in der Heimat geistig einigermaßen zu verarbeiten. Es war auffallend, wie verändert dieselben Offiziere bereits am Nachmittag aussahen, nachdem sie sich etwas ausgeruht, gesäubert und nachdem sie gegessen hatten und bei einer Zigarre saßen.

Es war eine nicht zu verstehende Unterlassung, daß die Oberbefehlshaber, Kommandierenden Generale und Chefs nicht bestellt waren, man gewissermaßen hinter ihrem Rücken die Frontoffiziere hörte. Fürchtete die O.H.L. das Urteil der ersteren? Dazu lag doch wohl keine Veranlassung vor. Wenigstens hatte die O.H.L. von der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz seit Jahr und Tag, insbesondere aber seit den letzten Monaten und Wochen stets nur rücksichtslos offene Urteile über den wahren Kampfwert der Truppen erhalten. Leider hatten ihre Urteile nicht immer die gebührende Beachtung gefunden.

Das Bild der Lage, auf Grund dessen die Komman-

teure ihr Urteil abgeben sollten, war so schwarz, daß auf eine Antwort im Sinne Seiner Majestät kaum zu rechnen war. Unter solchen Voraussetzungen war das Heer nicht für den Kaiser zu gewinnen. Es dürfte aber auch einem großen Teil der Frontoffiziere das Augenmaß und das taktische Urteil dafür gefehlt haben, um gerade aus dieser so gekennzeichneten Lage den nüchternen Kern herauszuschälen.

Wenn der Fragestellung auch die Bedeutung zugrunde lag, wie es heute den Anschein hat, ob der Kaiser innerhalb seiner Armee bleiben konnte oder nicht, war es ein schuldhaftes Versäumnis, daß die Befragten nicht schärfer auf die Folgerungen, die sich aus ihren Antworten ergeben konnten, hingewiesen wurden und daß nicht eine ebenso ausführliche Beurteilung der Lage gegeben wurde, was eintreten würde, wenn Seine Majestät nicht Oberster Kriegsherr blieb. Die Frage, ob Seine Majestät bei der Truppe sicher sei, ist meines Wissens nicht gestellt worden.

Erst um 4.30 nachmittags kam Graf Schulenburg in das Hotel zurück. Hauptmann ...., Leutnant .... und ich hatten die Zeit meist mit Warten im Hotel verbracht, ohne bis dahin von irgend einer Seite etwas von Bedeutung erfahren zu können. Graf Schulenburg war tief erschüttert. Mit kurzen Worten und voll tiefer Empörung schilderte er das inzwischen Vorgefallene. Als wesentlichste seiner Äußerungen sind mir vor allem folgende in der Erinnerung geblieben: „Wir haben keinen Kaiser mehr. Eben ist in der Villa des Feldmarschalls darüber beraten worden, Seine Majestät heute nacht noch nach Holland abzuschieben. Gröner hat gesagt, er

könne nicht mehr eine Nacht für seine Sicherheit garantieren. Bolschewisten seien im Anmarsch von Verviers auf Spa. Das Urteil der Frontoffiziere, das Heye überbracht habe, ist negativ ausgefallen. Meine Einwendungen, die Armee sei königstreu und halte fest zu ihrem Fahneneid, sind von Gröner mit den Worten abgetan worden: Königstreue und Fahneneid seien letzten Endes nur eine Idee! Mit meiner Forderung, die Oberbefehlshaber und Kommandierenden Generale zu hören, bin ich nicht durchgedrungen. Seine Majestät hat mir noch beim Weggehen versprochen, er bleibe König von Preußen und bleibe bei der Armee." Über alles, was sonst in der Villa Seiner Majestät und des Feldmarschalls vorgefallen war und was Graf Schulenburg uns damals noch weiter berichtete, gibt die inzwischen in der Presse veröffentlichte Niederschrift über die Ereignisse vom 9. November in Spa genaue Auskunft. Ich betone, daß die darin gemachten Angaben sich völlig mit dem decken, was uns Graf Schulenburg im Hotel Britannique und auf der Rückfahrt nach Vielsalm, also noch unter dem ersten Eindruck des gerade Erlebten, mitgeteilt hat.

. . . . . .,
z. Zt. . . . im Generalstabe des Oberkommandos
der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.

Unvermittelt zu all dem aufrührenden Erleben des Tages und unstimmig zu den letzten Eindrücken, die ich und mein Generalstabschef aus Spa mitgenommen hatten, erreichte mich in der Nacht ein Brief meines Vaters, der die Voraussetzung für alles, was wir noch an Hoffnung und Zuversicht zur Wiederherstellung der alten Ordnung

in uns trugen, zunichte machte. Der Brief stellte mich vor unabänderlich gewordene Tatsachen, die auch mein Schicksal aus der Bahn des Weges drängen mußten, den ich bis dahin als einzig richtig erkannt hatte und den ich, gestützt auf mein Recht und meine Pflicht, unbeirrt hatte verfolgen wollen.

Das Schreiben meines Vaters lautete:

„Lieber Junge

Da der F.M. mir meine Sicherheit hier nicht mehr gewährleisten kann, und auch für die Zuverlässigkeit der Truppen keine Bürgschaft übernehmen will, so habe ich mich entschlossen, nach schwerem innerem Kampfe das zusammengebrochene Heer zu verlassen. Berlin ist total verloren in der Hand der Sozialisten, und sind dort schon zwei Regierungen gebildet, eine von Ebert als Reichskanzler, eine daneben von den Unabhängigen. Bis zum Abmarsch der Truppen in die Heimat empfehle ich auf Deinem Posten auszuharren und die Truppen zusammenzuhalten! So Gott will auf Wiedersehen. Gen. von Marschall wird Dir weiteres mitteilen.

Dein tiefgebeugter Vater
(gez.) Wilhelm."

Einzelheiten über die Umstände, die den Kaiser von seinem Entschlusse, als König auszuharren, in der Frist weniger Stunden abzudrängen und alles aufzugeben vermochten, fehlten. So blieb uns zunächst nur die Annahme, daß die Einwirkung jener Männer, deren Auffassung Graf Schulenburg und ich nach Kräften bekämpft und während unseres Verweilens in Spa außer

Macht gesetzt hatten, nach unserem Fortgang Boden gewonnen und den Kaiser ihrem Willen gefügig gemacht habe.

Die Einzelheiten über den Verlauf des verhängnisvollen Nachmittags habe ich erst sehr viel später aus Gesprächen mit Seiner Majestät und mit Herren seiner Umgebung sowie aus den mir zugänglich gewordenen Niederschriften einzelner beteiligter Personen erfahren.

Danach hat nach der Abfahrt des Grafen Schulenburg ein Vortrag bei Seiner Majestät stattgefunden, an dem der Feldmarschall, die Generale Gröner und von Marschall, Exzellenz von Hintze und Herr von Grünau teilnahmen. Später ist noch Admiral Scheer hinzugekommen. Hier ist der Kaiser aufs schärfste bedrängt worden, die Abdankung auszusprechen und die Reise nach Holland anzutreten. Betont wurde hierbei, daß fünfzig Offiziere von allen Teilen der Armee sich dahin ausgesprochen hätten, daß die Truppen auch an der Front nicht mehr sicher seien. Die Herren erklärten: der Kaiser müsse unter diesen Umständen das zusammenbrechende Heer verlassen und nach Holland gehen. Gröner betonte, daß der ganze Generalstab derselben Ansicht sei. Entscheidend war für Seine Majestät die Stellungnahme des Generalfeldmarschalls. — Ein endgültiger Entschluß scheint nicht gefaßt worden zu sein. Seine Majestät hat nur genehmigt, daß die vorbereitenden Schritte für seine Reise nach Holland getroffen würden. —

Nach der Beendigung dieser Besprechung sagte der Kaiser zu Graf Dohna, der sich vom Urlaub zurückmeldete: „Ich habe Gröner sehr deutlich geantwortet, daß

ich mit ihm jetzt fertig sei, trotz aller Vorschläge bleibe ich in Spa." — Zu den beiden diensttuenden Flügeladjutanten bemerkte er: „Ich bleibe während der Nacht in der Villa, besorgen Sie sich Waffen und Munition. Der Feldmarschall hat mir gesagt, daß wir mit bolschewistischen Angriffen rechnen müssen."

Erst nach einer weiteren Besprechung mit dem Generaloberst von Plessen und Herrn von Grünau entschloß sich der Kaiser, die Nacht nicht in der Villa Fraineuse, sondern im Zuge in Spa zu verbringen, und er hat Befehl gegeben, daß alle Maßnahmen hierzu getroffen würden. Erst weiteren Einwirkungen, die nach der Abendtafel wieder an ihn herantraten und die sich auf den Wunsch des Generalfeldmarschalls sowie auf die von diesem betonte Gefahr bolschewistischer Angriffe von Aachen, Verviers her beriefen, gelang es, den Kaiser zur Abreise zu bewegen.

Der als Generalstabsoffizier der O.H.L. zum Kaiser kommandierte Major Niemann hat eine Schilderung der Vorgänge gegeben. Danach hat sich bei der Entschlußfassung Seiner Majestät im Laufe des Nachmittags und Abends des 9. November die folgende Entwicklung ergeben:

„Zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags meldeten Feldmarschall von Hindenburg und Staatssekretär von Hintze Seiner Majestät, daß die Lage sich ständig verschlechtere, und baten, den Übertritt in das neutrale Ausland als äußersten Ausweg zu erwägen. Der Feldmarschall brauchte in seiner Darstellung die Worte: ‚Ich kann es nicht verantworten, daß der Kaiser von meuternden Truppen nach Berlin geschleppt und der revolutio-

nären Regierung als Gefangener ausgeliefert wird.' — Seine Majestät erklärten sich damit einverstanden, daß Exzellenz von Hintze vorbereitende Schritte für eine eventuelle Aufnahme S. M. in Holland träfe. Nach dieser Unterredung gaben S. M. erneut persönlich Weisung, Sicherheitsmaßnahmen für ein weiteres Verbleiben in Spa zu treffen.

Gegen 7 Uhr abends kamen Exzellenz von Hintze und Generaloberst von Plessen erneut zu S. M., um gleichzeitig im Auftrage des Feldmarschalls S. M. zu bitten, noch in der Nacht nach Holland abzufahren. Die Lage in der Heimat und beim Heere — so führte der Staatssekretär aus — machte eine schnelle Entschließung S. M. notwendig. Die vom Feldmarschall geschilderte Möglichkeit, daß S. M. von eigenen Truppen aufgehoben würde, rückte immer näher. — S. M. gaben dem Drängen zunächst nach. Später kamen S. M. aber nach ruhiger Überlegung doch zu dem Entschluß, nicht abzureisen, sondern beim Heere zu bleiben und bis zum äußersten zu kämpfen. Auf der Fahrt zum Hofzuge, in dem der größte Teil des Gefolges wohnte und in dem sämtliche Mahlzeiten eingenommen wurden, teilten S. M. gegen 7.45 abends den begleitenden Flügeladjutanten von Hirschfeld und von Ilsemann diese Entscheidung mit und begaben sich nach Ankunft im Hofzuge zum General von Gontard. Dem General von Gontard sagten S. M. ausdrücklich: Er werde dem von der O.H.L. ihm gegebenen Rat, die Armee zu verlassen und außer Landes zu gehen, nicht folgen, vielmehr wolle er bei seinem Heere bis zum äußersten ausharren und sein Leben einsetzen. Die Zumutung, die Armee zu verlassen, sei unerhört.

Das gleiche äußerten S. M. zu dem Generaloberst von Plessen und dem General Freiherrn Marschall.

Als um 8.30 abends zu Tisch gegangen wurde, schien der Gedanke an Abreise endgültig aufgegeben.

Nach der Abendtafel, gegen 10 Uhr abends, erschien im Auftrage von Exzellenz von Hintze Freiherr von Grünau und meldete S. M., sowohl der Feldmarschall von Hindenburg wie Staatssekretär von Hintze seien zur Überzeugung gekommen, daß S. M. ohne Verzug nach Holland abreisen müßten. Die Lage sei unhaltbar geworden, da die Aufstandsbewegung von Aachen und Eupen nach Spa überzugreifen drohe und aufständische Truppen bereits im Anmarsch auf Spa seien. Der Weg zur Front aber sei durch meuternde Etappentruppen verlegt.

S. M. gaben diesem erneuten kategorischen Drängen der verantwortlichen obersten militärischen und zuständigen politischen Ratgeber nach und befahlen die Abfahrt nach der holländischen Grenze für den 10. November, 5 Uhr vormittags." — —

Durch die Feststellung all dieser Tatsachen scheint mir erwiesen, daß Seine Majestät nicht aus sich heraus den Entschluß gefaßt hat, nach Holland zu gehen. Im Gegenteil, er hat sich bis zuletzt gegen diesen Gedanken gewehrt. Aber alle beratenden Stellen und obenan die O.H.L. haben alle Mittel angewandt, um dem Kaiser diesen Entschluß abzuringen. Auch die maßgebenden Herren seiner Umgebung scheinen im Laufe des Nachmittags umgefallen zu sein und sich bei Seiner Majestät für die schnelle Abreise eingesetzt zu haben.

Nur so ist es zu erklären, daß wir in Vielsalm, das

nur eine Autostunde von Spa entfernt liegt, diesen Entschluß nicht so rechtzeitig erfahren haben, daß wir noch eingreifen und den Kaiser veranlassen konnten, zu uns, zur Heeresgruppe zu kommen. — Gewiß war die Lage an der Front aufs äußerste gespannt, und unsere Anwesenheit in unserem Hauptquartier Vielsalm bitter nötig. Trotzdem war es ein Fehler, daß Schulenburg und ich nicht in Spa blieben oder den Kaiser gleich mit uns nahmen. Wir haben auf die Zusicherung des Kaisers und darauf gebaut, daß die Umgebung, die unsere Ansicht und Stellungnahme kannte, uns rufen würde, sobald an der Entschließung des Kaisers etwas geändert würde.

Wenn ich rückschauend die Kaiserabdankung überdenke, so will mir scheinen, daß nur einmal und zwar Ende September der Augenblick dafür gegeben war, als Kaiser und Volk durch den militärischen Zusammenbruch und die Forderung der O. H. L. auf ein sofortiges Waffenstillstandsangebot überrascht wurden. Die Enthüllung der nackten Wahrheit war so niederschmetternd, daß das Volk es verstanden hätte, wenn sein Kaiser die Verantwortung auf sich nahm und sich opferte. Diese Abdankung wäre freiwillig erfolgt und hätte die Monarchie nicht geschwächt. Im Oktober wurde der Krone ein Recht nach dem anderen abgepreßt. Selbst die O. H. L. fand sich damit ab, daß Mitte Oktober dem Kaiser — dem Obersten Kriegsherrn — im Kriege die Kommandogewalt entrissen wurde. Als Letztes dazu wurde dann die Abdankung und zwar um so lauter gefordert, je mehr die feindliche Propaganda in dasselbe Horn stieß. Wäre sie damals unter diesem Drängen erfolgt, so hätte sie die Krone dem Absolutismus des Parlamentes und der

Massen ausgeliefert — und das Ende doch nicht aufgehalten.

Oder glaubt heute noch irgend jemand daran, daß die Dynastieen nicht gestürzt wären, wenn der Kaiser in den ersten Novembertagen oder noch am Vormittage des 9. November abgedankt hätte? Die Revolution richtete sich nicht gegen die Person des Kaisers, sondern gegen die Monarchie.

Seit Monaten war der Boden unterwühlt, und man wartete auf den günstigen Augenblick. Dieser war da, als das Vertrauen des Volkes zu Hindenburg und Ludendorff durch die Erkenntnis, daß der Krieg verloren war, einen schweren Stoß erlitten hatte. Mürbe war das Volk geworden. Mürbe die Massen und aufnahmefähig für den Umsturz; mürbe das Bürgertum, das apathisch die Dinge laufen ließ. Kriegs- und Widerstandswille waren erlahmt, und man gab sich dem Irrwahn hin, einen besseren Frieden zu bekommen, wenn man den Kaiser beseitigte.

Die Revolution hat ein erstaunlich leichtes Spiel gehabt! Wenige Stunden genügten, um die angestammten Fürsten mit ihren Regierungen wegzufegen. Kampflos und ohne Blutvergießen vollzog sich die Umwälzung, ein Beweis dafür, wie gründlich sie — teils durch die bewegenden und umschichtenden Kräfte unseres unglücklichen Schicksals, teils durch die planmäßige Arbeit und Wirkung der Revolutionäre — vorbereitet gewesen ist.

Der Kaiser hat erkannt, daß die von ihm geforderte Abdankung der Anfang eines Chaos sein würde. Er hat erkannt, daß für die schweren Zeiten, denen wir entgegengingen, eines vor allem nötig war: die Erhaltung

der Autorität und Schlagfertigkeit des Heeres, um zum Widerstande befähigt zu sein, wenn ein Diktatfriede aufgezwungen werden sollte. Hat er damit nicht Recht gehabt? Das deutsche Volk hatte die weitestgehenden demokratischen Rechte erhalten. Die alte Autorität konnte in der höchsten Gefahrstunde nicht entbehrt werden. Den schmachvollen Waffenstillstand mußte auch die O.H.L. unterschreiben, nicht weil wir wehrlos waren, sondern weil das Feldheer mit der Revolution im Rücken den Kampf nicht fortsetzen konnte.

Alle Schuld an unserem Unglück hat das Volk auf seinen alten Kaiser gehäuft. Als Sohn, der niemals ein blinder Bewunderer gewesen ist, muß ich hier Gerechtigkeit im Urteil über meinen Vater fordern. Seit drei Jahren wird er mit Schmähungen überhäuft — von den Parteien der gegenwärtigen Reichsregierung, die jeden Mißerfolg immer noch dem Schuldkonto des alten Regimes und im besonderen dem Kaiser zuschieben, von den Helden zur äußersten Linken und — auch von rechts. Das ist menschlich und geschichtlich, aber nicht gerecht. Auch mein Vater war ein Mensch, auch er war mürbe geworden. Haben nicht Stärkere in diesem Kriege ihre schwache Stunde gehabt?

Was ist auf diesen empfindsamen und friedlichsten aller Fürsten in diesem Kriege nicht alles eingestürmt! Das letzte Kriegsjahr brachte eine Enttäuschung nach der anderen. In den letzten Monaten reihte sich eine Hiobsbotschaft an die andere, und in den letzten Tagen und Stunden brach alles um ihn zusammen. Er war entschlossen, den Weg der Pflicht zu gehen und auf diesem Wege zu kämpfen und auch zu fallen. Er stützte sich

hierbei auf die O.H.L., die sich mit dem ganzen Gewichte ihrer Stellung bis zum 6. November für ihn einsetzte. In der entscheidenden Stunde, als Volk, Heimatheer und Flotte ihn verließen, versagte sich ihm der Mann, der für ihn wie für das Volk die größte Autorität war und dem auch er — der Kaiser — sich untergeordnet hatte.

Ist es ein Wunder, daß mein Vater diesem Manne und verantwortlichen Ratgeber mehr geglaubt hat als mir und meinem Chef? Ist es ein Wunder, daß er in der ungeheueren Aufregung und Anspannung, die auch ihn ergriffen hielten, sehr widerstrebend, aber doch schließlich dem allseitigen Drängen nachgab, weil sich sein großer Feldmarschall mit allen Mitteln dafür einsetzte? Ist es nicht selbstverständlich, daß er einen blutigen Kampf gegen zwei Fronten scheute, noch dazu einen Kampf, dem nach dem Urteil des Generalfeldmarschalls das deutsche Heer moralisch nicht mehr gewachsen war? Welche ungeheuren Schwierigkeiten lagen allein darin, daß der Feindbund nur mit einer sogenannten Volksregierung über den Waffenstillstand zu verhandeln bereit war! Ohne Zweifel würden unsere Feinde im Falle des Konflikts die Auslieferung des Kaisers zur Vorbedingung für die Fortführung der Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen gemacht haben. Sollte mein Vater Heer und Heimat in solch furchtbaren Zwiespalt bringen? — So hat er sich in das Schicksal gefügt und seinem tapferen schwerleidenden Volk und Heer den Bruderkampf um seinetwillen nicht zugemutet. Nur logisch war es, daß er ins Ausland ging, nachdem er den Kampf gegen den Umsturz aufgegeben hatte.

Gerechtigkeit des Urteils und Menschlichkeit der Er-

wägungen rufe ich für den Kaiser auf — und fürchte doch, daß ich die Gegner nicht überzeugen werde: die Gegner, die mit Steinen nach dem Kaiser werfen, weil er nach Holland ging — und die ihn ebenso gesteinigt hätten, wenn er nach seiner Abdankung mit dem Heere in die Heimat zurückmarschiert wäre. Aber ich hoffe, Verstehen für meinen Vater bei jenen national gesinnten Deutschen zu wecken, die den ehrlichen Mut haben, rückschauend an die eigene Brust zu schlagen: Wer weiß sich frei von Schuld!

Mai 1921.

Am frühen Morgen des 10. November erwäge ich auf der Heeresgruppe mit meinem Chef, dem Grafen Schulenburg, die durch die Abreise des Kaisers geschaffene neue Lage und die Möglichkeiten, die sie mir noch offen läßt. In mir drängt alles nach wie vor zum Widerstande.

Also Kampf gegen die Revolution? Aber nur der eine Mann, in dessen Hände der Kaiser den Oberbefehl über die Front- und Heimattruppen legte und dem ich selber als Soldat und Führer meiner Heeresgruppe unterstehe, besitzt das Recht, zu diesem Kampfe aufzurufen: Hindenburg.

Und während wir noch über ihn und die Entschlüsse sprechen, die er jetzt etwa fassen mag, kommt der Bericht aus Spa, daß der Generalfeldmarschall sich der neuen Regierung zur Verfügung gestellt habe!

Damit ist jeder Gedanke an Kampf in seiner Wurzel getroffen — jedes Unternehmen gegen die neuen Macht-

haber zur Aussichtslosigkeit verdammt. Mit Hindenburg und für eine auf Ordnung und Frieden gerichtete Parole war vielleicht noch viel zu retten — gegen ihn war nur noch mehr zu verlieren: deutsches Bruderblut — Aussicht auf Waffenstillstand und Frieden.

So muß denn für mich jede Versuchung, die angestammte Macht mir mit Waffengewalt zu holen, zurückgewiesen werden, und es kann nur mein Wunsch bestehen bleiben, auf jeden Fall meine Pflicht als Soldat zu tun, der seinem Kaiser den Treueid geschworen hat und dem von seinem Kaiser bestimmten Stellvertreter Gehorsam schuldet. So will ich den Oberbefehl weiter in Händen behalten und die mir anvertraute Truppe in Ordnung und Disziplin sicher in die Heimat zurückführen. Graf von der Schulenburg tritt dieser Ansicht mit seinem Rate bei, und meine Armeeführer von Einem, von Hutier, von Eberhardt und von Boehn, die zum Teil noch im Laufe des Vormittags im Stabe der Heeresgruppe vorsprechen, die ich zum Teile telephonisch erreiche, sind ebenfalls alle der gleichen Ansicht. Keiner unter ihnen, der nicht tief erschüttert wäre von dem Unglück dieser Fügungen — keiner unter ihnen, der nicht unverstehend auf die Vorgänge blickte, die sich in Berlin, die sich in Spa abgespielt haben. Immer wieder die eine Frage: Und Hindenburg? Und immer wieder die eine Antwort: General Gröner —

Am Nachmittage fahre ich, nachdem hierüber lange hin und her beraten wurde, aus Vielsalm fort. Schulenburg legt mir empfehlend nahe, während der Verhandlungen mit Berlin weiter nach vorne zur Truppe zu gehen und dort, abseits von den hinter der Front viel-

leicht rascher zum Ausdruck kommenden Zersetzungserscheinungen, das Weitere abzuwarten. Andererseits ist es nötig, meinen Aufenthalt so zu wählen, daß ich telephonisch erreichbar bleibe. So wird schließlich die Einigung dahin getroffen, daß ich zunächst zum A.O.K. 3 gehen möge.

Die Fahrt vergesse ich mein Lebtag nicht. Mein Ordonnanzoffizier Zobeltitz und der Nachrichtenoffizier der Heeresgruppe Hauptmann Anker begleiten mich, während meine beiden Adjutanten Müldner und Müller zurückbleiben, um die weiteren Verhandlungen mit der Regierung zu führen.

Beim Durchfahren eines Ortes wird mein Wagen von Hunderten junger Soldaten umringt, die mit Fragen und Rufen auf mich eindringen. Ein Rekrutendepot der Garde — und die Jungens wollen alle nicht an die Revolution glauben und bitten mich, mit ihnen in die Heimat zu marschieren. Kurz und klein wollen sie alles schlagen! Als sie hören, daß auch Hindenburg sich der neuen Regierung zur Verfügung gestellt habe, werden sie still. Das ist, als ginge ihnen das nicht in den Kopf. Viele Hände drücke ich, höre das Rufen der jungen Stimmen hinter mir drein: Auf Wiedersehen! — Liebe, treue deutsche Jungens — und heute wohl deutsche Männer! —

Auf unglaublichen Land- und Waldwegen arbeiten wir uns weiter und erreichen gegen neun Uhr abends bei einbrechender Nacht das Ziel unserer Fahrt. Weit und breit kein Stab! Zufällig taucht ein Veterinär aus dem Dunkel, der uns erklärt, hier habe noch nie ein Stab gelegen: Aus Versehen — der Name des Quar-

tiers des A.O.K. 3 kommt zweimal vor — hat man mir einen falschen Zielort in die Karte eingezeichnet. Aber er will uns den Weg bis zum nächsten Orte weisen, dort sei gestern der Stab von Schmettow gewesen.

Durch einen riesigen, nachtschwarz verhüllten Wald geht es, und nach einer Stunde langen wir vor einem Schlosse an, wo aber bereits alles zur Ruhe gegangen ist. Rufen und Hupen. Endlich erscheint ein Offizier, der uns erklärt: hier liege eine Fähnrichsschule, die Gruppe von Schmettow sei schon wieder fort. Rührend nett ist der junge Mann — gleichsam, als müsse er es gutmachen, daß Schmettow abgezogen ist — und bittet mich, die Nacht zu bleiben. Wo A.O.K. 3 liegt, vermag er nicht zu sagen, nimmt aber an, daß Einem in der Nähe der kleinen Stadt Laroche Quartier genommen habe.

Wir fahren also weiter in die Nacht hinein und suchen. Endlich finden wir Laroche. Es ist Eisenbahnknotenpunkt. Ein wüstes Bild, durch das wir jagen: johlende, disziplinlose Urlauber, Geschrei und Gekreisch, Sturm auf die Züge. Auf der Kommandantur erfahren wir endlich, daß A.O.K. 3 ganz in der Nähe auf einem Schlosse liege.

Also wieder los! — Auf einem ausgefahrenen Landwege müssen wir unter einer engen Bahnüberführung durch. Hier hat sich eine österreichische Motormörserbatterie mit einer deutschen Munitionskolonne zu einem heillosen Gewirr verfahren. Stockdunkel ist es dazu, die kleinen Lichter schwanken, die Leute schreien, fluchen. Immer tiefer sinkt unser Auto in den Schlamm, und ein feiner kalter Regen rieselt nieder. So sitzen wir hilflos, eingekeilt inmitten dieses Chaos zwei Stunden

lang. Das Gejohle und Getobe vom Bahnhof her klingt über uns hin, Gruppen von verschlampten Drückebergern und Etappensoldaten schieben sich mit mißtrauischen, schelen, gierigen Augen an uns vorüber. Zwei Stunden so — nach dieser Flut von furchtbarem Erleben, mit einem Herzen so voll Qual und Bitterkeit. Wie ein Bild des grauenvollen Endes unseres Heldenkampfes von viereinhalb Jahren dieses Ganze: Wirrnis, Wahnsinn, Verbrechertum!

Nein — meinem schlimmsten Feinde nicht möchte ich die aufrührende Qual dieser Stunden wünschen. —

Nach Mitternacht endlich erreichen wir das A.O.K., werden von Exzellenz von Einem und von seinem Chef Oberstleutnant von Klewitz mit warmherziger Freundschaftlichkeit aufgenommen. Seit dem späten Nachmittag hatten sie unser Kommen erwartet und schon gefürchtet, sie würden uns nicht wiedersehen, es sei uns vielleicht ein Unglück zugestoßen.

Wir gehen bald zur Ruhe. Schlaf kann ich auch in dieser Nacht kaum finden. —

Der elfte ist ein trüber, kalter Tag. Von Revolution ist beim A.O.K. 3 auch nicht das geringste zu spüren — vom Chef herunter bis zur letzten Ordonnanz sind alle tadellos, und es ist eine Freude, die Strammheit und Dienstfreudigkeit der Leute zu sehen. Trüge ich nicht all dieses unsagbar bittere Erleben der letzten Tage unverwischbar eingebrannt in meinem Hirn, in meiner Brust, ich könnte angesichts dieser vollkommenen Ordnung glauben, aus einem wüsten Traume zu erwachen. — Klewitz erzählte mir übrigens, daß auch bei seinen Telephonisten sich ein Soldatenrat gebildet habe,

dem er aber ein sehr schnelles Ende bereitet hatte: die Leute waren nachher selbst gekommen, um sich bei ihm zu entschuldigen.

Im Laufe des Vormittages melden sich bei mir der Führer der Ersten Garde-Division General Eduard von Jena und sein Generalstabsoffizier Hauptmann von Steuben, beides prächtige, in aller Not erprobte Männer. Erschüttert sie und ich, da ihnen, wie sie Abschied von mir nehmen, die Tränen aus den Augen brechen. —

Nachmittags telephoniere ich mit meinen Adjutanten in Vielsalm, die mir über den bisherigen Stand der Verhandlungen mit der Regierung berichten: Man hängt in Vielsalm eben wieder an der Strippe nach Berlin — Entscheidungen sind bisher nicht gezeitigt. Ich bitte mir auf jeden Fall das eine aus: daß keinerlei abschließende Abmachungen getroffen werden, daß jede letzte Entscheidung bei mir verbleibe.

Also weiter warten! Warten? Auf welches Wunder? Klingt nicht aus all dem, was ich schon weiß, was sich hinter der Form von Rücksprachen und von Verhandlungen kaum noch verbirgt, das Nein der Herren in Berlin ganz deutlich heraus? Und können sie, wenn sie die geraubte Macht behaupten wollen, anders entscheiden? Kann ich, wenn ich dem armen, tausendfach geprüften Lande den Frieden wünsche, diesem Nein widerstreben?

Unvergeßlich aus diesem Tage noch ein Eindruck:

Abend ist es, und ich gehe einsam und in quälende Gedanken versponnen im Parke des Schlosses. Eine Flucht in das Alleinsein, in die Abgeschlossenheit, in

der ich allem Letzten, was sich jetzt noch vollziehen mag, ins Gesicht sehen will, ist dieser Gang.

Und wenn das Nein, das sicher kommen wird, dir deinen Platz bei deinen Kameraden, die Verantwortlichkeit und Pflichten des aktiven Soldaten genommen hat — was dann? Sollst du dann — um durch dein Verbleiben bei der Truppe nicht zum Kernpunkt von Unruhen zu werden — dich in Lüttich oder in Herbesthal in einen Heimatzug klemmen und nach Berlin fahren? Dir dort als müßiger Privatmann mitansehen, dort miterleben, wie sie alles, was dir und ihnen große und heilige Tradition gewesen ist, in einem irren Rausch und Wahn ihrer zermürbten und verführten, verhetzten Gehirne schänden? Oder dann doch auch dort der Mann sein, um den Für und Wider sich erhitzen?

Nein! — Aber ein Weg öffnet sich vor dir im Augenblick, wo du im Zwange ihres Nein den Willen, mit der Truppe heimzukehren, aufgeben mußt, in dem du von den neuen Herren abgesetzt und aus deinem Dienst entlassen bist: der Weg über die Grenze.

Dort drüben, allem gärenden Streite entrückt, ein paar Wochen warten, bis das schlimmste Toben vorüber ist und bis Vernunft und Erkenntnis der Ruhe wieder zum Siege helfen. Dann, spätestens mit dem Friedensschlusse: Rückkehr zu der Frau, den Kindern, der neuen Arbeit, die bei ihnen auf dich so wie auf jeden Deutschen wartet.

An den Vater denke ich, den ich so wiedersehen werde —

Und die ganze Bitterkeit dieses Scheidens und in die Fremde Gehens fällt über mich her.

Frühes Dunkel liegt über den spätherbstlichen Bäumen, halb schneit halb regnet es, und eine durchdringende Kälte steigt aus dem nassen, modernden Laub und Erdreich auf.

Da zieht draußen auf der Straße eine Kompanie vorbei, und die Leute singen. Unser liebes schönes altes Soldatenlied: „Nach der Heimat möcht' ich wieder —". Singen — Marschieren —

Großer Gott! denke ich. Und wehre mich dagegen, so gut ich kann. Aber es ist doch stärker, und ich komme nicht dagegen auf.

Immer noch singen sie. Leiser jetzt — ferner —

Gehalten habe ich mich bis zu diesem Augenblick. Das, in dem Dunkel, in der Einsamkeit, in der mich keiner sehen konnte, hat mich umgeschmissen.

Spät abends ist die Erklärung der Regierung, daß sie nach Anhörung des Kriegsministers General Scheüch meinen Verbleib im Oberkommando der Heeresgruppe ablehnen müsse, eingetroffen.

Der neue oberste Befehlshaber hat keine Verwendung für mich. So bleibt mir nur übrig, den Abschiedsbrief zu schreiben.

Hier ist er:

„Hauptquartier Heeresgruppe Deutscher Kronprinz, den 11. November 1918.

Lieber Herr Generalfeldmarschall!

In diesen für Meinen Herrn Vater und Mich schwersten Tagen Unseres Lebens muß Ich bitten, Mich von Euer Exzellenz auf diesem Wege verabschieden zu dürfen. Tief bewegt habe Ich Mich entschließen müssen, von

der Mir durch Euer Exzellenz erteilten Genehmigung Gebrauch zu machen, Meinen Posten als Oberbefehlshaber niederzulegen und Meinen Aufenthalt zunächst im neutralen Ausland zu nehmen. Erst nach harten inneren Kämpfen habe Ich Mich zu diesem Schritt durchgerungen, trotzdem es Mir mit allen Fasern Meines Herzens widerstrebt, Meine Heeresgruppe und Meine tapferen Truppen, denen das Vaterland so unendlich viel verdankt, nicht in die Heimat zurückführen zu können.

Ich lege aber Wert darauf, Euer Exzellenz in dieser Stunde noch einmal Meine Stellungnahme in kurzen Zügen zur Darstellung zu bringen, und bitte Euer Exzellenz, von Meinen Worten ganz nach Ihrem Gutdünken Gebrauch machen zu wollen.

Im Gegensatz zu vielen ungerechten Stimmen, die Mich von jeher als Kriegshetzer und Reaktionär hinzustellen sich bemüht haben, habe Ich von Anfang an den Standpunkt vertreten, daß dieser Krieg für uns ein Verteidigungskrieg war, und habe in den Jahren 1916, 1917 und 1918 bereits mündlich und schriftlich oft betont, daß Deutschland das Ende des Krieges suchen und froh sein müsse, sich der ganzen Welt gegenüber auf dem status quo zu behaupten. Innerpolitisch bin Ich der letzte gewesen, der sich einem freiheitlichen Ausbau unseres Staatswesens verschlossen hat. Diese Meine Auffassung habe Ich auch dem Reichskanzler, Prinz Max von Baden, noch vor wenigen Tagen schriftlich dargetan. Trotzdem bin Ich, als die Wucht der Ereignisse Meinen Herrn Vater vom Throne stürzte, nicht nur nicht gehört worden, sondern man ist über

Mich als Kronprinz und Thronfolger einfach zur Tagesordnung übergegangen.

Euer Exzellenz bitte Ich daher zur Kenntnis zu nehmen, daß Ich gegen diese Vergewaltigung Meiner Person, Meiner Rechte und Ansprüche Verwahrung einlegen muß.

Trotz dieser Tatsachen blieb Mein Standpunkt der, weiter auf Meinem Posten zu verharren, um nach den schwersten Erschütterungen, die der Armee der Verlust ihres Kaisers und Obersten Kriegsherrn und die schmählichen Waffenstillstandsbedingungen bringen mußten, ihr die neue Enttäuschung zu ersparen, nun auch den Kronprinzen seiner Stellung als militärischer Oberbefehlshaber enthoben zu sehen. Dabei hat Mich der Gedanke geleitet, durch den Zusammenhalt Meiner Heeresgruppe für unser Vaterland, dem wir alle dienen, weitere schädigende Momente zu vermeiden, auch wenn Meine Person den peinlichsten Folgen und Konflikten ausgesetzt sein könnte. Ich hätte diese getragen in dem Bewußtsein, dem Vaterland einen Dienst zu erweisen. Für Mein weiteres Verbleiben auf Meinem militärischen Posten mußte aber auch die Stellungnahme der jetzigen Regierung maßgebend sein. Von ihr ist Mir der Bescheid geworden, daß die Regierung nicht mit einer weiteren militärischen Verwendung Meinerseits rechne, obwohl Ich Mich zu jeder Verwendung bereit gefunden hätte. Ich glaube daher, so lange auf Meinem Posten geblieben zu sein, wie es Meine Ehre als Offizier und Soldat Mir vorschrieb.

Euer Exzellenz wollen gleichzeitig davon Kenntnis nehmen, daß Abschriften dieses Briefes an den Herrn Minister des Königlichen Hauses, das preußische Staats-

ministerium, den Herrn Vizepräsidenten des Abgeordnetenhauses, den Herrn Präsidenten des Herrenhauses, den Herrn Chef des Militärkabinetts, den Herrn Chef des Zivilkabinetts und einige Mir nahestehende militärische Führer gegangen sind.

Ich sage Euer Exzellenz hiermit Lebewohl mit dem heißen Wunsche, daß unser geliebtes Vaterland aus diesen schweren Stürmen den Weg zu innerer Gesundung und einer neuen besseren Zukunft finden möge, und schließe als Ihr

(gez.) Wilhelm
Kronprinz des Deutschen Reiches
und von Preußen.

An Seine Exzellenz Herrn Generalfeldmarschall von Hindenburg, Chef des Generalstabes des Feldheeres,
Großes Hauptquartier."

Ich habe bald nach diesen Vorgängen den Wunsch gehabt, daß alles und daß namentlich der Hergang der während meines Aufenthaltes beim A.O.K. 3 zwischen meiner Heeresgruppe in Vielsalm und der Regierung in Berlin spielenden Verhandlungen in einem kurzen Tatsachenberichte festgelegt werde. Ich setze dieses von meinem Chef, dem Generalmajor Grafen von der Schulenburg, und von meinen beiden verhandelnden Adjutanten Müller und Müldner aufgesetzte und unterzeichnete Schriftstück als Ergänzung zu der von mir selbst gegebenen Schilderung hierher:

„Tatsachenbericht zu den Vorgängen vom
10. und 11. November 1918.

Der Chef des Generalstabes der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz, Generalmajor Graf Schulenburg, hat

am 10. XI. 18 Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Kronprinzen dringend geraten, an der Spitze der Heeresgruppe zu bleiben. Die Oberbefehlshaber von Einem, von Boehn, von Eberhardt und von Hutier, die z. T. persönlich im Hauptquartier der Heeresgruppe erschienen, haben sich dieser Auffassung angeschlossen und sie, ein jeder einzeln, dem Kronprinzen gegenüber zum Ausdruck gebracht. Der Kronprinz begab sich am 10. XI. nachmittags an die Front zum A.O.K. 3, damit er nicht vorzeitig mit verschiedenen auflösenden Erscheinungen in Berührung komme.

Am 11. November fand in Vielsalm, dem Hauptquartier der Heeresgruppe, eine Besprechung mit Exzellenz von Hintze statt, an der Graf Schulenburg und die beiden persönlichen Adjutanten, die Majore von Müller und von Müldner, teilnahmen. Graf Schulenburg vertrat hierbei die Auffassung, daß der Kronprinz an der Spitze seiner Heeresgruppe bleiben müsse. Er wies darauf hin, daß auch der Feldmarschall und Gröner derselben Auffassung seien. Die beiden persönlichen Adjutanten stimmten dieser Auffassung im allgemeinen zu, wiesen aber darauf hin, daß der Kaiser vor seiner Abreise nach Holland sich dahin geäußert habe, daß unter keinen Umständen ein Bürgerkrieg entfesselt werden dürfe. Zu dessen Träger aber mußte nach Übertritt des Kaisers auf holländisches Gebiet aller Wahrscheinlichkeit nach der Kronprinz werden, gewollt oder ungewollt, so wie die Verhältnisse lagen.

Selbst wenn dieses Moment ausgeschaltet würde, wäre mit Sicherheit anzunehmen, daß die neue Regierung eine tunlichst schleunige Beendigung einer so ent-

scheidenden militärischen Führerstelle, wie der Kronprinz sie einnahm, herbeigeführt hätte. Diese müßte spätestens am Rhein eintreten, und dann bliebe dem Kronprinzen keine weitere Entschließung mehr für sein Handeln. Er würde voraussichtlich gezwungen, jede ihm auferlegte Bedingung anzunehmen, und hätte nicht einmal die Wahl für einen künftigen Aufenthaltsort. Wählte er diesen in Deutschland, so bliebe er immer der Mittelpunkt von Strömungen, die zu unberechenbaren Folgen führen könnten. Exzellenz von Hintze erklärte, daß die Frage — Bleiben oder Abreise — von den militärisch verantwortlichen Persönlichkeiten zu entscheiden sei. Man einigte sich dahin, bei der Regierung anzufragen, und Exzellenz von Hintze erbot sich, diese Anfrage zu übermitteln. Er bat den Reichskanzler ans Telephon. Dieser war in einer Sitzung und nicht zu sprechen. Es meldeten sich dafür Herr von Prittwitz und Herr Baacke. Während Exzellenz von Hintze mit diesen Herren sprach, diktierte Graf Schulenburg dem Major von Müldner die Anfrage des Kronprinzen an die Regierung: ‚Der Kronprinz hat den dringenden Wunsch, an der Spitze seiner Heeresgruppe zu bleiben und wie jeder andere Soldat in dieser ernsten Zeit seine Pflicht zu tun. Er wird seine Truppen in straffer Ordnung und Disziplin in die Heimat zurückführen und verpflichtet sich, in dieser Zeit nichts gegen die Regierung zu unternehmen. Wie stellt sich die Regierung zu dieser Frage?‘ Exzellenz von Hintze gab diese Anfrage telephonisch an Herrn Baacke auf, der sie aufschrieb und kollationierte. Während dieser Verhandlungen rief der Kronprinz den Grafen Schulenburg und Exzellenz von Hintze an und ver-

langte, daß keine abschließenden Abmachungen getroffen würden und daß er sich in jedem Fall die Entscheidung vorbehalte.

Spät am Abend erhielt Major von Mülbner die telephonische Mitteilung, daß die Regierung nach Anhörung des Kriegsministers Scheüch die Anfrage des Kronprinzen in verneinendem Sinn beantworten müsse und nicht die Absicht habe, den Kronprinzen im Oberbefehl zu belassen.

Der Kronprinz legte darauf mit Erlaubnis des Feldmarschalls von Hindenburg das Kommando nieder und entschied sich nach schwerem Kampf für die Reise nach Holland, weil er sich sagte, daß nach den bereits getroffenen Entschließungen sein Verbleib einen anderen Ausgang der Lage nicht herbeiführen, sondern sie nur erschweren und verwirren konnte, und er von der Überzeugung durchdrungen war, dem Vaterland dieses Opfer bringen zu müssen.

Die Abreise erfolgte am 12. XI. vormittags.

Berlin, 4. April 1919.

(gez.) von Müller — Mülbner von Mülnheim
Major z. D. — Major z. D.

Graf von der Schulenburg
Generalmajor."

Die Nacht zum neuen Tage schlaflos, ruhelos. Sie ist wie eine einzige Grausamkeit gegen ein zerquältes Herz, das sich jetzt losreißen soll von all dem, womit es verwachsen ist, gegen ein Gehirn, das sich ausweglos nach einer anderen, besseren Lösung der Probleme zergrübelt.

Am Ende immer nur die eine Klarheit: daß nicht

durch mich oder um meinetwillen ein weiteres Blutvergießen über die Heimat kommen darf, daß ich kein Hemmnis werden darf, wenn sie vielleicht so besser innere Ruhe und einen Frieden findet, den sie ertragen kann.

Am frühen Vormittag wollen wir fahren — über die Grenze — nach Holland fahren. Zwei Wagen, nur das Allernötigste an Gepäck. Seit Tagen hat man jetzt davon gesprochen, hat nächtelang kaum anderes gedacht — und jetzt, da es als Wirklichkeit vor einem steht, kann man es doch kaum fassen.

Ganz still, ohne viel Worte möchte ich das A.O.K. 3 verlassen. Was man sich sagen kann, ist ausgesprochen. Auch dienstlich ist jede Pflicht bis zum letzten Augenblick erfüllt. Der Oberbefehl über die mir bisher anvertraute Heeresgruppe ist von mir mit Eintritt des Waffenstillstandes an Generaloberst von Einem abgegeben. — Abschied — das harte Muß ist da. Warum das Herz sich nur noch schwerer machen.

Dann aber, wie ich in die Halle komme, steht unten doch das ganze A.O.K. 3 im Dienstanzug, Helm auf dem Kopf, versammelt. Alle, auch die Schreiber, die Ordonnanzen. Vor ihnen, auf seinen Pallasch gestützt, der alte, prachtvolle Generaloberst von Einem, daneben sein Chef, mein guter Klewitz — dieser famose Soldat, der nie verzagt ist, so dreckig es auch oft war! Nur ist jetzt etwas in den derben Zügen, was ich vorher in ihnen nie gesehen habe.

Einem spricht. Herzstärkende, tief empfundene Sätze: Glauben an eine neue Zukunft! — Ein dreimaliges Hurra auf den Oberbefehlshaber der Heeresgruppe füllt die Halle, schlägt über mir zusammen.

Oberbefehlshaber der Heeresgruppe —? Bin ich's denn noch? In dieser Stunde hält der Generalfeldmarschall vielleicht schon meinen Abschiedsbrief in Händen.

Ich kann nicht sprechen, kann nicht antworten. Drücke den alten kriegserprobten Offizieren nur die Hände — und sehe Tränen auf den Backen von Mannschaften.

Fort — fort —

Zunächst noch einmal Halt im A.O.K. 1, das in dem malerischen Ardennenschlößchen Rochefort unweit Namur Quartier genommen hat. Dort bei General von Eberhardt, der lange Zeit ein treu bewährter Führer meiner Heeresgruppe gewesen ist, will ich meinen Chef treffen. So liegt noch einmal eine bitter schwere Abschiedsstunde auch von dem Manne vor mir, der mir während der schwersten Zeit des Krieges als militärischer Helfer und Berater am nächsten stand und dem ich für all das, was er so als Soldat und Mann mir gab, zu tiefem Dank verpflichtet bin.

Tief ergriffen sind wir alle, da ich nun noch den letzten Armeebefehl an meine Truppen unterzeichne:

„An meine Armeen!

Nachdem Seine Majestät der Kaiser den Oberbefehl niedergelegt hat, bin auch ich durch die Verhältnisse gezwungen, nun, da die Waffen ruhen, von der Führung meiner Heeresgruppe zurückzutreten. Wie immer bisher, so kann auch heute ich meinen tapferen Armeen, jedem einzelnen Mann, nur aus tiefstem Herzen danken für ihren Heldenmut, für Opferfreudigkeit und Entsagung, mit der sie allen Gefahren ins Auge gesehen und alle

Entbehrungen willig für das Vaterland ertragen haben in guten und in bösen Tagen.

Mit den Waffen ist die Heeresgruppe nicht besiegt! Hunger und bittere Not haben uns bezwungen! Stolz und hocherhobenen Hauptes kann meine Heeresgruppe den mit dem besten deutschen Blut erkämpften Boden Frankreichs verlassen. Ihr Schild, ihre Soldatenehre ist fleckenlos und rein. Ein jeder sorge, daß sie es bleibe, hier und später in der Heimat.

Vier lange, schwere Jahre durfte ich mit meinen Armeen sein in Sieg und Not, vier lange Jahre gehörte ich mit ganzem, vollem Herzen meinen treuen Truppen. Tief erschüttert scheide ich heute von ihnen und neige mich vor der gewaltigen Größe ihrer Taten, die die Geschichte einst in flammenden Worten den späteren Geschlechtern künden wird.

Nun steht zu euren Führern treu wie bisher, bis ihr Befehl euch freigeben kann für Weib und Kind, für Heimat und Herd. Gott mit euch und unserem deutschen Vaterlande!

Der Oberbefehlshaber
Wilhelm
Kronprinz des Deutschen Reiches
und von Preußen."

Dann ist auch hier der Augenblick des Scheidens da. Kaum losreißen kann ich mich.

Aber es muß sein — die Herren drängen. Und Müldner hält mir schon seit einer Weile die Mütze hin — eine graue Infanteriemütze; denkt wohl, ich werde es in dieser Qual und Hingenommenheit nicht merken, will

mich in ihr verstecken, hält mich fürsorglich für sicherer und nicht so leicht erkennbar in den ungewohnten Farben.

„Nein — ich will meine Husarenmütze auch auf dieser letzten Fahrt! Mir tut schon keiner was!"

Jetzt stellen sie sich an, als ob sich die nicht fände. Aber ich warte. Und da ist die Schwarze mit dem Totenkopfe endlich doch zur Stelle und sitzt mir im Genick — noch dieses eine Mal!

In treue Augen sehe ich — nur nicken können wir — die Worte würgt es uns im Halse. Und Schulenburg stößt vor: „Wenn Sie drüben in Holland meinen Herrn und Kaiser sehen — —" Da stockt auch er.

Dann setzt der Motor an, wir fahren.

Durch das sich aus der festgefügten Form von vier Kriegsjahren unsinnig überhastet lösende Etappenland von zwei aufsplitternden Armeen fahren wir.

Zwei graue Wagen: ich und meine drei Getreuen bis zum bitteren Ende. Müller und Müldner vorneweg, dann ich mit dem erkrankten Zobeltitz.

Soldaten überall — grüßend und rufend. Nein, ich habe Recht: mir tut kein Mann etwas.

Und ich grüße wieder und winke ihnen zu und muß nur immer denken: Jungens, was wißt denn ihr, wie's mir ums Herz ist?!

Über Andenne geht die Fahrt auf Tongern. Belgischer Boden — überall wehen die belgischen Fahnen in den Städten, und die Bevölkerung jubelt.

Auch das Bild unserer Leute wird anders, je tiefer wir in die Etappe rollen. Aufgelöste Schwärme von Menschen, die einmal Soldaten waren und jetzt zuchtlos

hinziehen. Und Zurufe, die keine Freundlichkeit mehr in sich tragen. Die ewige Wiederkehr der dummen Schlagworte dieser Tage, mit denen einer sich vor dem anderen großtut, in denen Auflehnung und Renitenz sich großmäulig ausleben: „Messer her!“ „Haut ihm!“ „Blut rühren!“

Aufgehalten werden wir nirgends.

Einmal passieren wir einen Viehtransport, der von Landsturmleuten getrieben wird. Ein alter Landsturmkerl, der dicht neben dem Auto hergeht und eine rote Fahne über seinen Ochsen schwingt, schimpft laut auf mich ein: die Offiziere seien an allem schuld — gefeiert haben sie — und er sei halb verhungert! — Das geht mir denn doch über die Hutschnur, und ich sage diesem elenden Burschen dermaßen Bescheid, daß er zitternd und schreckensbleich eine Ehrenbezeugung nach der anderen macht. — Pack, das niemals vor dem Feinde gestanden hat und jetzt Revolution spielt!

Kurz vor Vroenhoven sehen wir die letzten deutschen Truppen: einen Landsturmposten, der sich Marschrichtung Heimat davonmacht.

Und bei Vroenhoven halten wir dann im holländischen Draht.

Mit heißen Schlägen hämmert mir das Herz, wie ich jetzt aus dem Wagen springe. Ganz klar bin ich mir, daß die wenigen Schritte Raum da vor mir entscheidend sind. Und wie in einen einzigen Augenblick zusammengepreßt jagen all die grausam harten Bilder der letzten Tage noch einmal an mir vorüber: Spa — und der Kaiser — der Feldmarschall, Gröners Gesicht — mein Schulenburg, der, unerschütterlich, immer wieder sich

gegen diese anderen wirft, beschwört — der Brief meines Vaters —. Und die Entscheidung aus Berlin, die mir auch als Soldaten den Abschied gibt, den Boden nimmt.

Nein, es muß sein — muß sein — es ist kein anderer Weg. —

Und plötzlich steht das Reiterwort des Generals von Falkenhayn in mir, das er dem Jungen zurief, wenn es hieß ein schweres Hindernis zu nehmen: „Schmeiß erst dein Herz 'rüber — dann kommt das Andere hinterher!"

Da tue ich die wenigen Schritte vor.

Wie unter einem Schleier, unscharf und verwischt ist mir der nächste Eindruck.

Menschen sind um mich her, die Kameraden: Müller totenernst, und Müldner sachlich und wie immer soldatisch klar, gefaßt — und Fremde —

Ein junger, sehr korrekter holländischer Offizier, der sich vor Überraschung zunächst garnicht fassen kann und der nichts mit uns anzufangen weiß. Nur daß wir hier nicht bleiben können, sieht er ein. So werden wir, vorbei an einer präsentierenden Wache, zunächst in ein kleines Lokal gebracht, wo freundliche Wirtsleute, ohne viel zu reden, ein paar Töpfe mit heißem Kaffee vor uns hinstellen. Inzwischen wird nach Maastricht telephoniert.

Und der junge Offizier kommt wieder, ist selbst bedrückt von einer Pflicht, die auf ihm liegt: er muß um unsere Waffen bitten. Ein Augenblick voll abgrundtiefer Bitterkeit, der nur durch den vollkommenen Takt des anderen erträglich bleibt.

Aus Maastricht kommen Baron von Hünefeld und Baron Grote. Bald darauf der Gendarmerieoberst

Schröder mit seinem Adjutanten. In seinen Händen liegt jetzt das Schicksal unserer Fahrt. Energisch greift er zu. Telephone rasseln, und Depeschen fliegen aus. Berichte — Anfragen — Verhaltungsmaßregeln. So kommt jetzt Linie in unser Schicksal.

Jedenfalls sollen wir zunächst nach der Präfektur in Maastricht und im Hause des Gouverneurs der Provinz Limburg auf die Entscheidung der Regierung warten.

Wiederum fahren wir. Kriegerisch alles auch hier. Die Straßen der Stadt abgesperrt durch Posten, Draht, spanische Reiter. Dabei doch Menschen, die mit harten Augen nach uns starren überall, denn unser Kommen hat sich unbegreiflich schnell herumgesprochen: Die Boches sind da! De Kronprins!

Gegen ein Uhr ist es, da wir die Präfektur betreten.

Auf dem Platze unten eine tobende, johlende Volksmasse, hauptsächlich Belgier.

Mit allem menschlich-vornehmen Verständnis für unsere Lage nimmt der Baron van Hoevel tot Westerflier uns auf, gibt sich die größte Mühe, uns die traurige Lage zu erleichtern. Auch er erklärt, daß unser Übertritt der holländischen Regierung völlig überraschend gekommen sei, daß weitere Bestimmungen nun abgewartet werden müßten. Im großen Saale des Gouvernementsgebäudes, der uns mit kalter Pracht umfängt, läßt er uns dann allein.

Im Grunde, mag die Form auch noch so taktvoll und zurückhaltend gehandhabt werden, fühlt man sich als Gefangener. Nicht mehr als freier Mann, der Herr seiner Entschlüsse ist, sondern als einer, der bleiben muß oder der gehen soll.

Und ein Gefühl, als ob man unsichtbare Fesseln trüge, kommt damit noch zu all der anderen Qual.

Auf seltsam feierlichen Stühlen sitzen wir untätig um den langen Tisch, rennen im Raume ohne Rast umher und starren durch die hohen Fenster.

Was wird nun werden?

Wie festgehalten sind die Zeiger der Kaminuhr; bisweilen ist es mir, sie stünde überhaupt.

Der gute Zobeltitz hat dazu einen Anfall von Magenkrämpfen, liegt stöhnend und verkrümmt auf einer mit rotem Plüsch bezogenen Bank. Armer Kerl!

Manchmal redet einer, mehr vor sich hin als zu den anderen. Immer wieder dasselbe, spricht einen von den Gedanken aus, die uns allen im Kopfe umtreiben, die keiner fassen kann. Aber kaum eine Antwort kommt darauf.

Zeitweilig klopft es, geht die Türe. Dann ist alles voll Spannung — aber es ist nichts. Da läßt der Gouverneur nach unseren Wünschen fragen, oder der Gendarmeriekommandant teilt uns mit, daß er noch immer auf Entscheidung warte.

Und wieder sind wir allein — verwachsen mit Vergangenheiten, von denen wir uns räumlich trennten, und ohne Blick in das, was kommen mag. Grübeln nur immer wieder: Was geht, während wir hier wie eingeschlossene Tiere warten, dort hinter uns jetzt vor? Im Felde, bei den Menschen, mit denen man als Kamerad viereinhalb Jahre lang gelebt hat —? In der Heimat —? Bei Frau und Kindern —?

Jetzt hat sich Zobel mühsam von seiner Bank erhoben, schleicht gebückt im Raum umher. Manchmal trifft

mich der Blick der guten dunklen Augen. Als ob er mir in all seiner Quälerei mit dem kaputen Magen, der längst schon auf den Operationstisch gehört hätte, noch etwas Liebes tun wollte. Steht dann in einer Ecke still vor der weißen Büste des dritten Wilhelm von Oranien, der satt und würdig von dem Säulensockel niedersieht, und nickt ihm mild und philosophisch zu: „Ja, ja, mein guter Van Houten — das hätt'st de dir auch nicht träumen lassen —!"

Was solch ein gutes Menschenwort, das mitten in Verzweiflungen aus einem jäh aufleuchtenden Humor geboren wird, einem die Bitterkeiten milder machen kann!

Beinahe leichter wird uns die Marter dieses Wartens.

Auch ein Diner läßt uns der Baron servieren. Trotz aller Ablehnung ein richtiges Diner. Das alles ist so gut gemeint — nur daß wir in der Stimmung, die uns wie in Krallen hält, kaum ein paar Bissen hinunterwürgen können.

Endlich um Mitternacht ist Klarheit: Wir sollen bis auf weiteres in dem Schloß Hillenraadt des Grafen Metternich Unterkunft haben.

Wieder sitzen wir in den offenen Wagen. Der Gendarmerieoffizier an unserer Seite. Die Straßen, die wir passieren, sind durch Patrouillen der Marées Chaussées abgesperrt, alle Anordnungen des Oberst Schröder zweckmäßig und gut.

Ein eisig kalter Nebel liegt auf der Landschaft und macht die tiefe Nacht noch undurchdringlicher. Nur die Scheinwerfer bohren weiße Trichter in das Dunkel, in das wir jagen. Das ist, als ob sie uns in jedem Augen-

blick verschlingen wollten und dann doch immer weiter vor uns wichen.

Zwei Stunden so.

Bei Roermond liegt das Schloß des Grafen, vor dem wir endlich halten.

In einer großen Halle, die schwach von Kerzenlicht beleuchtet ist, legen wir ab. Erstarrt von Frost sind wir — elend in unseren Herzen — wurzellos auf diesem fremden Boden.

Da erscheint plötzlich, die Treppe niedersteigend, die Hausfrau. Jung, blond, ganz in Schwarz gekleidet, eine Perlenkette um den schlanken Hals. Keine Fremdheit bleibt vor dem warmen, mitempfindenden Ausdruck dieser Augen bestehen.

Mit feinstem Herzenstakt sorgt die gütige Frau von dieser Stunde ab durch die namenlos schweren zehn Tage, die wir auf Schloß Hillenraadt verbringen, für uns und wird mir eine gütige Freundin, mit der ich mich über manches aussprechen kann, was mich zerquält. Eine gläubige Katholikin ist die Gräfin und leidet schwer unter dem Unglück, das unser Vaterland getroffen hat; zudem sorgt sie sich um ihren Mann, der während der Revolution in Berlin ist.

Zehn Tage also — in denen Unglücksnachrichten um Unglücksnachrichten aus dem Felde und der Heimat kommen, durch die Verhandlungen mit der holländischen Regierung über unsere Zukunft ziehen. Bei diesen Aussprachen ergibt es sich, daß Holland an meine Grenzüberschreitung und meinen Wunsch, vorübergehend auf seinem neutralen Boden zu verweilen, im Zwange äußerer Umstände die Frage meiner Internierung knüpfen muß.

Nur gegen Bürgschaften nach außen kann der neutrale Staat mir Gastfreundschaft gewähren, kann er versuchen, gegen das schon laut werdende Verlangen, mich „auszuliefern", standzuhalten. So bin ich jäh in eine Zwangslage versetzt, an deren Möglichkeit bei der Erwägung des Gedankens dieser Hollandfahrt, angesichts des am 11. November um zwölf Uhr mittags eingetretenen Waffenstillstandes, niemand auch einen Augenblick nur dachte: nicht ich und nicht mein Chef oder die Herren meiner Umgebung, nicht der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Exzellenz von Hintze, und nicht die O.H.L. Wir alle waren der unangezweifelten Überzeugung gewesen, daß ich für mich genau die gleichen Rechte wie alle Herren des kaiserlichen Gefolges in Anspruch nehmen könne, von denen keiner interniert wurde oder interniert werden sollte, denen es anheim gegeben war, sich frei zu bewegen. So schwierig und qualvoll diese Besprechungen und Verhandlungen sich auch gestalten, sie werden von den Vertretern der holländischen Regierung im Geiste einer echten Menschlichkeit geführt. Jeder von den Männern, mit denen wir dabei in Berührung kommen, erweist sich, dem holländischen Volkscharakter entsprechend, als gerecht, als unparteiisch und als willig, für seine Unabhängigkeit und Überzeugung einzutreten.

Endlich erhalten wir dann auch etwas wie einen Anhalt für meine Zukunft. Der Oberst Schröder bringt die Nachricht, die holländische Regierung habe mir als Wohnort die Insel Wieringen angewiesen.

Wieringen? Die Insel Wieringen?

Niemand im Hause weiß, wo diese Insel liegen mag.

Wieringen?

Zum erstenmal im Leben höre ich den Namen, kann mir dabei nichts vorstellen, nichts denken.

Und lebe jetzt, da ich die Zeilen der Erinnerung schreibe, drei Jahre bald auf diesem kleinen Flecken fester Erde in der See.

Auch dieser letzte Teil der Reise ins Exil ist voll von kleinen Hindernissen, Widrigkeiten, Tücken.

Früh morgens nehmen wir von unserer guten Gräfin Abschied, um sieben Uhr verläßt der Zug den kleinen Bahnhof von Roermond. Ein holländischer Hauptmann ist uns als Begleiter beigegeben.

Gegen ein Uhr mittags sind wir in Amsterdam — sehr viele Neugierige auf dem Bahnhof, Militär zur Absperrung — und um drei Uhr kommen wir in Enkhuizen, einem kleinen Neste am Strande der Zuidersee an. Hier soll uns, wie wir schon auf der Fahrt erfuhren, eine Dampfyacht der Wasserbauverwaltung erwarten und nach der Insel Wieringen hinüberbringen.

Aber die Yacht hat sich im Nebel auf eine Sandbank vor Enkhuizen aufgesetzt — und läßt schön grüßen. Während meines hierdurch verursachten Verweilens produziert sich die Population von Enkhuizen in Schreien, Johlen, Pfeifen und Schimpfen. Eine nicht mißzuverstehende Geste nach dem Halse — und dann höher, die mir hierbei mit bemerkenswertem mimischen Aufwand immer wieder aus der Menge gezeigt wird, macht mir klar, wie tief das Zerrbild, das die Ententepropaganda von mir entworfen und verbreitet hat, auch im neutralen Ausland Wurzel faßte. Immer-

hin wirkt das alles nicht gerade neu belebend auf die Stimmung.

Endlich, nach langem Palaver, ist der Entschluß gefaßt, an Bord eines kleinen Schleppdampfers zu gehen und unsere Yacht zu suchen.

Also los! Über der Zuidersee liegt der Nebel so dick, daß man kaum zwanzig Meter weit sehen kann, und dazu fegt ein eisig kalter Wind vom offenen Meer herein. So steht man auf dem Deck des kleinen schlingernden Schleppers und starrt ins Grau. Stundenlang! Trostlos ist das. —

Endlich finden wir die Yacht. Aber viel Freude kann man an ihr nicht genießen: ihre Schraube ist gebrochen. Zunächst muß sie abgeschleppt werden, dann wird sie längsseits des Schleppers vertäut — und jetzt ist man wieder glücklich so weit, um nach Wieringen zu steuern.

Ja! Wenn man wüßte, wo Wieringen liegt. Im Nebel, in zunehmender Dunkelheit und bei starkem Sturm und Seegang suchen unsere fabelhaften Navigatoren stundenlang nach der Insel — und können sie nicht finden. Weg ist sie, wie aufgeschluckt von See und Nebel. Endlich, um zehn Uhr abends etwa, geben die Herrschaften das Suchen auf und beschließen, über Nacht vor Anker zu gehen. Aber auch das erweist sich nicht als die rechte Weisheit, denn der Seegang ist so heftig, daß die beiden Schiffe immer wieder gegeneinanderschlagen. Schon sind eine Anzahl von Nieten dabei gesprungen — und wenn's so weiter geht, haben wir alle miteinander die beste Aussicht, zu ersaufen. Also wieder herauf mit dem Anker!

Jetzt suchen wir nach dem Hafen Medemblik am Festlande; und weil auch kühne Seefahrer manchmal mehr Glück als Verstand haben, so finden wir ihn endlich gegen Mitternacht.

Wieringen? — Nur einen Vorgeschmack, der die Erwartungen nicht allzu hoch aufschießen läßt, brachte der hingegangene Tag. —

Aber am nächsten Tage gelingt das Werk! Am Morgen, da die See still geworden ist, gehen wir wieder auf das Schiff und erreichen gegen Mittag bei ruhig klarem Winterwetter die Insel.

Unvergeßlich die Eindrücke der Stunde, in der ich den Fuß auf den festen Boden des kleinen Fleckens Erde setzte.

Im Hafen wieder Menschen über Menschen, Einheimische, die still und mißtrauisch der merkwürdigen Einquartierung entgegenstarren, redselige Reporter aus aller Welt und fingerfertige Photographen.

Wie ein seltenes Tier, das sie jetzt glücklich eingefangen haben, kommt man sich vor. Und möchte jedem von diesen hastigen und geschäftigen Herren sagen: Fragt nicht und bleibt mir mit der Camera vom Leibe. Ruhe will ich — Ruhe, Sammlung, Fassung nach all dem Unglück — weiter nichts!

In einem uralten Wagen — sicher dem besten, den es auf der Insel gibt — geht dann die Fahrt nach dem Dorf Oosterland. Nach Tran und Mief und altem Leder riecht es in dem ehrwürdigen rumpelnden Kasten. Noch jetzt, wenn ich die Augen schließe und dieser Stunde gedenke, spüre ich den unvergeßlichen Geruch.

Vor dem kleinen arg verwohnten Pastorenhaus werden wir ausgefrachtet. Kahl, öde ist das alles.

Ein paar alte klapperige Möbel — richtig: Klamotten.

Kälte und Einsamkeit dazwischen eingenistet wie Gespenster.

Draußen vor dem Hause dreht die gebrechliche Karrete ächzend und stöhnend um und schlingert durch den Dreck in den Nebel hinein.

Daheim!

Die Kehle würgt es mir beinahe ab bei dem Gedanken.

Tage und Wochen, die so lichtlos und so bleiern lastend sind, daß sie sich kaum ertragen lassen.

Wie ein Gefangener, Geächteter bewegt man sich in diesem kleinen Kreise zwischen Menschen, die finster, scheu zur Seite schauen, wenn sie vorüberkommen, die im besten Falle neugierig einen Blick aus halb verdeckten Augen wagen. Ich bin der Blutsäufer und Kinderschlächter — man ist erbittert gegen die Regierung, die mich auf dieser Insel frei umhergehen läßt, die dieser ehrsamen Insel eine solche Last aufpackte.

Der Bürgermeister Peereboom hat zu tun, um die erregten Seelen zu beruhigen.

Und aus der Heimat tropfenweis Berichte über den Verlauf der Vorgänge, die einem schier das Herz zerbrechen wollen! Deutsche Zeitungen gibt es nicht. Aus holländischen Blättern, die veraltet sind, wenn sie der Eisenkahn vom Festland bringt, buchstabiert man sich

den Text der Londoner, Pariser, Amsterdamer Telegramme zusammen: Blut und Aufruhr. Das Schloß zerschossen und geplündert — Matrosenherrschaft — Spartakistenkämpfe — drohender Einmarsch der Entente.

Man möchte schreien um ein wenig Hoffnung, um ein wenig Licht für dieses Land, an dem man mit der letzten Faser seines Herzens hängt, für dessen Ruhe, dessen Rettung man jedes Opfer bringen würde!

Opfer? Ja — eines fordern sie auch noch von mir, und auch davon soll hier gesprochen werden.

Am 1. Dezember erscheint im Auftrage der Deutschen Gesandtschaft im Haag, die wieder eine Forderung der neuen deutschen Regierung damit zu erfüllen hat, der Legationssekretär von Pannwitz auf der Insel. Ein Korpsbruder von mir aus der Bonner Borussenzeit! — Weiß Gott, die Fahrt mag ihm nicht leicht geworden sein, und er hat sie wohl nur auf sich genommen, weil das, was er mir bringt, aus Freundesmund leichter zu hören ist als von einem Fremden.

Er soll einen formellen Verzicht auf meine persönlichen Ansprüche von mir erreichen.

Einen Verzicht? — Warum? — Wozu? — Die Herren in Berlin, die alle Macht in Händen halten und deren Stimmen nach ihrer Behauptung den Willen der Mehrheit des deutschen Volkes vertreten, sind doch bisher nicht so pedantisch und kleinlich vorgegangen, wenn es sich um Hohenzollernrechte handelte? Hat man denn nicht am 9. November die Abdankung Seiner Majestät und meinen Verzicht verkündet, ohne die Entscheidung des Kaisers abzuwarten, ohne mich auch nur

zu verständigen? Und hat nicht auch der gleiche Mund, der Seiner Majestät erst Wochen vorher den Treueid geschworen hatte, dann skrupellos die deutsche Republik ausgerufen? Was kann den Herren mein Verzicht da noch bedeuten? Ihr Stil hat sich doch bisher nicht mit derlei Kleinigkeiten abgegeben!

Aber da drängen doch auch andere Erwägungen heran und suchen Gehör: Was ist für einen Herrscher und für einen Thronanwärter — für den, der sich als erster Diener eines Staates fühlen darf, für den, der nach den überkommenen Gesetzen dereinst den ersten Dienst des Staates übernehmen soll — das wahre Fundament der Rechte, die er übt? Das Herkommen und der ererbte und verbriefte Anspruch allein? Oder gewinnt er nicht den wahren Inhalt des lebendigen Rechtes immer aufs neue erst durch das Vertrauen der Nation, die der Führerschaft des Trägers jener Tradition mit Willen folgt? Ist nicht eines ohne das andere halb und leer? Und kann ich an Vertrauen und Zugehörigkeit der Mehrheit aller Deutschen nach unserem Niederbruche — in dieser Stunde tiefster Nöte und Erniedrigung, in einer Zeit, in der so viele Hunderttausende mein Bild nicht anders als entstellt, verunglimpft, in einer Verzerrung meines wahren Wesens vor sich sehen, ohne weiteres glauben? — Nein!

Soll ich das Schauspiel geben, meiner deutschen Heimat als einer zu erscheinen, der auf einem Recht beharrt, an dem sie ihm vielleicht das Beste: die Liebe, das Vertrauen weigert? Soll ich durch ein starres Bestehen „auf meinem Schein" allen jenen, die im Reiche für den Monarchismus stehen, eine Kampfparole geben

— in einer Zeit, in der nach meiner tiefsten Überzeugung das Vaterland von allen, ob sie sich nun zur Republik, ob sie sich zur Monarchie bekennen, nur eines fordert: Innere Einigkeit gegen die raffgierigen Gelüste der „Sieger" rings um uns und Arbeit — Arbeit — Arbeit!? — Wiederum Nein!

Und gibt jemand, der in großer Not zum Wohl des Ganzen den Verzicht auf ein verbrieftes Recht erklärt, etwas von dem höheren freien Rechte preis, dem Ruf zu folgen, wenn er jemals aus dem Willen der Mehrheit an ihn ergehen sollte? Mein aus Liebe zu dem Vaterlande ausgesprochener Verzicht kann auch für mich kein Makel sein, sondern nur ein Zeugnis dafür, daß ich in einer Schicksalsstunde, in der es, angesichts des inneren Zwiespaltes und angesichts der Feinde draußen, nur darum gehen konnte, die Heimat um jeden Preis vor weiteren Aufsplitterungen zu bewahren, die Forderungen, die ihr nutzen konnten, begriff.

So gebe ich dem etwas posthumen Wunsche der neuen Regierung nach. Noch einmal: Nicht ihretwillen und nicht, weil ich das, was überkommenes Recht an meiner Stellung ist, durch die Gewalttaten des Umsturzes auch nur als berührt anerkennen wollte. Nein: Weil ich, was an mir liegt, wie nur irgend einer aus dem deutschen Volke, ehrlich dazu helfen will, Zündstoffe auszuschalten, das Gesunden und Erstarken des so schwer heimgesuchten Vaterlandes zu fördern. Durch Hingaben und Opfer — bis die Stunde kommt, in der auch ich durch schaffende Arbeit neben den Volksgenossen auf unserem Heimatboden wirken kann.

September 1921.

Ich habe die Seiten, die von meiner Fahrt nach Holland und auf die Insel und die von jenen ersten kaum erträglich schweren Wochen reden, wiederum durchblättert. Lebendig blickt mich die Qual dieser Vergangenheit aus ihnen an.

Und ist doch fern schon — drei Jahre bald!

Aus denen, die mich damals hier mit tiefem Mißtrauen und mit Verschlossenheit und Abwehr empfingen, sind längst Freunde geworden, die mich in ihre kleinen und großen Freuden und Leiden mit eingeschlossen haben, deren schlichter, gerader und gerechter Sinn mir meine Einsamkeit durch viele Zeichen einer treuen Neigung leichter macht.

Und doch, was mir das niederländische Volk in seiner Gastlichkeit auch gab, wie sehr die Stille und die Abgeschiedenheit der Insel mich vielleicht auch zu Vertiefungen und Bereicherungen der Erkenntnis führten — die deutsche Heimat konnten sie mich keinen Augenblick vergessen lassen. Die alte Liebe zu ihr und die Sehnsucht nach dem Vaterlande und seinen mir stammverwandten Menschen sind stark in mir wie je!

Die Stunde, diese Sehnsucht zu erfüllen und diese Liebe in werktätiger Mitarbeit am Aufbau zu bezeigen, ist für mich leider noch immer nicht gekommen, und so bleibt mir nur übrig, sie in Fassung und Geduld, im Widerstehen gegen all die Härte, die mir durch die Entfernung und die Einsamkeit auferlegt bleibt, zu erwarten. —

Ich habe auf diesen Blättern das Wichtigste aus meinem bisherigen Leben aufgezeichnet und willentlich nichts Wesentliches dabei übergangen.

Ich bin zu Ende.

Aber ich möchte die deutschen Menschen, die mir auf dem Wege meiner Schilderungen folgten, nicht von mir lassen, ohne ihnen die Wünsche mitzugeben, die mir für sie, für uns alle, für unser heiliges Vaterland, das uns geboren hat und in dem wir wurzeln — mag sein Erdreich nun blühen oder mag es dorren — auf dem Herzen liegen.

Was uns in unserem tiefen Druck und Elend vor allem nottut, damit wir uns wieder zur alten Höhe erheben mögen, ist innige Einigkeit auf dem Boden einer opferwilligen Liebe zum Vaterlande: Nationalbewußtsein — nationale Würde.

Weg mit den verhetzenden Schlagworten, die allen inneren Zwist verewigen und nicht zur Ruhe kommen lassen. Nicht das kann unser Ziel sein, einander immer wieder vorzuwerfen, wer nach der Meinung des anderen den Topf zerschmissen hat — einen neuen brauchen wir statt der Scherben! Und irgendwie waren wir Sünder allzumal.

Möge sich jeder, der heute berufen wird, des deutschen Volkes Schicksal an führender Stelle mitzulenken, der ganzen Schwere seiner Pflichten bewußt sein! Möge das so oft mißbrauchte und mißdeutete Wort „Freie Bahn dem Tüchtigen" endlich Wahrheit werden! Nur die Besten gehören an das Steuer! Die erprobtesten Fachkenner, die Tüchtigsten und Härtesten hervor: nicht darum, ob sie von rechts oder von links kommen, ob

sie „Vergangenheiten" haben oder nicht, ob sie Republikaner sind oder Monarchisten, Unternehmer oder Arbeiter, Christen oder Juden, geht die Frage, sondern nur darum, ob sie als ehrliche deutsch fühlende Männer gewillt sind, mit allem ihrem Können als geschlossene Kraft am Aufbaue zu wirken: einig nach innen — stark nach außen!

Gefesselt durch die unserer Ohnmacht aufgezwungenen Ketten des unerfüllbaren, verbrecherischen Drosselungsvertrages von Versailles liegt Deutschland seit drei Jahren hilflos darnieder. Hilflos, weil es in innerem Hader seine Kraft verzettelt, weil große Teile unseres Volkes noch immer den Rattenfängermelodien jener Schwärmer oder Schwindler lauschen, die ihnen das Locklied von der großen Weltbrüderschaft im Paradiese des Internationalismus vorsingen! Wie lange schon? Wie lange noch?! Macht eure Augen auf und seht um euch: ein einziges Beispiel dafür, daß nur der in Geltung ist, der auf sich hält, daß nirgends eine Bruderhand euch finden will, ist diese Welt ringsum. Seid Deutsche vor allem — und dann noch einmal! Bleibt auf dem harten Boden dieser reichlich realpolitisch aufgezogenen Erde und hebt euch die Romantik für bessere Zeiten auf, in denen ihr Kult weniger verhängnisvoll für das Ganze ist.

Glaubt mir: ein deutsches Volk, das sein Parteigezänk begräbt, das sich von dem öden Materialismus dieser letzten Jahre befreit und das, einig in der Liebe zu unserem arm gewordenen und doch so herrlich schönen Vaterlande, mit dem unbeugsam entschlossenen Willen, die Ketten von sich zu streifen, um seine Freiheit

ringt — ein solches deutsches Volk kann seine Fesseln brechen!

Aber Härte müßt ihr zeigen, und mit jener Inbrunst müßt ihr ringen, die nur die eine flammende Sehnsucht kennt: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!

Nicht zur Revanche rufe ich und nicht zu Waffen und Gewalt.

Den deutschen Geist rufe ich auf, den laßt erstarken: denn der Geist schafft die Tat und das Schicksal, und sinnlos ist das Werkzeug ohne ihn. — Vielleicht, daß dieser Satz der Schlüssel ist zu jenem Schicksal, durch das wir seit einem Menschenalter gingen — und zu dem anderen, in das wir, wenn wir unsere besten Kräfte hart zusammenfassen, als Überwinder aller Gegner schreiten werden.

Anzeigen des Cotta'schen Verlages

